

BODO LAMPE



SCHWERE LAST HOFFNUNG

Erste Auflage 2003

© Verlag Abencerage, Lampe.Bodo@web.de

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

BODO LAMPE

SCHWERE LAST
HOFFNUNG

ERZAEHLUNGEN

Verlag Abencerage 2003

INHALT

Die letzte Freundschaft	7
In Deinen weichen Haaren	46
Gauss oder ein beträchtliches Mass an Aufklaerung	76
Der kurze Abschied	183
Zwei alte Damen	195
In Rotenburg	198
Spartakus	210
Dem Zweck seine Massnahme	219

DIE LETZTE FREUNDSCHAFT

1.

Ich weiss nicht, ob es die dunkle Kneipe noch gibt, in der wir zum ersten Mal ins Gespraech kamen. Es war in Hamburg, im Herbst irgendeines Jahres in den fruehen 80ern. Wir arbeiteten beide im Anfaengerpraktikum Physik, ich als studentische Hilfskraft, er als Botanikstudent, der einen Schein fuers Vordiplom braucht, und wir begingen den Abschluss des ersten Praktikumsteils.

Holger und ich fanden schnell heraus, dass wir viel gemeinsam hatten; vor allem Interesse an Naturwissenschaften, Informatik und Politik (auf meine Neigung zur Kunst reagierte er nicht). Unter allen Gespraechsthemen trat aber sein Hass auf den Freund seiner Schwester besonders hervor. Da ich aehnliche, wenn auch nicht so weitgehende Probleme mit der eigenen Schwester hatte, eroeffnete sich ein weites Gespraechsfeld.

Er war 14 Monate juenger als ich und hat mich anfangs bewundert und stillschweigend als Autoritaet akzeptiert. Das aenderte sich im Fortgang der Freundschaft; und als sie nach 5 Jahren endete, hatte sich unser Verhaeltnis in mancher Hinsicht umgekehrt.

Obwohl schon 25, wohnte er noch bei seiner Mutter; der Vater war frueh gestorben. Die Familie lebt seit Generationen in einem Hamburger Vorort,

in einer Strasse, die ihren Namen traegt und vom Wohlstand der Jahrhundertwende zeugt. Zu der Zeit als ich ihn kennenlernte, besaessen sie nur wenig mehr als das verwinkelte grosse alte Haus. Waehrend sich ringsherum in den alten Buergerhaeusern neuer Mittelstand breitmachte und sie mit grossem Aufwand renovierte, verbarrikadierten sich die Ehlerts hinter Tannen, Efeu und Rhododendron und der Patina vergangener Tage.

Unter dem Dach lebte seine Schwester zurueckgezogen zusammen mit ihrem Verlobten. Obwohl ich Holger schliesslich oft besuchte, lernte ich die beiden nur aus seinen Erzaehlungen kennen. Der Mann sei ein fremder Eindringling und Schmarotzer, der ihn noch dazu an der Entfaltung seiner Persoenlichkeit hindere. Dass der Grund seiner Abneigung Eifersucht war, ist mir, wiewohl offensichtlich, erst spaeter klargeworden. Der Hass ging so weit, dass er sich halb im Scherz alle moeglichen Arten der Folter und des Todes fuer den zukuenftigen Schwager ausdachte und erwog, seine maennlichen Bekannten, mich eingeschlossen, auf seine Schwester anzusetzen.

Dass Holger bei seiner Mutter lebte und Ideen dieser Art verfolgte, mag ihn als einen Sonderling erscheinen lassen, und in gewissem Sinne war er das auch (genau wie ich), aber da er gut aussah und sehr gewinnend sein konnte, hatte er einen Schlag bei Frauen.

Das andere Geschlecht war auch der Motor, der unsere Freundschaft in Gang hielt. Eigentlich machten wir beide staendig Experimente, wie man es fertigbringt, mit einer weiblichen Wesen gluecklich zu werden, und bedurften einander, um die Ergebnisse zu besprechen. Zugleich lag in jeder Beziehung zu einer Frau der Keim zum Ende unserer Freundschaft, da wir uns dann seltener sahen und die Gespraechе oberflaechlicher wurden.

Er hat meine konfuse Frauensuche immer akzeptiert und auch meine larmoyante Trauerarbeit, wenn wieder eine der kurzen Bekanntschaften in die Brueche gegangen war. Einmal liess ich mich mit einer Ehefrau ein, die sich von ihrem Mann trennen wollte. Als sie sich aus Angst vor seiner Gewalttaetigkeit nicht nach Hause traute, unterstuetzte uns Holger umstandslos mit tatkraeftiger Hilfe und seelischem Zuspruch. Mein Verhaeltnis zu Ingrid (so hiess die Frau) steht im Mittelpunkt der Geschichte, die sich an diese melancholischen Vorbemerkungen anschliesst.

Es ist unmoeglich fuer mich, die Atmosphaere jener Tage mit Worten wiederzugeben, in denen ich so ganz anders lebte als heute. Ich war dumm und jung und befand mich, aehnlich wie ein Heroinabhaengiger (ohne dass ich jemals das Gift genommen haette), in einem Rausch der permanenten Selbstueberschaetzung, der die oede Lebenswirklichkeit in goldenes Licht tauchte und mich zum Mittelpunkt des Universums machte. Ich stand unter dem Dauerstress eines Menschen, der vom Leben viel erwartet - wissenschaftliche Erfolge, politische Veraenderungen, eine attraktive Frau -

und nicht erkennt, wie beschränkt seine Mittel sind. Erst viel später ist mir klargeworden, dass ich niemals in der Lage sein würde, andere durch meine Ideen zu begeistern - weder 'from outside' noch als 'Opinion Leader' - da ich die Ausstrahlung eines toten Fisches habe (um es drastisch zu formulieren). Unter den Nachwehen dieser Erkenntnis leide ich heute noch - und blicke voll Neid auf die vielen grossen und kleinen Geister, die es geschafft haben, sich zum Nabel der Welt zu machen.

Ich wohnte damals mit mehreren Kommilitonen in einer 4-Zimmer Altbauwohnung in Hamburg-Altona, Stresemannstrasse 136. Werner, mein zweitbestener Freund, war ein ruhiger Charakter, den ich in der Thermodynamikvorlesung kennengelernt hatte. Unter all meinen Freunden lastete der Alpdruck 'Frau' auf ihm am wenigsten. Es schien ihn nicht zu stören, jahrelang als Single allein zu leben. Ganz unaufgeregt hat er schliesslich mit Ende 30 die Frau fürs Leben gefunden.

Heidi, eine Pädagogikstudentin, repräsentierte mit ihren häufig wechselnden Männerbekanntschaften das weiblich-offene Element unserer Wohngemeinschaft. Sie war eine attraktive, sportliche Frau, die aus mehrfach enttäuschter Liebe wahllos Affären einging und keine Ordnung in ihr Leben brachte. Oft setzte sie den gesamten Inhalt unserer Haushaltskasse in Süessigkeiten oder Fruchtjoghurte um, so dass der Brotkasten am Wochenende leer blieb. Ich gestehe, auch ich habe mit ihr geschlafen, nicht lange nachdem sie bei uns eingezogen war. Und es hätte von mir aus gern mehr daraus werden können. Doch da sie auf schöne dunkelhaarige Männer fixiert war, liess sie mich schnell fallen. Falls ich eifersüchtig auf ihren nächsten oder uebernächsten Liebhaber war, so hielt ich mich jedenfalls unter Kontrolle und entwickelte im Laufe der Jahre eine Art brüderliche Freundschaft zu ihr.

Kürzlich war noch meine Schwester in die Stresemannstrasse gezogen und ersetzte eine Reihe von Mitbewohnern, die es nicht lange bei uns ausgehalten hatten. Mit ihr ging ich oft in hochgeistiges Theater, in Opern und sonstige Kulturveranstaltungen. Von der Stadtpolitik saftig subventioniert, waren die Eintrittspreise auch für Studenten erschwinglich.

Unsere Wohnung war laut - die Stresemannstrasse ist eine der vierspurigen Hauptverkehrsadern der Hansestadt. Im Hintergarten verkehrte die S-Bahn, die im Minutentakt mit kreischenden Bremsen in den Holstenbahnhof einfuhr. Ich habe mein Fenster, das zur Strasse hin lag, meistens geschlossen gehalten.

Die vier Räume, die uns als Schlaf- und Arbeitszimmer dienten, gruppierten sich um die Wohnküche, in der das soziale Leben stattfand. In jedem Zimmer stand ein Kohleofen, den man im Winter mindestens zweimal täglich befeuern musste, wenn man nicht frieren wollte. Das Haus war vor dem Krieg für Arbeiterfamilien aus Altona entworfen worden und von guter Bausubstanz. Die Wohnungen waren geräumig, und anders als

bei vielen staedtischen Neubauten, wo die Zimmerdecken drohend niedrig haengt und an jedem Quadratmeter gespart worden ist, genuegten selbst die beiden als Kinderzimmer vorgesehenen Raeume den Anspruechen von Studenten, die mit einem BAFOeG Darlehen von 700 Mark auskommen mussten. Die Waende waren weiss oder meist einfarbig gestrichen, wobei sich die Farbe nach dem Temperament des jeweiligen Bewohners richtete.

Jeder von uns besass ein Bett oder wenigstens Matrazen, einen Schrank oder Kommode, einen Schreibtisch, eine Stereoanlage und ein oder zwei bis zur Decke reichende Regale, die je nach Anspruechen, Vorlieben und Finanzlage von IKEA oder einem anderen preiswerten Anbieter oder vom Sperrmuell stammten, und meist auf kreative Weise im Zimmer aufgestellt wurden.

Die Einrichtung der Kueche war praktisch, bis auf das niedrighaengende Waschbecken, das beim Spuelen zu Kreuzschmerzen reizte, und einen weissgefliesten Ofen, der zum Heizen und Kochen gedient hatte, bevor er in den 60er Jahren um einen Elektroherd ergaentz worden war, der auf eleganten Stelzen daherkam. Im Zentrum der Kueche aber stand ein grosser sauberer Linoliumtisch, an dem wir uns abends oft versammelten, wenn wir von der Uni heimkamen und keine Verabredung hatten. Dort wurde gegessen, geraucht und geredet, und jeder Gast war herzlich willkommen.

Bei Heidi waere Holger gern zum Zuge gekommen. In seinen Augen war sie ein huebsches nettes Maedchen mit vielen Komplexen, die sie durch dummes Geschwaetz uebertoente. Er verliebte sich in ihre langen Beine, ihr lockiges Haar und wohl auch (nachdem er sie schliesslich besessen hatte) in ihr Geschlecht. Sie schlief ein paarmal mit ihm; doch als er sie zu sehr bedraengte, erhielt er den Laufpass.

Es hoert sich vielleicht so an, als herrschten in meinem Bekanntenkreis lockere Sitten; doch dies trifft keineswegs zu. Werner zum Beispiel hatte selten eine Frau und ich selber schlief nur mit solchen, mit denen ich mir eine dauerhafte Beziehung mindestens vorstellen konnte.

Auf dem Hoehepunkt unserer Freundschaft waren Holger und ich fast wie ein Ehepaar und sahen uns wohl alle 2 Tage, indem entweder er nach der Uni in der Stresemannstrasse vorbeikam oder ich ihn draussen in Klein-Flottbek mit dem Auto besuchte.

Ich fuehlte mich dort wie zu Hause. In warmen Sommern sassen wir in Korbstuehlen auf der hoelzernen Veranda und spannen verrueckte Ideen. Wir erwogen, Computer mit ausserirdischer Intelligenz zu programmieren, oder eine Firma zu gruenden, die Raketen mit Photonenantrieb ins All schieisst. Wenn wir schwiegen, traeuemten wir von tollen Frauen mit Schlafzimmersaugen und grossen Bruesten, waehrend pollentrunkene

Schmetterlinge ueber die windgeschuetzte Gartenlichtung zu den Rosenbeeten taumelten.

Einmal drehten wir einen Film, d.h. wir liehen uns eine Videokamera und interviewten uns gegenseitig. Mit Havannas im Mundwinkel meditierten wir ueber die Zukunft der Welt und der Geschlechter. Holger bestand darauf, zum Bundeskanzler gewaehlt zu werden. "Du wirst nicht lange Kanzler bleiben", erwiderte ich, "ich werde gegen dich putschen." Dann verlangte ich ein Fahrrad. Waehrend ich freihaendig die abschuessige Wiese vor dem Haus herunterrollte, rief ich die Revolution aus. Als ich ins Rutschen kam und schliesslich am Boden lag, kicherten wir wie Kinder und konnten uns nicht beruhigen. Der Film, dieser Fehltritt, verstaubt heute irgendwo in seinen Regalen.

In der dunklen Jahreszeit fuehrten wir lange, melancholische Gespraechе in der Kueche meiner Wohngemeinschaft oder in seinem grossen, fensterlosen Schlafzimmer, wo er kleine, seltene Pflanzen in einem Terrarium zuechtete.

Das Ende unserer Freundschaft kam ungefaehr ein Jahr nach meiner Trennung von Ingrid. Ich hatte ein kurzes, trauriges Verhaeltnis mit seiner Schwester, die sich von ihrem Verlobten getrennt hatte und die Maenner aus Holgers Bekanntenkreis ausprobierte.

Danach zog er sich voellig von mir zurueck und kraenkte mich mit Bemerkungen wie der, dass er nur noch in die Stresemannstrasse komme, um Heidi irgendwie zu verletzen. Hierauf habe ich ihn hinausgeworfen und bin ihm seither nicht mehr begegnet.

Ich habe nie wieder einen Freund wie ihn gefunden. Abgesehen vom Sex mit Ingrid war er das beste, was mir jene Zeit zwischen 20 und 30 gegeben hat.

2.

Ich war damals Mitte 20 und jobbte als Aushilfslehrer an einer Schule in Bahrenfeld - eine dieser nichtssagenden Lehranstalten, wo Hase und Igel einander gute Nacht sagen. Die Lehrerschaft bewegte sich im Mittel auf die 40 zu, ein Alter, in dem sich die meisten Menschen, und zumal deutsche Studienraete, geistig zur Ruhe setzen.

Ich nahm die Arbeit nicht sonderlich ernst. Indem ich meinen Primanern ein modernes Bild der Physik vermittelte, hielt ich mich nicht an den Lehrplan. Da ich schulische Leistung verachtete, gab ich allen Schuelern am Jahresende die Note 'sehr gut'.

Der Schulleitung, die mich daran hindern wollte, kam ich frech; denn ich war jung und hatte Kraft und Lust zu streiten. Ich bestand auf meiner Notengebung.

Konsequenterweise wurde ich im naechsten Schuljahr nicht weiterbeschaeftigt. Da man sich beeilte, mein Verhalten hoeheren Ortes bekannt zu machen, habe ich seit damals als Lehrer in Hamburg keine Chance mehr. Eine Akte mit meinem 'Schandtat'en verstaubt in irgendeinem Regal in der Hamburger Kulturbehoerde, zur allfaelligen Benutzung, falls ich mich jemals dort bewerben sollte.

Mir kann's recht sein. Mein Trachten ging nie dahin, Anderen Weisheiten, Kenntnisse oder Ueberzeugungen einzupauken. Lieber vertraue ich mich meinen Tagebuechern und Festplatten an und hoffe, dass spaetere Generationen auf sie aufmerksam werden. Ich stelle mir vor, wie einer meiner Nachkommen - Leseratte wie ich - sie in alten Kisten findet. Er wird sich in die Notizen, Aufsaezte und Prosa vertiefen; und vielleicht werden sie seine eigenen Texte befruchten. Er wird verstehen, was ich ueber die fuenfte Dimension schrieb, die die Utopie ist, und die Ewigkeit.

Mein Ausflug in die paedagogischen Gefilde hatte einen Aspekt, den ich bei meiner derzeitigen Taetigkeit vermisste - den weiblichen. In meinem Beruf sind Frauen die Minderheit, bei Schuelern und Lehrern halten sie sich dagegen mit den Maennern die Waage. Leider verlieren Frauen ueber 40, auch Lehrerinnen, den Reiz der Fruchtbarkeit, fuer den mein Testosteron einen hoeheren Sinn hat. Nach einem kurzen Studium der Figuren und Physiognomien hielt ich mich an die Schuelerinnen, deren pubertaere Unmittelbarkeit mich faszinierte.

Ich bin sehr vorsichtig zu Werke gegangen: wie jeder Paedagoge muss auch ein junger Aushilfslehrer darauf achten, sich seinen Schuelerinnen nicht in unrechtmassiger Weise zu naehern. Das liess mir wenig Spielraum, und ich habe wegen meiner Vorsicht schliesslich nie von diesem Wein getrunken.

An der Schule gab es ein mittelgrosses Spiegelteleskop, das ich mir auslieh, um mit der Klasse abends die Sterne zu studieren. Eines Freitagnachmittags lud ich die Rohre, Stangen und Stative mit Holgers Hilfe in den Kofferraum meines alten Opel. Wir hofften, dass keine Schraube fehlte und es sich im Dunkeln zusammenbauen liess.

Schliesslich standen wir mit unserem montierten Teleskop gluecklich auf einem weiten dunklen Feld. Die Sterne leuchteten. Die Schueler gesellten sich dazu. Sie standen in kleinen Gruppen, die Maedchen etwas abseits und kaum gegen den Nachthimmel zu erkennen. Waehrend Holger und ich einen nach dem anderen am Refraktor vorbeilosteten, warteten wir auf eine Gelegenheit. Doch die Nachtluft war kuehl und der Kosmos abweisend. Die

Schueler langweilten sich. Ich stellte fest, dass Teleskope nicht der richtige Weg sind, um mit jungen Maedchen ins Gespaech zu kommen.

Es wurde Mai. Das Schuljahr ging zu Ende. Bald wuerde ich aller Lehrerverantwortung ledig sein und hemmungslos Schuelerinnen vernaschen koennen. - Doch leider, ich bin kein Casanova, und wie man sehen wird, kam auch noch Anderes dazwischen.

Zuerst lud ich meine Klasse zu einer Party ein, die ein Kommilitone, mit dem ich gut bekannt war, weil er am gleichen Institut seine Doktorarbeit schrieb, in seiner geraeumigen Wohnung in Eppendorf feiern wollte. Er hatte mich bestuermt, die Schuelerinnen herzubitten, da er die Schoenheiten, von denen ich schwaermte, gern selber kennenlernen wollte.

Karsten lebte in einer '2er WG', zusammen mit Robert, einem gutaussehenden Jurastudenten, der auf mehreren Feuern kochte und sich nicht entschliessen konnte, mit einer seiner Freundinnen zusammen zu ziehen. Ich werde nie verstehen, wie es Robert und wenige andere Glueckspilze erreichen, dass sie staendig angerufen und belagert werden und Dutzende gebrochener Herzen ihrem Weg saeumen. Mir schwant, dass sie aus Worten und aus Schoenheit und Ausstrahlung unbekannte Zauberstraenke mischen, die sie den Frauen verabreichen. Seine derzeitige Favoritin kam aus Marburg und war so versessen auf ihn, dass sie jedes Wochenende in Hamburg antanzte - eine aeusserst bequeme Situation, da er sich unter der Woche mit anderen Gespielinnen amuesieren konnte.

Warum die Hessin trotzdem bei ihm blieb? Ich weiss es nicht. Sie war so fraulich und begehrenswert, dass ihr alle zu Fuessen lagen. Nur ein Wort, und sie haette jeden von uns haben koennen. Doch sie wollte Robert und sonst niemand.

Karsten dagegen litt, wie der Rest von uns, an der verbreiteten Krankheit akuten Frauenmangels. Obwohl sportlich und interessant, ein quirliger Typ, mit dem sich niemand je langweilen wuerde, fand er keine Partnerin fuers Zusammenleben. Sein Fehler war vielleicht, dass er nur huebsche Frauen in Betracht zog. Seine letzte Freundin, eine unglaublich schoene 20jaehrige, hatte ihn wegen eines Zahnarztes und Tenniscracks verlassen, von dem sie sich bald darauf schwaengern liess - fuer Karsten eine Schmach ohnegleichen. Attraktive Frauen haben einfach zuviele Moeglichkeiten ...

Alle zwei Monate liessen die beiden so unterschiedlich erfolgreichen Maenner eine riesige Fete steigen, mit Musik und Alkohol und Dutzenden von Gaesten, hauptsaechlich Twens und Studenten der hoeheren Semester. An Weiblichkeit herrschte kein Mangel, da Robert ein weites Umfeld von Frauenbekanntschaften hatte (das sich fuer seine Freunde leider als nicht weit genug erwies).

Voller Hoffnung warteten wir an jenem Abend auf die jungen Maedchen, meine Schuelerinnen, die in hellen Scharen Karstens Wohnung stuermen sollten. Wie gross war unsere Enttaeuschung, als nicht eine von ihnen sich auf der Party blicken liess und nur ein paar der Jungen sich zu uns verirrten. Es war 9 Uhr 30 vorbei, als sich ein aufgebrachter Karsten mir mit anklagender Miene zugesellte und raunte, er fuehle sich betrogen. Auf die pubertierenden Buerschchen koenne er gut und gerne verzichten!

Ich konnte seine Gefuehle gut nachempfinden und verzieh ihm die Ruppigkeit. Nach seiner letzten Fete hatte ich ihn auf einem Sofa hemmungslos weinen sehen. Baeuchlings lag er da und schluchzte ins Kissen, waehrend wir, seine verkaterten Freunde, die Wohnung aufraeumten.

Um es vorwegzunehmen: an diesem Abend im Mai ist er wieder leer ausgegangen. Erst ungefaehr zwei Jahre spaeter, nach einer langen Durststrecke, hat er gluecklich eine neue Freundin gefunden.

Am Nachmittag vor der Fete war ich mit meiner Schwester in Worpswede gewesen, einem Dorf unweit von Bremen, das in den 20er Jahren als Landflucht progressiver Kuenstler bekannt geworden und mit seinem idyllischen Ambiente zu einer Erwaehnung in allen Reisefuehrern gekommen ist. Es war ein schoener Maientag, mit reichlich blauem Himmel und Schaefchenwolken, mit Reetdachhaeusern voller impressionistischer Gartengemaelde, mit Birken- und Buchenalleen und viel Schilf an Seen, Fluessen und Kanaelen. Und nun sollte er so frustrierend fuer mich enden?

Um 10 waren die meisten meiner Schueler wieder fort - sie haben wohl instinktiv gespuert, wie unerwuenscht sie dem Gastgeber waren. Die Party aber steuerte ihrem Hoehepunkt zu. Staendig stroemten neue Gaeste in die Wohnung und diffundierten in alle Raeume. Eine Altbauwohnung in Eppendorf ist fuer Feten wie geschaffen: Bereits der marmorierte Hausflur schafft eine feierliche Empfangsathmosphaere. Die Zimmer sind gross und mit Eichenparkett ausgelegt, auf dem die Patina gehobener Ansprueche liegt. Jeder Raum laesst sich nach Belieben umgestalten, indem man einzelne Moebelstuecke kurzerhand beiseite schiebt. So gab es eine Tanzhalle (in Karstens grossem Arbeitszimmer), einen Sitz-, Schwatz- und Stehpartyraum (in Roberts grossem Schlafzimmer) und zum Essen die grosse Wohnkueche mit Salaten und Getraenken. In der Kleiderkammer, die reichlich Platz fuer 4 Wandschraenke und ein breites Bett bot, stapelten sich die Jacken und Pullover der Partygaeste.

Ich schaezte, dass am Ende mehr als 100 Besucher in der Wohnung waren - von denen ich hoechstens ein Viertel kannte. Waehrend die meisten gerade in Fahrt kamen, fand ich mich mit dem Los des Losers ab, fuer den sich nicht mal ein paar Pipi-Maedchen interessierten. Ich war in einer merkwuerdig schwebenden Stimmung und fuehlte mich melancholisch und ausgeschlossen wie ein Fremder von einem anderen Stern.

Nach dem Essen war in Roberts Zimmer kein Platz zu finden. Daher sass ich verdrossen auf einem unbequemen Stuhl am Rande der Tanzflaeche. Waehrend ich gelegentliche Belanglosigkeiten mit meinem ebenso ungluecklichen Stuhlnachbarn wechselte, beobachteten wir ein paar mehr oder weniger attraktive Frauen, von denen einige allein und andere mit Partnern tanzten.

Die Zeit verging. Das Gehopse und Geschunkle, das Gestikulieren und die laute Musik interessierten mich schon lange nicht mehr. Ich ging noch einmal hinueber ins andere Zimmer und quetschte mich auf ein Sitzkissen. Eben wollte ich die Beine ausstrecken und mich entspannt zuruecklehnen, da trat eine Frau herein.

Sie schwankte ein wenig; denn sie hatte getrunken, und sie schwenkte ein leeres Weinglas, um ihre Bewegungen zu koordinieren. Dann rief sie, mit einer Stimme, die lautes Sprechen nicht gewohnt ist: "Gibt es denn hier niemanden, der tanzen will?"

Ihr Blick fiel auf mich - vielleicht weil ich vorn sass und sie beobachtete, waehrend die Meisten sich unterhielten. Ich wurde ziemlich nervoes. Immer wenn ich eine begehrenswerte Frau treffe, befaellt meine Stimme ein leichtes kaum merkliches Zittern. Die Haende werden feucht und Verlangen verdraengt den Verstand. Mein Herz macht Huepfer und unter dem Bauchnabel zieht sich das Zwerchfell zusammen. Nur nach aussen bleibe ich cool. Jetzt fuhr durch die Nebel meines Bewusstseins ein einziger klarer Gedanke: "Von allen auf der Party ist das die, mit der ich am liebsten schlafen wuerde!" und ich antwortete ueber die Geraeuschkulisse hinweg: "Ich wuerde schon tanzen ..."

Obwohl sie meine Antwort registriert und mir zugnickt hatte, verliess sie befremdlicherweise das Zimmer. "So what?" dachte ich und zuckte innerlich mit den Schultern. Ich folgte ihr nicht.

Nach einiger Zeit kam sie zurueck, beugte sich zu mir herunter und fragte, ob mir meine Antwort ernst gewesen sei. Sie sprach so leise und unsicher, als koenne sie nicht glauben, dass jemand mit ihr tanzen oder sich ueberhaupt mit ihr abgeben wolle. Ihre Hilflosigkeit loeste bei mir eine unbestimmte Zaertlichkeit und Sehnsucht aus und ruehrten an meine Beschuetzerinstinkte.

Wir begaben uns auf die Tanzflaeche und tappten ein bisschen herum. Da sie der Alkohol schwindelte, lehnte sie sich an mich und bald tanzten wir eng aneinander gedraengt. Ich spuerte ihren Busen, den ich unter dem engen weissen T-Shirt schon vorher wahrgenommen hatte, und bekam vor Begierde ganz weiche Kniee. Schlag jetzt die Stunde der Verfuehrung, die jeder in meiner Lage kaum erwarten kann und der er sich doch nicht gewachsen fuehlt? Aber ich fing mich wieder, und als ich begann, mit der

Hand ueber ihren Ruecken zu streicheln, sagte sie geschaeftsmaessig: "Ich muss dir sagen, dass ich verheiratet bin."

Das weckte mich aus meinen Traeumen. Ich stoehte innerlich vor Enttaeuschung und meine Haltung versteifte sich. Sie bemerkte die Irritation und nahm meine Hand. Ueberganglos sagte sie: "Ach komm" und zog mich von der Tanzflaeche, in einen dunklen toten Winkel des schlecht beleuchteten Raumes. Mein Gewissen knierschte wie ein verrostetes Scharnier, aber der Trieb war zu stark. Ich dachte: "Andere haben die schoensten Frauen zuhause und ich habe gar nichts", und entschuldigte damit dies und alles folgende Fehlverhalten.

Es gibt im Leben eines Mannes seltene Momente vollkommenen Gluecks, wenn eine Frau, die ihm wirklich gefaellt, die Augen auf ihn richtet und ihn nicht wieder los laesst. Wenn sie seinen Blick noch und nochmal gierig erwidert, schmilzt er dahin wie Butter in der Sonne. Riesige Brecher ploetzlich aufflammender Leidenschaft branden in immer neuen Wellen gradenlos ueber ihn hinweg. Ueberwaeltigen ihn. Zuerst ist er trunken und taumelt vor Freude, dann bricht ein Raketenfeuer los, in dem immer neue Treibsaeetze gezuendet werden und das ihn ins Weltall katapultiert, weit zu den Sternen.

So empfand ich diese Minuten. Ich waehnte, zwei verwandte Seelen haetten sich getroffen, die mehr ineinander sahen als das Geschlecht des anderen. (Klingt gut! Aber wer nimmt mir das ab?) Ich dachte: "Wenn ich sie auf ewig so festhalten koennte!"

Wir lagen zusammen auf einem schmalen, rotbraunen Sofa. Voller Wollust beruehrte und streichelte ich ihren. Noch mehr als dieser aber erregten mich ihre leidenschaftlichen Reaktionen. Wir kuessten uns wie wilde, verdurstende Tiere. Vergessen all die Schuelerinnen! Vergessen das Elend frustrierender Frau-loser Wochen und Monate! Vergessen alle Zweifel an meiner Verfuehrungskunst, vergessen, alles vergessen! Endlich eine Party, in der die Post abging!

Ingrid war Ende 20 und neu in Hamburg. Sie und ihr Mann Ulrich waren alte Bekannte Karstens aus Muensteraner Studententagen und gegen 9 gemeinsam in seiner Wohnung erschienen. In ihrer Ehe waren sie sich so fremd geworden, dass sie sofort auseinanderstrebten, um die Fete wie Singles zu erleben.

Als wir aus den Tiefen der Lust emportauchten, geschah alles ganz zwangslaeufig. Ich sah sie an. Ihre Augen schimmerten unter langen Wimpern und sie sagte: "Ich will jetzt mit dir schlafen."

Mir ging es genauso. Trotzdem haette ich die Sache lieber verschoben, da ich selten uebereilte Entschluesse fasse und den Ehemann im Nebenzimmer und nichts ueber seine Aggressionsbereitschaft wusste.

Schliesslich liess sich der Hinweis, sie sei verheiratet, auch als Warnung vor Ulrich auffassen.

Sie wollte jedoch unter keinen Umstaenden auf ihre Triebabfuhr verzichten. Ich habe mehrfach bei Frauen erlebt, dass man sie in ihrer Begierde gefangen halten kann, wenn die Erregung einen kritischen Punkt ueberschreitet. In solchen Momenten kann sich der Mann ein gleichsam distanzierendes Verhaeltnis zum weiblichen Draengen erlauben, ohne befuerchten zu muessen, dass ihm ihre Vagina entgeht. Fieberhaft und ohne Skrupel erwog sie die Moeglichkeiten. Da fielen ihr die Kleiderkammer und das Gaestebett ein. Mit gesenkten Koepfen schlichen wir durch den leeren Wohnungsflur. Die Kammer war so voller Jacken und Pullover, dass man sich kaum bewegen konnte. In der Tuer steckte innen ein Schluessel, den ich kurzerhand umdrehte. Wir hofften instaendig, dass niemand kaeme; jedes Klopfen oder Hantieren an der Klinke - ganz zu schweigen von einem Ehemann, der sich gewaltsam Zutritt verschafft - wuerde unsere Befriedigung mindern.

Hastig raeumten wir das Bett frei und fielen, ohne uns um das sonstige Durcheinander zu kuemmern, uebereinander her. Ich zerpte an den engen Jeans, die sich mehr zierten als die Frau, die in ihnen steckte, dann streifte ich ihren Slip ab, waehrend sie sich am Guertel meiner Hose zu schaffen machte, die mir zusammen mit der Unterhose auf die Knie rutschte. Nach einem kurzen Blick auf die nur noch mit einem T-Shirt bekleidete Eva und ihren herrlichen Unterleib warf ich mich auf sie und drang hemmungslos in sie ein.

Ich kam fast sofort. Ich entleerte mich in ihr. Alles, was sich wochenlang in Hirn und Hoden aufgestaut hatte, floss aus mir heraus. Ich kuesste ihren Hals, ihre breiten, weichen Lippen und knetete abwechselnd und in schneller Folge Hintern und Brueste, an deren direkter Beruehrung mich der Stoff ihrer Bluse hinderte, bis ich sie kurzerhand hochschob. Die schiere Grosse ihres Busens (ich liebe grosse Brueste ueber alles) ueberwaeltigte mich, stachelte meine Leidenschaft immer wieder an. Ich kam zum zweiten- und schliesslich - atemlos - zum dritten Mal. Ich glaube, dass Ingrid mein unstillbares Verlangen dieses Abends wie eine Trophaee fuer immer bei sich tragen wird.

Nach dem Verkehr rollte ich mich von ihr ab, stand auf und knoepfte scheinbar emotionslos die Hose zu. Leicht benommen nahmen wir mit einem fluechtigen Kuss Abschied. Da mir der Ehemann nicht ueber den Weg laufen sollte, verliess ich unverzueglich die Party, indem ich mich durch die Wohnungstuer davon machte, die von der Kleiderkammer in drei Schritten zu erreichen ist. Wenn Ingrid mich wiedersehen wollte, wuerde sie meine Nummer von Karsten erfahren.

Trotz aller Vorsicht hatten wir bei mehreren Gaesten mit unserer Knutscherei Aufmerksamkeit erregt, und Ulrich bekam im Laufe des Abends

anzuegliche Bemerkungen ueber verschaerftes Flirten von Ehefrauen zu hoeren. Die Vorwuerfe, die er Ingrid daraufhin machte, liessen sie voellig kalt. Sie hat mir spaeter gesagt, dass ihr nichts mehr wehgetan haette als das Gefuehl des Verlassenseins, waehrend sie aus der Kammer allein in die lauten Partyraeume zurueckkehrte. Die Wirkung des Alkohols war verfliegen, und die droehenden Schlager und nichtssagenden Gespraechе schienen ihr voellig banal. Grenzenlose Sehnsucht - nach mir! - machte sich in ihr breit, und ihre Gedanken drehten sich um Fragen von der Art "Werde ich ihn wiedersehen?" und "Hat er ueberhaupt noch Interesse an mir, nachdem ich so leicht zu haben war?".

Unterdessen sass ich im Auto. Ich nahm mir Zeit, bevor ich den Motor anwarf. Ich zitterte vor Aufregung und Glueck und wurde von einem seltsamen Gefuehlswirrwarr bestuermt. Ich fuehlte mich befriedigt und zugleich verbrannt, befreit wie melancholisch.

Um von keinem Bekannten gesehen zu werden, fuhr ich schliesslich ein paar hundert Meter die Strasse hinunter. Ich stoppte den Motor, schloss die Augen und bedachte den Vorgang. Die Entscheidung, ob wir uns wiedersehen wuerden, blieb ihr ueberlassen. Ich brauchte im Moment nur auf ihren Anruf zu warten; das war eigentlich sehr bequem. Ich hatte Sorgen genug mit meinem Gewissen.

Dann fuhr ich versonnen nach Hause - durch menschenleere Strassen und Gassen, die Lichter und Reflektionen der Nacht hatten einen besonderen Glanz, eine konzentrierte Naehе, als waere ich durch die Ereignisse in eine andere, intensivere Wirklichkeit katapultiert worden. Daheim ging ich sofort in mein Zimmer, loeschte das Licht und streckte mich auf das Schlaflager hin. Waehrend ich auf dem Ruecken lag und an die Zimmerdecke starrte, lauschte ich auf die Geraeusche der Umgebung und dachte ueber Ingrid nach.

3.

Um der Wahrheit gerecht zu werden: die beschriebene Szene in der Kleiderkammer hat es nie gegeben, nur in meiner Fantasie hat sie sich abgespielt und geistert noch heute manchmal durch meine Gedanken, fast so, als habe sie sich tatsaechlich ereignet.

Ausser ein paar Kuessen und Beruehrungen ist an jenem Abend nichts geschehen. Doch haben sie in Ingrid ein solches Verlangen ausgeloeest, dass sie alle Hemmungen ueberwand, die eine Frau gewoehnlich daran hindern, einen mehr oder weniger Unbekannten anzurufen. Am Telefon sprach sie leise, schuechtern und voller Furcht, ich koenne zu abweisen. Wie aus weiter Ferne hoerte ich sie sagen, dass sie mich wiedersehen wolle.

So sehr ich innerlich vor Zuneigung ueberstroemte, und allein ihre Stimme ein Herzflimmern bei mir ausloeste - wie wenn auf selten gespielten Saiten eine Schlagermelodie zum Klingen gebracht wird - so tat ich doch ganz neutral, ich wollte sie in diesem Stadium nicht mit Ueberschwenglichkeiten erschrecken. "Ja, gern", sagte ich nur und fragte, wann wir uns treffen sollten. Ihren Vorschlag, am Dienstag nachmittag, nach einer ihrer Vorlesungen, in einer entlegenen Ecke des Campus zusammen zu kommen, nahm ich sofort an.

Fuer mich war es ein eher umstaendliches Rendezvous; ich musste zur Hauptverkehrszeit von meiner weit ausserhalb gelegenen Arbeitsstaette in die Hamburger City fahren, in die Grindelallee, wo die meisten Gebaeude und Hoersaele der Universitaet wie gebueckt und geschuetzt vor den Winden der See in einem Karree beieinanderliegen. Obendrein wuerde sie wenig Zeit fuer mich haben und alsbald nach Hause muessen. Doch ich haette alles Erdenkliche auf mich genommen, ich sehnte mich nach ihr und fuehlte mich mit ganzer Seele zu ihr hingezogen - wie ein Verdurstender zum Wasser, ein Ertrinkender ans Land oder wie ein Hungriger an die reich gedeckte Tafel, wenn ich auch nicht darueber nachzudenken wagte, in welche Richtung sich unsere Bekanntschaft entwickeln wuerde.

10 Minuten vor der Zeit stand ich ziemlich aufgereggt an der verabredeten Stelle. Eine frische Brise wehte ueber den Platz, den ich von meinem leicht erhoehten Standort gut ueerblicken konnte, und fegte am Himmel die Wolken vor der Sonne fort.

Als sie aus der Drehtuer des Phil-Turms trat, einem ockerbraunen Hochhausblock, in dem man vor Jahren die widerstrebenden (weil aus ihren Jugendstilvillen vertriebenen) geisteswissenschaftlichen Fakultaeten zusammengepfercht hatte, und mit wehendem Rock auf mich zu schritt, freute sie sich sichtlich, mich schon in der Fruehjahrssonne wartend zu sehen. Waehrend des ganzen Seminars war sie unruhig auf der unbequemen Holzbank hin und her gerutscht und sich, je naeher das Ende heran rueckte, immer sicherer geworden, dass ich es mir anders ueberlegt hatte und die Verabredung nicht einhalten wuerde.

Als sie mich dann doch in meinem windgeschuetzten Winkel entdeckt hatte, war ihr Herz fast stehengeblieben, und waehrend wir nun zu einem Brunnen schlenderten, wo man sich auf einer Steinplatte niederlassen und dem bunten Treiben auf dem Campus zusehen konnte, pulsierte es heftig. Um diese Stunde war man dort ziemlich allein - nur selten verirrte sich der Blick eines vorbeieilenden Studenten zu uns herueber - und hatten keine Schwierigkeiten, unseren intimen Kontakt fortzusetzen. Wir schauten uns an, die Augen vor Glueck und Verlangen geweitet, ich nahm ihre Haende und dann umarmte ich sie, und sie lehnte sich an mich, und es dauerte nicht lange, da kuesste ich ihren Mund, strich mit den Fingern ueber ihre Bluse und schliesslich, ich konnte nicht anders, fuhr ich ihr von oben in den

BH. Ich wollte endlich ihre nackten Brueste beruehren. Als ich die Brustwarzen erreichte, seufzte sie auf.

Nur die Furcht, irgendein Bekannter koenne uns entdecken, hielt uns davon ab, weiter zu machen. Wir liessen voneinander ab und besprachen, wann und wo wir uns eingehend und unbeobachtet miteinander beschaeftigen konnten. "Ich moechte mich mal richtig ungestoert mit dir unterhalten", sagte ich, und sie hauchte: "Ich auch".

Wir verabredeten uns Freitag Vormittag um 9 Uhr 30 in meiner Wohnung und wussten beide, oder erwarteten jedenfalls, dass wir uns dort lieben wuerden. Ihr Freitags-seminar, meinte sie, koenne sie unbedenklich ausfallen lassen, ohne das Pensum des laufenden Semesters zu versaeumen.

Es ist ein beneidenswerter - und nicht der einzige! - Vorzug des Studentenlebens, dass man seine Arbeit ziemlich frei einteilen und der Liebe oder sonstigen Hobbies unterordnen kann. Von anderen Vorteilen, wie den langen Semesterferien, in denen man reisen kann, soweit die knappen Mittel tragen, ganz zu schweigen. Noch heute sehne ich mich, in Erinnerung an jene heitere Zeit der Jugend, nach dieser Art der Lebensfuehrung zurueck. Denn auch ich hatte keine Schwierigkeiten mit der vorgeschlagenen Stunde. Ich wuerde freitags eben erst mittags an dem wissenschaftlichen Institut erscheinen, wo ich promovierte, und bis zum Abend durch arbeiten.

Als wir uns trennten, konnte ich mein Glueck nicht fassen. Ich wurde kaum Herr meiner Vorfreude, auch wenn gelegentliche leise Zweifel, ob sie den Termin einhalten oder Anstand oder Geringfuegigkeit der Empfindungen sie zu einem Sinneswandel veranlassen wuerden, meine Stimmung verfinsterten. Ich hielt es durchaus fuer moeglich, dass sie es sich anders ueberlegte und troestete mich mit dem Gedanken, dass ich mich an den Glanz ihrer Augen und die Fueelle ihres Busens auf jeden Fall zeitlebens erinnern wuerde.

Ist es nichtswuerdig, wenn ich, seis in Neben- oder in Hauptsuetzen, die koerperliche Anziehungskraft immer wieder hervorhebe, die sie auf mich ausuebte? Doch in der fruehen Phase unserer Begegnung spielte das koerperliche Element die Hauptrolle. Jede Einzelheit, die ich wahrgenommen hatte, allein schon der Klang ihrer Stimme oder die Buchstaben ihres Namens versetzten mich in sexuelle Erregung.

Natuerlich liebte ich auch ihr ganzes Wesen, soweit ich es bisher kennengelernt hatte, ihre Art zu sprechen und sich zu bewegen, wie sie sich benahm und kleidete, alles sogen meine Sinne in sich auf. Aber wir lernen den inneren Charakter eines Menschen immer zuletzt kennen, im Zentrum einer Liebe zwischen Mann und Frau stehen zuerst ihre Leiber ... und als

ich abends allein im Bett lag, fiel mir nichts eiligeres ein, als mich selbst zu befriedigen.

In den folgenden Tagen versuchte ich, den Gedanken an das bevorstehende Ereignis zu verdraengen, indem ich mich auf meine Arbeit konzentrierte. Anders als heute sicherte ich damals nicht in erster Linie mein Auskommen, sondern glaubte noch an den hoeheren Wert wissenschaftlicher Taetigkeit.

Am Freitagmorgen ueberfiel mich gleich beim Aufwachen die Freude, sie wieder zu sehen, wie ein himmlischer Paukenschlag. Ich stand auf und versuchte, waehrend ich fruehstueckte, die Ruhe zu bewahren. Dann putzte ich mein Zimmer und, sobald die Anderen die Wohnung verlassen hatten, auch Kueche und Bad. Ich wollte einen guten Eindruck machen, obgleich mir klar war, dass sie mehr Wert auf Ordnung und Sauberkeit legte, als in unserer Wohngemeinschaft jemals moeglich sein wuerde.

Schnell war es 9 Uhr 30, 32, 35. Im Treppenhaus hoerte ich Schritte, die sich aber wieder verliefen. Endlich, um viertel vor 10 klingelte es an der Wohnungstuer. Als ich aufmachte, stand Ingrid vor mir, mit einem schiefen Laecheln und so perfekt geschminkt und zurechtgemacht, wie es sich fuer eine wichtige Verabredung gehoert.

Ich haette mir keine Sorgen um den Eindruck machen muessen, den die Wohnung auf sie machte. Sie war viel zu nervoes und besorgt ueber den Eindruck, den sie selber machte und entschuldigte sich zweimal fuer ihr Zuspaetkommen, es seien eben doch mehrere Stationen vom Dammtor, wo sie gewoehnlich aussteige, zum Holstenbahnhof.

Ich bat sie herein und dirigierte sie zuerst in die Kueche. Scheu oder Scham hinderten mich, sie gleich in mein Zimmer zu fuehren, wo das Bett ihr sofort ins Auge springen musste. Dort kochte ich Tee. Ich meinte, so liessen sich Spannung und Hemmungen am schnellsten mildern, und begann ein unverfaengliches Gespraech ueber das Wetter. Ich wollte zu dieser fuer jeden Studenten so fruehen Stunde nicht gleich mit der Tuer ins Haus zu fallen.

Waehrend wir tranken und uns ueber die Raender der Tassen ansahen, plagten sie aehnliche Zweifel, die mich in den letzten Tagen heimgesucht hatten, ich koenne es mir anders ueberlegt haben und sie um den Genuss bringen, von mir beschlafen zu werden. "Er trinkt so emotionslos seinen Tee, vielleicht bereut er unsere Verabredung und wartet nur auf den richtigen Moment, mich auf elegante Weise loszuwerden", dachte sie beklommen, waehrend sie meinen Blicken auswich, und wie kaelte Haende legte sich dieser Verdacht auf ihre Schultern. Doch dann richtete sie sich wieder auf. Schliesslich, selbst wenn es so waere, liess sich daran wohl nichts aendern.

Ich wusste nicht, was in ihr vorging, doch bemerkte ich instinktiv, dass die Situation mir zu entgleiten drohte. Wir sassen wortlos da, Fremde, durch einen grossen Tisch voneinander getrennt und in der Hand heisse Teebecher, an denen wir uns festhielten. In meiner Hilflosigkeit fiel mir nichts besseres ein, als plump zu fragen, ob sie sich auf meinen Schoss setzen wolle.

Damit loeste ich den Knoten. Ohne zu zoenern kam sie meiner Aufforderung nach, und die neue Aufstellung ermoeglichte uns verstaendlicherweise, einen viel intimeren Umgang zu pflegen. Nun konnten wir uns nach Herzenslust kuessen und beruehren, und ich spuerte, wie ihr Hintern sich gegen meine Schenkel drueckte.

Nach kurzer Zeit waren wir beide so erregt, dass wir an nichts anderes denken konnten, als uns so schnell wie moeglich unserer Kleider zu entledigen und ins Bett zu huepfen, wo sich jetzt - leicht variiert - die oben beschriebene Kleiderkammerszene abspielte.

Danach waren wir beide erschoept und befriedigt; doch anders als bei manchen Begegnungen dieser Art fuehlten wir uns noch heftiger zueinander hingezogen als zuvor, und waehrend die Zeit voranschritt, unterhielten wir uns lange ueber toutes les monde, wir waren neugierig aufeinander, wie dies nur eben Verliebte sind, jeder trachtete zu wissen, wie der andere lebte und was ihn bewegte, unser Gespraech war ein breiter stetiger Fluss und brach erst ab, als Ingrid schliesslich gehen musste. Ihr Bus. Wir wollten beide unbedingt die Bekanntschaft fortsetzen, trafen uns jedoch, obwohl wir es vor Ungeduld kaum aushielten, erst eine Woche spaeter wieder - zur selben Uhrzeit, da unser Verhaeltnis vor ihrem Mann geheim bleiben sollte, wofuer nur das Freitag-Vormittag-Seminar in Frage kam, und am gleichen Ort, da wir befanden, dass meine Wohnung den idealen Rahmen fuer unsere Vergnuegungen abgab.

Ich sollte nicht von 'Vergnuegungen' sprechen. Unsere Begegnungen waren mehr als das, sie waren das hoechste Glueck, ein Sinnestaumel ohnegleichen und die Befreiung zweier Seelen, die nur die Dunkelheit kannten, ans Licht. Wir trafen uns am naechsten und auch am uebernaechsten Freitag, und so weiter, und auf diese Weise wurden unsere Verabredungen eine feste Einrichtung, kostbare Institution unserer Wollust und verlaessliche Insel in einem Meer von Unsicherheit, das unsere Beziehung umgab.

Mit jedem Mal wurden Begrueessung und Umgang vertrauter und intensiver. Unsere Leidenschaft zu befriedigen war wie das Loeschen eines verzehrenden Feuers (ich weiss, es klingt abgedroschen). Sobald sie in mein Zimmer getreten war, umarmten und kuessen wir uns, und unsere Zungen umspielten sich, bis uns die Sinne vergingen, und sie schmolz vor Hunger, und das unbaendige Tier in meiner Hose gab keine Ruhe. Einmal fragte ich, ob ich sie ausziehen duerfe. Sie nickte und ich entkleidete sie

ganz sacht und behutsam; ich nahm mir viel Zeit, ihre zarte Haut an allen moeglichen und unmoeglichen Stellen zu kuessen, und wir liessen uns an diesen herrlichen Tagen, denen ich heute voll Wehmut und Sehnsucht gedenke, doch sie sind vergangen und werden nie wiederkehren, solche Stunden erlebt man nur einmal im Leben oder gar nicht ... liessen uns bei allem viel Zeit. Niemals erniedrigten wir unsere Liebe zu einem kurzen schaebigem Fick. Zuerst knoepfte ich die Bluse auf, darunter kam ihr Buestenhalter zum Vorschein, eine geniale koerperfarbene Erfindung aus duennem glaenzenden Stretchmaterial, so weich wie die Haut, die dem Busen Halt gab, und die Brustwarzen nur um so deutlicher hervortreten liess. Ich konnte nicht widerstehen, umfasste beide Brueste von unten und wog sie vorsichtig. Zugleich rieb ich die Knospen zwischen Daumen und Zeigefinger, und waehrend unsere Muender sich beruehrten, spuerte ich, wie sie vor Lust halb wahnsinnig wurde. Schliesslich oeffnete ich den BH und liess ihn heruntergleiten, fuhr mit den Haenden mehrmals ueber den nackten Busen, beugte mich herab und leckte und lutschte an ihren Warzen.

Dann wandte ich mich ihrer weinroten Cordhose zu. Ich oeffnete den Reissverschluss und wollte sie herunter ziehen, doch stellte ich fest, dass ich zuerst die Pumps abstreifen musste. Ich tat auch dies gewissenhaft ruhig und voll inniger Vorfreude.

Inzwischen waren wir auf dem Boden gelandet, und ich zog ihr die Hose und zugleich Struempfe und Slip herunter, ich strich ueber die Innenseiten der Schenkel und glitt mit den Haenden zum Hintern hinauf, dem weiblich gerundeten, den ich intensiv streichelte. Nach diesem Vorspiel war sie offen und bereit und so feucht wie ein See, und mein Glied hart wie eine Bohrmaschine (wenn der Vergleich erlaubt ist), durch und durch steif, und waehrend ich langsam, ja bedaechtig, in sie eindrang, und sie mich aufforderte, sie vorzunehmen und zu bumsen, bis sie nicht mehr japsen koenne, empfand ich nichts als pure Lust. Erst spaeter, vor dem zweiten Orgasmus, waehrend ich mich ohne Eile in ihr bewegte, konzentrierten wir uns auf die anderen, die Liebesgefuehle, die wir fuer einander empfanden. Dabei lagen wir gewoehnlich auf der Seite, so dass wir uns ansehen konnten, waehrend unsere Haende sich fanden. Gelegentlich hielten wir inne, um in unseren Augen nach seltenen Empfindungen zu suchen oder liebevolle Sentenzen zu fluestern. Erst kurz vor dem Hoehepunkt, wenn die Lust uebermaechtig wurde, rollte ich sie herum, so dass sie auf den Ruecken lag, mit beiden Armen umschloss ich ihre Hueften, legte meine Haende auf die Pobacken und befriedigte mich an ihr in langen harten Stoessen. Dabei zoegerte ich den Samenerguss so lange als moeglich heraus, immer ein Stueck weiter ueber die Klippe, und sie hob die Beine und streckte mir ihren Unterleib entgegen, sie stoehnte und schrie, waehrend die Lust sie zum Hoehepunkt trieb.

Diese Stellung war ihr die liebste, und wenn wir auch andere ausprobierten, von hinten oder sie auf mir sitzend mit Bruesten, die wie grosse Fruechte ueber meinen Mund hingen, kamen wir doch immer wieder darauf zurueck.

Sie hatte die Angewohnheit, waehrend des Aktes leidenschaftlich zu stoehnen, was sich fuer Aussenstehende animalisch angehoert haben mag. Fuer mich waren es die schoensten Toene auf Erden, eine Offenbarung, welche mir ihre Erregung erschloss. Sie habe beim Verkehr mit anderen Maennern nie derartiges von sich gegeben, versicherte sie und unterstrich damit das Besondere ihrer Gefuehle.

Nachdem wir uns zweimal geliebt hatten, ging sie zur Toilette, und als sie zurueckkam, bat ich sie, eine Sekunde stehen zu bleiben, ich wollte den Anblick des nackten Koerpers in mich aufnehmen und fuer immer im Kokon meiner Erinnerungen verwahren; schliesslich konnte ich nach Lage der Dinge nicht wissen, wie oft ich ihn zu sehen bekommen wuerde.

Spaeter, als wir uns besser kannten, erzaehlte sie mir, sie haette schon an jenen ersten Freitagen *alles* fuer mich getan, bereit, die abartigsten Forderungen zu erfuellen, auf jede noch so ausgefallene Perversion einzugehen; sie sei aber dieser Bitte nur zoegernd nachgekommen, da sie fuerchtete, dass ihr Koerper mir missfallen, dass irgendein Makel meine Leidenschaft schwaechen oder gar abtoeten koennte.

Gewoehnlich setzten wir uns nach dem Hoehepunkt aufrecht nebeneinander aufs Bett, lehnten ruecklings an der kuehlen Wand und sprachen ueber alles, was uns durch den Kopf ging. Kunst, und besonders Literatur, war unser Lieblingsthema. Ich weiss nicht mehr genau, welche Autoren und Prosawerke wir auf diese Weise durchnahmen, eigentlich sprachen wir ueber alle, die Gebrueder Mann, Sartre und Beauvoir, Beckett und Voltaire, die Schwestern Bronte, ueber Hoelderlin und Stendhals 'Rot und Schwarz', Flaubert und Fitzgerald, ueber alles, was Literaturenthusiasten in den Sinn kommt. Manches, vor allem Stendhal, habe ich damals anders gelesen und verstanden als heute. Die Rezeption eines Romans haengt mindestens ebenso sehr vom Alter wie vom Charakter und den Interessen des Lesers ab. Und noch weiter: nicht nur unsere Gefuehle, auch Vernunft und Moral und das ganze intellektuelle Schema, nach dem wir ein Kunstwerk beurteilen, sind altersabhaegig. Ein ungluecklicher Leser, der den richtigen Zeitpunkt verpasst! Er wird das Buch nie verstehen und nur totes nichtssagendes Geschreibsel finden, wo juengere Zeitgenossen in berauschte Ekstase verfallen.

Ich moechte nachdruecklich betonen, dass ich unseren nach-koitalen Gespraeche denselben, wenn nicht groesseren Wert, beimesse als dem Koitus selbst. Dennoch fuerchte ich, triebgesteuerte Leser koennten meinen, dass wir mit dem schoengeistigen Geplauder nur die Leere zwischen dem Eigentlichen, dem Sexuellen, ueberbrueckten. Und tatsaechlich spielte der Eros in unseren Gespraechen eine wichtige Rolle.

Ingrid wuerde zum Beispiel unvermittelt kichern, und eine Bemerkung von Camus ueber das Wesen oeffentlicher Beduerfnisanstalten zum Anlass nehmen, zu zitieren, was sie auf verschiedenen Damentoiletten gelesen und sich eingepraegt hatte - "Lang und schmal, der Frauen Qual, kurz und dick, der Frauen Glueck", um nur ein, wenngleich extremes, Beispiel zu nennen - und in diesem Zusammenhang mein steifes Dingsda loben und allen Ernstes erklaren, seit sie mich kenne, koenne sie den zweiten Teil dieses Mottos voll und ganz bestaetigen. Ja, sie hatte es faustdick hinter den Ohren und konnte den Maennern ganz schoen Honig ins Maul schmieren.

Eines Abends fand ich folgende Notiz in meinem Briefkasten: "Morgen nachmittag finden mehrere Sonderveranstaltungen und Vorlesungen ueber Jack Kerouac und die Beatnik-Literatur statt, im Phil-Turm, Hoersaal B, ab 16 Uhr 15. Hast Du Lust, mich dort zu treffen?" Natuerlich ging ich hin, ich interessierte mich brennend fuer alles, was sie beschaeftigte. Wir sassen dann haendchenhaltend in dem grossen Hoersaal, zusammen mit einem Dutzend anderer Liebhaber der amerikanischen Literatur und lauschten den bedaechtigen Worten eines spindelduerren Dozenten, Kenners und Verehrers des toten Dichters, und ich ueberlegte, wie der rebellische Kerouac sich fuehlte als Fixstern am Himmel der Literaturgeschichte, und vielgepriesen von trockenen Aestheten.

Ingrid hat im Spaetsommer Geburtstag, also erst am Ende des Semesters. Trotzdem ueberlegte ich mir schon jetzt, ihr eine bestimmte antiquarische Ausgabe der 'Frau von 30 Jahren' zu schenken. Balzac ist fuer mich ein zeitloser, in vielem sogar ein moderner Autor, und ich fand, dass seine Charakterbeschreibung, so weit sie auch zurueckliegt, in manchem auf meine Geliebte zutraf. In Gedanken beschaeftigte ich mich gern mit ihrem innerem Wesen und nahm jede Inspiration begeistert auf, die mir neue Raeume auf diesem Feld eroeffnete.

Eines Freitags musste ich fruehmorgens - der Termin liess sich nicht verschieben - zum Bezirksamt Altona, das unweit der Elbe an der Palmaille gelegen ist. Es ist in einer ehemaligen Residenz untergebracht, die wie der Regierungssitz eines Operettenstaates aussieht, und von der Stresemannstrasse schnell zu erreichen. Man nimmt einfach den 115er Bus, der die Max-Brauer-Allee herunterfaehrt. Am Donnerstag rief ich sie an und fragte, ob sie in meiner WG auf mich warten wolle. Dann bat ich Werner, ihr aufzumachen, sobald sie klingelte.

Als ich zurueck kam, sass sie ueber meine Tagebuecher und Aufzeichnungen gebeugt, und anschliessend diskutierten wir stundenlang, nicht nur ueber die letzten Eintragungen, die sich hauptsaechlich mit ihr beschaeftigten, sondern auch ueber die Gedichte und Anschauungen, die dort niedergelegt sind. Was sie ueber meine fruehere Freundin fand, hat ihr

allerdings weniger gefallen; obwohl laengst erloschen, loesten die beschriebenen Gefuehle hilflose Eifersucht aus.

Nach meiner Meinung beweist dies alles zu genuege, dass unsere Zuneigung ernsthafter Natur war und sogar weiterging als bei vielen anderen Liebespaaren.

Unter den Frauen, mit denen ich geschlafen habe, war es mit ihr am schoensten. Der Liebesakt war von Anfang an vollkommen; ohne Vorbehalte oder Verkrampfungen liessen wir uns ineinander fallen, so, als haetten unsere Koerper schon lange auf diese Verschmelzung gewartet.

Zum Teil hing das sicher damit zusammen, dass wir uns immer vormittags trafen. Zu dieser Stunde sind Koerper und Geist leistungsbereit und besonders empfindsam. Die Welt wird als helles Ensemble von Objekten erlebt, an denen der Mensch seine Kraft erprobt. Jeder Beischlaf, der nach einer abendlichen Kulturveranstaltung oder wohl gar einer Zechtour stattfindet, muss dagegen zurueckfallen.

Der Hauptgrund aber, warum ich so gern mir ihr geschlafen habe, waren natuerlich die Gefuehle, die Leidenschaft, die zaertliche Liebe und die innige Zuneigung, die ich fuer sie hegte. Sie machten den Geschlechtsakt mit ihr jedesmal aufs neue unvergleichlich. Ich behaupte sogar, sie waren so stark, dass ich mich auch ohne Sex unsterblich in sie verliebt haette.

Grosse Empfindungen, gewiss. Zu gross, um auf Dauer gluecklich zu werden? Nein! Denn waehrend all dieser Wochen befand ich mich in einem seltsamen Zustand vollkommener Ruhe und Ausgeglichenheit. Ingrid signalisierte mir von Anfang an, ich sei fuer sie das Mass aller Dinge und der Mittelpunkt der Welt, und bescherte mir damit einen Seelenfrieden, wie man nur aus Kindertagen kennt. Sie gab mir so viel! Ich habe nie vorher in meinem Leben und nie nachher bedingungslos so viel geschenkt bekommen. Wozu sollte ich mir Sorgen machen, da die Zukunft unserer Affaere sowieso nicht in meiner Hand lag? Nimm alles, was sie zu geben bereit ist und mach dir keine unnuetzen Gedanken! So dachte ich damals - und wahrlich, ich hatte recht damit.

Unsere Rendesvous waren die Hoehepunkte der Woche. Wir sehnten uns staendig nacheinander. Doch da sie mir ihre Liebe, und ich ihr die meine, so deutlich und immer aufs neue bestaetigte, zweifelte ich nie am Fortbestand unseres Arrangements und lebte auch zwischen den Freitagen in vollkommener Harmonie mit der Welt.

Ich arbeitete damals wie ein Besessener - sogar an den Wochenenden traf man mich im Buero - ohne doch jemals erschoept zu sein, und wenn ich gelegentlich den Kopf vom Schreibtisch hob und aus dem Fenster in die Ferne blickte, schien ueber allem ein hellrosa Himmel zu haengen. Ich dachte an Ingrid, und eine tiefe Zufriedenheit - ueber alles, was ich

bekommen hatte und niemand mir je wuerde nehmen koennen - breitete sich in mir aus.

Natuerlich bemerkte meine Umgebung die Veraenderung. Die Eingeweihten dachten sich ihren Teil, waehrend die Unwissenden ueber meine ungewohnt lebensbejahende Gemuetsverfassung und fortwaehrend gute Laune raetselten. Unter allen Freunden habe ich Holger, mit dem ich damals viel Zeit verbrachte, am meisten von meinem Glueck erzaehlt. Nicht selten sass ich abends traege, satt und zufrieden bei ihm zu Hause. Neidlos verzeichnete er meinen Zustand und befand, die Stimmung koenne mir nur guttun, ich haette Liebe und Sex schon viel zu lange entbehrt und solle geniessen, was das Leben mir biete.

Die Sommerwochen glitten dahin, und mit ihnen die Freitage. Eines Morgens hatte Heidi Ingrid im Flur unserer Wohngemeinschaft kennengelernt, und nannte sie seither - nicht ohne eine Spur von Eifersucht und ihre Verfuegbarkeit charakterisierend - 'deine Freitagsmieze'. Sie selber hatte in jenen Zeit eine unglueckliche Affaere mit einem dunkelhaarigen Programmierer, mit dem sie gern zusammengeblieben waere, der sie nach unser aller Meinung jedoch nur ausnutzte. Bei Gespraechen in der WG hatte ich ihn Bello getauft, in einem Anflug von Neid auf seinen Erfolg, und weil mich sein grosser Schnautzer an einen Hund erinnerte.

Meine Beziehung zu Heidi ist immer ambivalent gewesen. Ich habe ihre Eitelkeit gehasst und den Hochmut, mit dem sie auch freundliche Bewunderer und Bewerber behandelte, habe die Wurstigkeit verachtet, mit der sie ihre WG-Pflichten erfuellte, und fuehlte mich zugleich durch ihr ansonsten herzliches Wesen und ihre erotische Ausstrahlung angezogen (jedenfalls bis ich Ingrid kennenlernte).

Vor Jahr und Tag hatte ich mit ihr geschlafen; jedoch, kaum dass der Liebesakt vorbei war, hatte sie bereut, sich ueberhaupt mit mir eingelassen zu haben, und mir missmutig mangelnde Fertigkeit vorgeworfen; hatte genoergelt, dass ich zu schnell gekommen sei und mich dadurch so verunsichert, dass ich beim zweiten Versuch tatsaechlich die Kontrolle verlor.

Der Verkehr mit Ingrid war ganz anders. Ihre Bewunderung und Liebe machten mich zu einem wahrhaft souveraeenen Liebhaber. Ich bildete mir ein, dass sie oft und lange beschlafen werden wollte, und wurde durch andauernden Erfolg bestaetigt.

Dabei war sie so verliebt in mich, dass sie jedem Wunsch nachgekommen und jede Art von Sex mit mir praktiziert haette - wie Monica Lewinsky alles fuer ihren Praesidenten getan hat. In ihrem Gefuehlsueberschwang waere sie bereits gluecklich gewesen, wenn ich mich mit ein oder zwei 'Quickies' schnell an ihr befriedigt und dann von ihr abgelassen haette. Aber so, wie wir miteinander eins wurden, war es natuerlich viel schoener.

Je oeffter wir uns sahen, desto vertrauter wurden wir. Nach einigen Freitagen, die sie in meinem Bett verbracht hatte, nahm sich das an sich schuechterne Maedchen allerlei Freiheiten und Frivolitaeten heraus.

Wenn ich zum Beispiel vor oder zwischen den Geschlechtsakten eilig zur Toilette verschwunden war und mit erwartungsfroh aufgerichtetem Glied wieder ins Zimmer trat, wartete sie zuweilen nackt vor der Tuer, frech griff sie nach meinem besten Stueck, lotste mich sanft durch den Raum und zog mich verlangend aufs Bett.

Wenn sie eintraf, hatten meine Mitbewohner das Haus meist schon verlassen und gingen ihren Geschaeften nach, so dass wir nackt herum spazieren konnten, ohne irgend jemand zu belaestigen. Wenn sie auch als Studenten keine festen Tagesplaene hatten, verliessen Werner sowohl wie Heidi als auch meine Schwester gewoehnlich gegen 9 Uhr das Haus, und bekamen meine Geliebte nur selten zu sehen. Ich hatte ihnen das Noetigste mitgeteilt, damit sie nicht ganz im Dunkeln tappten. Sie wussten, was sich abspielte, doch kannten sie keine Details.

Im uebrigen nahmen sie die Vorgaenge gleichmuetig auf. In unserem Bekanntenkreis gab es noch ganz andere Eskapaden. Zwar schauten sie neugierig, falls sie bei Ingrids Ankunft noch daheim waren, und ueberlegten wohl auch, was sich aus dem Verhaeltnis entwickeln wuerde, doch ansonsten gingen sie unbeeindruckt ihrer Wege.

Karsten gegenueber, als meinem Kollegen, bestritt ich jedes Interesse an ihr. Ich wollte verhindern, dass sich die Affaere am Institut herumsprach. Ausserdem kannte er ihren Ehemann! Ich sah also keine andere Moeglichkeit, das Verhaeltnis vor ihm geheim zu halten, als alles abzuleugnen. Eines Tages erwaehnte er beilaeufig, vor einigen Wochen sei er von ihr um meine Telefonnummer gebeten worden, und fragte, ob sie tatsaechlich angerufen habe. Ich erwiderte: "Ja, hat sie, und ... ich habe auch mit ihr gesprochen", um dann mit Nachdruck hinzuzufuegen: "Ich glaube, ich habe ihr deutlich klar gemacht, dass ich mich nicht engagieren will".

Diese Aussage liess keinen Spielraum fuer Vermutungen, und da auch die wenigen Eingeweihten dicht hielten, erfuhr er erst in einem sehr spaeten Stadium von dem Verhaeltnis. (Und als er davon erfuhr, verlor er das Vertrauen zu mir - und ich leider einen Freund).

Waehrend des ganzen Sommers traf ich mich nur einmal abends mit ihr, an einem Donnerstag. Sie hatte, aus Gruenden, die ich vergessen habe, den Freitagstermin absagen muessen und meinte dazu, einerseits sei das nicht schlimm, sie koenne sowieso nicht mit mir schlafen. Im Moment sei das Risiko einer Schwangerschaft besonders hoch, und sie wolle das Schicksal nicht herausfordern. Sie benutzte die 'natuerliche' Verhuetungsmethode, bei der sie jeden Morgen Temperatur messen musste, und war mit dem Erfolg

zufrieden. Der Temperaturverlauf entspreche durchweg den theoretischen Erwartungen, sagte sie, so dass man die gefaehrlichen Tage zweifelsfrei ausgrenzen koenne. Das Verfahren habe bisher noch nie versagt.

Andererseits war sie traurig, dass wir uns 14 Tage lang nicht sehen sollten. Sie konnte die verbleibenden Freitage bis zum Semesterende an einer Hand abzaehlen, und waehrend der vorlesungsfreien Zeit wuerde es schwierig sein, sich mit mir zu verabreden. Die langen Ferien bis zum Winter wuerden unertraeglich werden; und dieser Gedanke naehrte zugleich ihre groesste Sorge - ich koenne in der Semesterpause 'eine Andere' kennenlernen.

Wir sollten uns, meinte sie, waehrend des Semesters jede Woche unbedingt einmal sehen, und schlug vor, am Donnerstag ins Kino zu gehen. Ihr Mann habe abends zu nichts Lust. Er haenge immer nur vor dem Fernseher oder beschaeftige sich mit seinen Anlagegeschaeften. Eine Ausrede werde ihr schon einfallen.

Da sie ueber 50 Kilometer ausserhalb wohnte und zwischen Vorlesung und Kinobesuch nicht erst heimgen wollte, hatten wir verabredet, dass sie gegen halb sechs bei mir vorbeikam. Ich hoerte frueher als gewoehnlich mit der Arbeit auf, und so sassen wir zusammen in meinem Zimmer und unterhielten uns angeregt.

Zwischendurch sahen wir Nachrichten und setzten uns aufs Bett, weil man von dort am besten zu zweit fernsehen konnte - bis ich auf den Gedanken kam, sie zu liebkosten. Da liessen wir die Nachrichten Nachrichten sein und konzentrierten uns ganz auf den Austausch von Zaertlichkeiten. Zuerst hatte sie nichts dagegen, als ich ihr an die Waesche ging. Anders als sonst trug sie keine Bluejeans, sondern einen gebluemten Rock, und das machte es einfach, voranzukommen. Nachdem ich anfaenglich nur hineingefasst hatte, um ihren Po zu streicheln und so weiter, zog ich schliesslich das Hoeschen ganz herunter, spielte mit ihrer Scham und drang schliesslich mit dem Mittelfinger in sie ein. "Die Kleine da unten ist ja ganz nass und erwartungsfroh", fluesterte ich ihr ins Ohr. "Lass sie mich mal kurz mit meinem Glied kitzeln ... nur ein bisschen ..." und draengte mich gegen sie.

Davon war sie wenig begeistert. "Du weisst doch, das geht nicht", seufzte sie ungehalten. Worauf ich erwiderte, ich werde ganz vorsichtig sein, es wuerde garantiert nichts passieren.

Sie konnte es dann selber kaum abwarten, griff nach meinem Schwengel und brachte ihn in die richtige Position. Nun nahm ich die Sache selber in die Hand und strich mit ihm ueber ihre feuchte Scheide. Wir lagen jetzt mehr als wir sassen. Sie hockte oder lehnte mit ihren Schenkeln auf meiner Huefte, waehrend meine Eichel ueber ihren Schlitz hinweg fuhr. Vier oder fuef Mal hin und her, dann hatte ich sie soweit.

Es gelang mir, ihn durch einen sanften Stoss in sie hinein zu manoeuvrieren. Sie stoehte. "Leise", sagte ich. Heidi und Werner sassen beim Abendessen und mussten nicht alles mitkriegen.

Ein paar Stoesse hatte ich frei. Danach bekam sie es mit der Angst zu tun und versuchte, sich durch Zurueckziehen ihres Unterleibes von meinem Penis freizumachen. Doch hatte sie nicht mit den Tuecken des Sexus gerechnet, der nach der Darwinschen Lehre am maechtigsten ist, wenn er die besten Aussichten auf Fortpflanzung hat; denn natuerlich folgte er der Bewegung, lustvoll stiess ich ihr nach. Dabei umarmte ich ihre Schultern, liebte ihr Ohr und fluesterte beruhigend, keine Angst, sie habe nichts zu befuerchten, ich werde schon aufpassen.

Sie liess mich gewahren, war selber ganz ausser sich vor Begierde, und mit sanften Stoessen, wobei ich versuchte, unter allen Umstaenden die Beherrschung zu bewahren, schaukelten wir ins Nirwana der Lust.

Schliesslich verlor ich Halunke doch die Kontrolle ueber meine Triebe und ergoss mich in ihr, ganz vorsichtig, so dass sie nichts davon bemerkte (oder bemerken wollte), ohne jedes Bedauern, im Gegenteil voller Befriedigung ueber diese Gewissenlosigkeit, die die Natur den Maennern mitgegeben hat, damit wir uns reproduzieren. Noch heute bewundert sie meine Beherrschung, wenn sie an jenen Abend zurueckdenkt, und glaubt, auch ein unbefriedigter Mann koenne ihr hoechste Lust verschaffen.

Spaeter zog sie sich das Hoeschen wieder an und ich meine Hose und es war noch Zeit genug fuers Kino. Wir sahen uns einen dieser Abenteuerfilme an, die in der Zukunft spielen. 'Die Klapperschlange', mit Kurt Russell. Wir nahmen den Film nicht halb so ernst, wie der Regisseur wohl erwartete. Beim Abspielen des Titels fragte sie mich, was denn Klapperschlange auf Amerikanisch heisse, und raetselte, als es auch mir nicht gleich einfiel, "vielleicht 'clapperworm' oder so", und dann kicherte sie albern.

Einmal kam der Freitagstermin durch meine Schuld nicht zustande, woraufhin meine Geliebte tagelang unruhig und zappelig war und mich zweimal von daheim anrief, waehrend der Ehemann im Nebenzimmer fernsah. Sie hatte sich mit einer Flasche Rotwein Mut angetrunken und konfrontierte mich mit der aengstlich vorgetragenen Vermutung, ich wuerde sie wohl nicht mehr lieben, das sei der wahre Grund, warum ich abgesagt haette. Ausserdem glaube sie, fuegte sie unvermittelt hinzu, ihr Mann habe Verdacht geschoeft und sie wisse nicht, wie oft wir uns noch sehen koennten. Panik schwang in ihrer Stimme.

Tage spaeter erhielt ich folgende Post von ihr:

Henstedt-Ulzburg, 15.6.81, Samstag nachmittag

Mein Liebling!

Um Dir in Gedanken nahe zu sein und dem Wochenende etwas von seiner Trostlosigkeit zu nehmen, sitze ich am Schreibtisch und verfasse meinen ersten Brief an dich. Es ist im Moment das einzige, wozu ich mich aufrufen kann. Es erleichtert mich und vermindert die Rast- und Ruhelosigkeit, die zur Zeit mein Leben beherrscht. An der Uni, wo ich viel zu tun habe, legt sie sich zeitweise, aber hier zu Hause ist es furchtbar, besonders wenn Ulrich da ist.

Wenn ich abends heimkomme, kann ich nichts essen. Ich sitze kaffeetrinkend in der Kueche und rauche, waehrend ich an dich denke. Ich habe zu nichts Lust, weder zum Lesen noch zum Fernsehen und kuemmere mich auch nicht um die Literatur fuers kommende Semester.

Ich kann dir bei unseren Telefonaten nicht richtig zeigen, wie sehr du mir fehlst. Ich zaehle wie ein Kind vor Weihnachten die Tage, bis ich dich wiedersehe. Ich habe solche Sehnsucht danach, einmal eine ganze Nacht mit Dir zu verbringen und morgens neben Dir aufzuwachen.

Das Wochenende dehnt sich endlos vor mir. Es ist jetzt 18 Uhr und noch gute 6 Tage, bevor wir uns wieder treffen (vielleicht sogar mehr, falls du am naechsten Freitag wieder eine 'unaufschiebbare' Verabredung hast). Ich bin drauf und dran, zu dir zu fahren, aber natuerlich haelt mich mein Realitaetsbewusstsein davon ab.

Liebster, ich waere so gern fuer immer mit dir zusammen.

Ich kuesse dich zaertlich.

Deine Ingrid

Der Brief loeste bei mir eine Welle inniger Empfindungen aus. Jeder Liebende hoert gern, wenn seine Liebe derart uneingeschraenkt erwidert wird, und liebt nur um so tiefer.

4.

Am einem der Freitage, der Sommer und sein Semester waren fast vorueber, verliess sie mich erst nachmittags. Sie war vor Glueck und Hochgefuehl wie in Trance und vergass ihre Aktentasche und alles, was sie sonst dabei hatte, zwei Haarspangen und eine feingoldene Kette, die sie vor unseren Schaeferstunden gewoehnlich ablegte und auf meinen Nachttisch deponierte.

Erst am Dammtor bemerkte sie das Malheur. Aufgeloest rief sie bei mir an. Ohne zu zoegern oder lange zu ueberlegen, erbot ich mich, sie mit dem Auto heimzufahren. Sie solle einfach kehrtmachen. Ich werde am Hauseingang auf sie warten. Meine Arbeit muesse heute eben ganz ausfallen.

Als sie neben mir im Wagen sass, erklarte sie, ich brauche sie nicht ganz hinaus in die Vorstadt zu bringen. Es reiche, wenn sie an einer Bushaltestelle in Eidelstedt abgesetzt werde. Doch verkehre der Bus nur alle zwei Stunden, und die Zeit drohe knapp zu werden...

"Wir werden es schon schaffen", beruhigte ich sie. Ich freute mich, ihr helfen zu koennen.

In meinem Eifer, ja, meiner Tollheit, fuhr ich viel zu schnell und brach manche Verkehrsregel. Ich ueberholte jedes Auto, das sich uns in den Weg stellte, und endlich - gleich um die Ecke musste schon die Haltestelle kommen - endlich sahen wir den Bus und kamen in derselben Sekunde hinter ihm zum Stehen, in der auch er stoppte.

Waehrend sie schon die Tuer oeffnete und ausstieg, bedankte sie sich, dass ich meinen Nachmittag geopfert hatte, und fuegte hinzu, sie wisse nicht, wie sie sich dafuer erkenntlich zeigen koenne.

Sie koenne mir ja die Fahrtkosten erstatten, warf ich halb im Scherz hin. Sie aber nahm das fuer bare Muenze, fuehlte sich verletzt und zurueck gestossen, und waehrend der Bus sie nach Hause schaukelte, meinte sie zu erkennen, dass ich ihre Liebe nicht wirklich erwidere, da ich fuer einfache Freundschaftsdienste Geld verlangte.

Sie war damals etwas hysterisch. Sie hatte sich heftig verliebt und erwog, ihren Mann zu verlassen und alle Konsequenzen, die das nach sich ziehen wuerde, auch finanzieller Art. Sie wuerde eine eigene Wohnung brauchen und, da sie nicht vorhatte, sich von ihm unterstuetzen zu lassen, sich Arbeit suchen muessen. Diese Probleme gingen ihr staendig im Kopf herum. Doch wozu sich beunruhigen, wenn der Neue sie nicht genug liebte und gar nicht vorhatte, auf Dauer mit ihr zusammen zu sein? Sie konnte sich nicht vorstellen, allein zu leben. Wenn ich sie nicht wollte, wuerde sie doch lieber bei Ulrich bleiben.

Unruhe erfuellte all ihre Gedanken, und ihre Gefuehle schwankten zwischen himmelhochjauchzend, wenn sie bei mir war, und zutodebetruebt, sobald sie wegfuhr.

Dann kam mein Geburtstag. Um ihn mit mir zu feiern, hatte sie sich den ganzen Tag 'freigenommen'. Inzwischen war ihr egal, ob er Verdacht schoepfte. Ihr Seminar machte heute eben einen groesseren Ausflug.

Natuerlich freute ich mich und erwartete sie um halb zehn in der Stresemannstrasse. Statt wie gewoehnlich in mein Zimmer zu verschwinden, zeigten wir uns den Anderen. Es war ein Samstag. Wir fruehstueckten ausgiebig mit ihnen, und anschliessend backten wir den Geburtstagskuchen. Besser gesagt: sie backte und gab die Anweisungen, waehrend ich die Hilfsstaetigkeiten uebernahm.

Wir hatten viel Spass dabei. Wir ulkten und lachten die ganze Zeit und balgten schliesslich um die letzten Teigreste. Zwischendurch beruehrten wir uns, als wuerden wir unserem Glueck nicht trauen.

Nachmittags flanierten wir, vor und hinter uns andere Paerchen, liessen uns treiben entlang einem Fussweg durchs Niendorfer Gehege, und landeten schliesslich bei einer Anhoehe, von wo sich die Stadt bis zu den Elb-Bruecken ueberblicken laesst. Wir setzten uns ins Gras, sie schmiegte den Kopf an meine Schulter und begann, ueber ihren Mann zu sprechen und ueber den Zustand ihrer Ehe. Ich nahm an, sie wolle sich einfach nur Luft verschaffen ueber die Verhaeltnisse, in denen sie lebte und hoerte bloss mit einem Ohr hin, auch fuerchtete ich, mich zu verletzen, wenn ich zuviel ueber ihr Zusammenleben mit dem Anderen erfuhr. Stattdessen genoss ich die Stunde, ich schloss die Augen und badete in ihrer Naehe. Ich genoss die allgegenwaertige Ruhe, den Duft des Grases und die Melodie ihrer Stimme, die von irgendwo aus der Sommerlandschaft herueber zu kommen schien. Sie sprach ueber Gewissensnoete und wie leid sie das Luegen sei, diskutierte eine moegliche Scheidung und warnte vor Ulrichs Jaehzorn, vor dem sie sich fuerchte. Sie wisse nicht, zu was er imstande sei, wenn er die Wahrheit erfahre. Sie eroerterte auch finanzielle Folgen. Ich aber dachte noch immer, ihre Rede sei rein hypothetisch und reagierte nur mit allgemein troestenden Worten. Zu fest sass das Bild von Ingrid als einer gebundenen Frau.

Am Nachmittag, wir wussten, dass fuer uns der Tag um 20 Uhr enden wuerde, fuhren wir zu einem Fest, das auf einem Bauernhof vor den Toren Hamburgs stattfand. Anlass war die Fertigstellung einer Biogasanlage. Mehrere junge Ingenieure aus meinem weiteren Bekanntenkreis hatten sie in ihrer Freizeit fuer den Bauern entwickelt. Das Ding machte einen mangelhaften und behelfsmaessigen Eindruck, wie ein ueberdimensionaler Schweinekoben, aus dem an allen Ecken und Enden Schlaeuche und Leitungen herausfuehrten.

Die Party aber war ein Ereignis. Von ueberall her kamen entfernte Bekannte - und Bekannte von Bekannten - und versammelten sich unter dem freiem holsteinischen Himmel, um zu feiern, zu tanzen, die kostenlose Gruetzwurst zu essen oder mit Freunden ueber die Feldwege in den Sonnenuntergang zu spazieren.

Ein recht gemischtes Voelkchen war zusammen gekommen. Neben Alternativen, die wenig Wert auf ihr Aeusseres legten, sah man viele, die sich in bunten Kleidern wie fuer ein staedtisches Tanzfest zurecht gemacht hatten.

Ich hatte oefter Feten mit Ingenieuren gefeiert, bei denen kaum Frauen anwesend waren. Hier nicht. Hier gab es kein Missverhaeltnis zwischen den Geschlechtern, so dass die Party ihrem Zweck voll gerecht wurde. Alle ungebundenen Hamburger Ingenieure wollten hernach Biogasanlagen

bauen, zumal es oeffentliche Zuschuesse fuer diese Form umweltfreundlicher Energiegewinnung gab. Bis heute ist mir nicht klar, ob das Freibier damals aus baeuerlichen Ertraegen oder aus Steuermitteln bezahlt worden ist.

Das Anwesen umfasste zwei separate Gebaeude: das Haupthaus und eine fensterlose Scheune, beide efeumrankt und aus weinroten Klinkern errichtet. Die Scheunentore waren verschlossen. So verhinderte der Bauer, dass neugierige Staedter sich an den Landmaschinen zu schaffen machten. An der Einfahrt standen zwei Eichen, ratlose Riesen, die dem lebhaften Treiben von oben zusahen. Wir schlenderten zur Rueckseite des Hofes, wo Heu zu losen Haufen aufgeworfen war, und inmitten dieser laendlichen Umgebung fanden wir zwei Maenner, die sich als Holger samt Schuldfreund entpuppten. Detlev war ein trockener Jurastudent mit Brille und strohfarbener Buerste, der aussah, als ob er kein Waesserchen trueben koenne, und hatte bei Frauen einen noch schwereren Stand als der Rest von uns.

Sie sassen rauchend auf Gartenstuehlen, die sie irgendwo organisiert und aufs Gras geschleppt hatten. Ihre Gesichter waren den Feldern zugewandt. Als wir auf sie zgingen, wehte uns der suessliche Geruch von Marihuana entgegen, ein Genuss, der Holger seit der Schulzeit mit Detlev verband, besonders in mageren Zeiten, wenn ihm eine Gefaehrtin fehlte. Als ich sie ansprach, blickten sie mit glasigen Augen zu uns auf. Mit ihnen war sichtlich nichts anzufangen. Hastig zog ich Ingrid fort, zurueck zum Hauptritual, das vor dem Haupthaus stattfand und jetzt, mit der einsetzenden Daemmerung, im Ansteigen war. Aus Lampions schien farbiges Licht auf. Gleich wuerde sich der Bauernhof in eine romantische Staette verwandeln, ideal fuer alle Liebenden. Wir aber hetzten zum Bahnhof, wo der letzte Zug nach Henstedt mir Ingrid aufs neue entfuehrte.

5.

Am Dienstag, den 3.7.1981, hatte sie Geburtstag und diesmal gingen wir abends chinesisches essen. Wieder huepfte mein Herz, weil sie den Tag lieber mit mir als mit Ulrich verbrachte.

Eigentlich hasse ich es, in Kneipen oder Restaurants tatenlos herum zu haengen. Das Dolce Farniente liegt mir nicht. Mit einer interessanten Frau kann ich mich jedoch stundenlang dort aufhalten, um mit ihr zu reden oder sie nur anzuschauen und bei Gelegenheit nach ihrer Hand zu fassen. Wenn man sie mit seiner Geliebten verbringt, nimmt die Zeit, die fuer sich genommen weder gut noch schlecht ist und von einem gewoehnlichen Sterblichen mit ebenso gewoehnlichem Tun ausgefuellt werden will, einen

anderen Charakter an, vorausgesetzt, man ist bereit, auf den veraenderten Rhythmus einzugehen und sich auf ihren Schwingen forttragen zu lassen.

Nachdem wir Geschichten aus der Vergangenheit ausgetauscht hatten, ohne uns auch nur eine Sekunde gelangweilt zu haben, fuhren wir in die Stresemannstrasse und liebten uns. Die Stunden rueckten voran, und etwa um Mitternacht, waehrend sie mit geschlossenen Augen nackt auf dem Ruecken neben mir lag, traf sie ihre Entscheidung. Sie wolle bis morgen bleiben, erklarte sie, und hielt dabei den Kopf wie abweisend zur Seite. Ich war ueberrascht und fragte mich, wohin das fuehren moechte. Wuerde sie sich letztendlich gegen ihren willensstarken Gatten durchsetzen, oder war zu befuerchten, er koenne so viel Druck ausueben, dass sie am Ende von mir abliess? Egoistisch wie ich war, fuerchtete ich um die Freitagstreffen, diese bequeme und unuebertroffene Weise, meinen Sexualtrieb zu befriedigen.

Das Licht der Schreibtischlampe quaelte sich durch Zigarettendunst auf unser Lager. (Warum verliebe ich immer in Frauen, die rauchen?) Ich war zum reden zu muede. Sie aber wartete auf meine Reaktion und lag ganz steif vor Spannung. Sie hatte in diesem Moment die Konsequenz aus der Trostlosigkeit ihrer Ehe gezogen, da sie das Doppelleben nicht mehr aushielt, und wollte die Trennung schleunigst hinter sich bringen. Nun fuerchtete sie, ihre Sorge, ich koenne sie zurueckweisen, weil ich keine dauerhafte Beziehung eingehen wollte, werde sich im naechsten Moment bestaetigen. "Vielleicht gehoert er zu den Maennern, die eine Frau nicht bis zum naechsten Morgen im Bett ertragen", dachte sie, waehrend sie auf meine Antwort wartete, und wappnete sich innerlich gegen einen Hinauswurf. Dabei hatte ich immer wieder bekraeftigt, dass ich jede Wahl annehmen, jede Entwicklung mittragen und sie niemals noetigen oder bedraengen wuerde. Und wie ich den bisherigen Status Quo kommentarlos akzeptiert hatte, wuerde ich sie jetzt nicht fortschicken, da sie bleiben wollte. Genau das sagte ich ihr schliesslich.

Dann loeschte ich das Licht. In der Dunkelheit nahm ich ihre Naehe besonders intensiv wahr, und im Moment des Einschlafens ueberfiel mich eine wahnsinnige Freude, die anhielt, als ich am Morgen erwachte.

Wir schliefen ohne Stoerung. Als sie nicht nach Hause kam, vermutete Ulrich zwar schon, dass sie ihn betrog oder gar verlassen wollte. Doch wie sollte er uns nachstellen, da er ihren Liebhaber nicht kannte?

Er war nun allerdings auf dem Sprung, es herauszufinden. Um 6 Uhr morgens rief er bei ihrer Freundin an, mit der sie angeblich abends verabredet gewesen war. Die wand sich zuerst, doch als er ihr mitteilte, Ingrid sei die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen und er wisse sowieso schon alles - aus Briefen, die er gefunden habe - rueckte sie mit der Wahrheit heraus. Wer der Mann sei, koenne sie aber nicht sagen, nur, dass man sich auf Karstens Fete kennengelernt habe.

Er war verzweifelt. Vorgestern noch hatte sie mit ihm geschlafen, seit Wochen zum ersten Mal, und er war sicher gewesen, dass es ihr Spass gemacht hatte. Er dachte an den Koerper, der unter ihm gelegen, an die verhangenen Augen und an die Finger, die sich vor Lust in sein Fleisch gegraben hatten. Warum betrog sie ihn? Gut, mit der Ehe stand es schon lange nicht zum besten ... doch wenn sie ihn schon betrog, warum liess sie sich dann noch von ihm voegeln? Er wusste darauf keine Antwort. Was von ihr als Trostpflaster gedacht war, empoerte ihn als besonders infame Taeuschung und steigerte seinen Hass, seine Wut und seine Verwirrung.

Als er bei Karsten anrief, versuchte der, ihn zu beschwichtigen. Seines Wissens habe Ingrid mich seit der Fete nicht wiedergesehen. Doch spuerte er die Erregung in Ulrichs Stimme und weigerte sich, ihm meine Adresse zu mitzuteilen.

Denn Ulrich war ein Mensch, der das kleinste Malheur als persoenliche Kraenkung auffasste. Nicht selten liess er in Restaurants das Essen zurueckgehen; im Schwimmbad legte er sich wegen Nichtigkeiten mit dem Bademeister an. Wie schwer musste ihn der Verlust seiner Frau treffen, die er als kostbares Eigentum betrachtete! In ihm loderten Fackeln des Zorns und der Vergeltung. Wenn ich in erreichbarer Naehe gewesen waere, ich haette um mein Leben fuerchten muessen. Das ist keine Uebertreibung. Er haette sich auf mich gestuerzt und auf mich eingeschlagen, bis ich umgefallen waere und mich dann zu Tode getreten, ja, genau das wuenschte er sich.

Fieberhaft suchte er im Schreibtisch und in den Schraenken seiner Frau nach Belegen fuer ihre Untreue, wurde aber nicht fuendig. Er kehrte das unterste zuoberst und richtete ein namenloses Chaos an. Im Bad fiel sein Blick auf ein Schminktaeschchen. Wie irre griff er hinein und stiess alles zu Boden. Dabei barsten Parfuemflaschen, und Nagellack spritzte auf sein Hemd.

10 Uhr. Wir hatten bis eben im Bett gelegen, einer in des anderen Armen, in gluecklicher Unkenntnis unseres moeglichen Schicksals, und nicht gewusst, wie weiter vorzugehen sei.

Um 11 musste ich an die Uni. Ich hatte mich schon verabschiedet und stand im Hausflur, war aber unentschlossen, ob ich tatsaechlich gehen sollte. Durch die offene Kuechentuer sah ich Ingrid mit Geschirr hantieren. Wuerde ich sie verlieren, wenn ich jetzt ging? Wuerde sie sich von ihm ueberreden lassen, zurueckzukommen? Endlich wendete ich mich ab und verliess die Wohnung. Eine kluge Entscheidung; denn nun fand sie aus Lethargie und Passivitaet heraus. Sie rief Karsten an und erfuhr: "Ulrich ist in heller Aufregung und sucht ueberall nach dir. Er will wissen, wo du steckst." Daraufhin erklaerte sie, dass sie sich von ihm trennen wollte, um mit mir zusammen zu leben, und schilderte ihm, als langjaehrigen Bekannten, ausfuehrlich ihre Beweggruende. Das machte ihn zwar zum Mitwisser

intimer Gefuehle, klaerte aber zugleich ihre Gedanken. Karsten hatte eine in kritischen Situationen wohlthuende Art, das Fuer und Wider eines Argumentes reiflich zu erwaegen und wortreich zu interpretieren.

Ploetzlich klingelte es an seiner Wohnungstuer. Ulrich hatte es zu Hause nicht mehr ausgehalten und war zu ihm gefahren. Als er begriff, mit wem Karsten telefonierte, nahm er ihm den Hoerer aus der Hand und fragte scharf, wo sie sich denn herumtreibe. Ingrid war verbluefft, hatte sich dann aber schnell wieder unter Kontrolle. Am Telefon konnte er ihr schliesslich nichts tun.

Eigentlich hasste sie es, andere vor den Kopf zu stossen. Vor Auseinandersetzungen mit Ulrich fuerchtete sie sich geradezu. Ich hatte ihr jedoch beim Fruehstueck eingeschaerft, in diesem Fall muesse sie unbedingt Naegel mit Koepfen machen. Sie koenne die Situation nicht laenger in der Schwebe halten. Das hatte sie sich eingepraegt und sagte ihm nun die ganze bittere Wahrheit.

Er war so ausser sich und voller Rachegefuehle, dass Karsten Mord und Totschlag fuerchtete und darauf bestand, ihn in die Stresemannstrasse zu begleiten.

Inzwischen sass ich in einer langweiligen Besprechung und dachte an meine Geliebte (die meine Gefaehrtin werden wollte), dachte an ihre schminke-zerlaufenen Augen, an ihren heissen Atem, wenn ich sie in den Armen hielt, an alles, was wir ausgetauscht, was wir uns anvertraut hatten, und verglich uns im Geist mit verschiedenen bekannten Liebespaaren aus der Geschichte, und schliesslich dachte ich auch an betrogene, eifersuechtige Ehemaeenner, denen man aus dem Weg gehen sollte.

Als ich zurueckkam, stand meine Zimmertuer offen. Ingrid war fort. Voller Panik glaubte ich zuerst, sie sei zu ihm zurueckgekehrt. Indes fand ich weder einen Brief noch sonst eine Mitteilung, und bemerkte dann, dass Werner zu Hause war. Er berichtete ironisch von dem 'Drama', das sich in meinem Zimmer abgespielt habe - das war seine Art, mit den Vorgaengen umzugehen - und wies auf das zerstoerte Tuerschloss hin, das ich bisher nicht bemerkt hatte. Als ich erfuhr, Karsten sei dabeigewesen, beruhigte ich mich.

Ich rief bei ihm an, und er erklaerte in einer eigentuemlichen Melange aus Herablassung, Unmut und (vielleicht) Neid, ja, die beiden seien bei ihm in Eppendorf. Sie wuerden sich wahrscheinlich trennen. Ich spiele dabei uebrigens nur eine Nebenrolle. Er, Karsten, werde dafuer sorgen, dass ihr nichts geschehe. Er habe schon in der Stresemannstrasse und eben noch einmal verhindert, dass sie geschlagen werde. Er werde fuer niemanden Partei ergreifen, aber verhindern, dass jemand sich verletze. Von mir erwarte er eine gewisse Kompromissbereitschaft. Nein, Ingrid koenne ich im Moment nicht sprechen.

Mir fiel nichts besseres ein, als ihm zu danken. Ich konnte die Situation nicht einschätzen, da ich den Charakter der Beteiligten nicht genau genug kannte. Was dachten und sagten sie gerade? Würde Ingrid dem Druck standhalten? Gab es geheime Bindungen oder Schwüre zwischen den Eheleuten, die mein Glück noch verhindern konnten? Ich war voller Unruhe - und hatte doch keinen triftigen Grund, an ihrer Liebe zu zweifeln.

Meine Schwester rief aus Berlin an, wo sie ihren Freund besuchte, und ich erzählte ihr alles. Sie nährte meine Befürchtungen mit dem Hinweis, Karsten sei womöglich nicht zu trauen. Da erstand vor meinen überreizten Sinnen ein Schreckensbild, bedrohlich wie turmhohe Gewitterwolken: Karsten stellte sich auf Ulrichs Seite und es gelang den beiden, Ingrid zur Rückkehr zu überreden. In düstersten Farben malte ich mir aus, wie die Eheleute einander gegenüber sass, während Karsten an die Wand gelehnt dastand und die Situation überlegen und rational analysierte mit Argumenten, die Ingrid zu meinem Nebenbuhler zurücktrieben. Wenn sie erst wieder in der ehelichen Wohnung war, würde sie für mich unerreichbar sein.

So argwohnte ich und informierte dann Holger. Der liess sich kein Erstaunen anmerken. Zu meiner Affäre hatte er sich immer neutral verhalten, ohne der Beziehung besondere Aussichten einzuräumen. Jetzt war er sofort bereit, mir zu helfen. Als ich ihm meine Sorgen schilderte, schlug er vor, Ingrid gewaltsam aus Karstens Wohnung zu befreien.

Diese Idee schien mir denn doch zu dramatisch. Im Stillen hielt ich ihm zugute, dass er Karsten nicht leiden konnte und wohl auf eine Prügelei mit ihm aus war.

Erneut rief ich in Eppendorf an. Als Karsten sich weigerte, mit mir zu sprechen und gleich den Hörer auflegte, wählte ich meine schlimmsten Befürchtungen bestätigt. Noch einmal wählte ich seine Nummer. Niemand meldete sich. Vielleicht, fürchtete ich, waren sie schon fort, auf dem Weg zurück in Ulrichs Wohnung ...

Endlich eine Stimme. Robert. "Du rufst zum völlig falschen Zeitpunkt an", flüsterte er. Ich glaubte, dass gerade jetzt gegen mich entschieden werde und bat ihn, mir zu sagen, wie die Sache für mich stehe. Da sagte er ein Wort, das mich von meinen Sorgen erlöste, "positiv", und fügte widerwillig hinzu, man habe Ulrich gerade soweit beruhigt, dass man ihn guten Gewissens allein nach Hause lassen könne. Ingrid werde vorläufig in Eppendorf bleiben.

Ich war erleichtert, und zugleich meldete sich mein Gewissen gegenüber dem Ehemann, den ich bemitleidete und dessen Verlustschmerz ich nachempfinden konnte. Schliesslich liebte ich die Frau genauso leidenschaftlich wie er.

Tatsaechlich kamen nun Karsten und Ingrid der Reihe nach ans Telefon; Karsten aufgedreht wie immer und geschmeichelt, dass er in dieser Sache eine so wichtige Rolle spielte. Er gab mir ein paar gute Ratschlaege und zerstreute endgueltig mein Misstrauen.

Ingrid sprach leise. Anscheinend hatte sie geweint. Ja, er habe sie zu schlagen versucht, aber Karsten und Robert haetten ihn daran gehindert. Sie befuerchte, dass er in seiner Wut geradewegs zu mir fahren werde. Er habe Morddrohungen ausgestossen.

Bei dieser Mitteilung taten sich tiefe Schluchten unter mir auf. Es war, als falle ich geradewegs in die dunkle Wolkendecke, die sich erst vor einer Minute aufgeloeset hatte. Am liebsten haette ich mich irgendwo versteckt. Ich bin kein Held und habe mich noch nie geschlagen. Was wuerde ich tun, wenn ich ihm gegenueber stand?

Zum Glueck ist der Berserker nie in der Stresemannstrasse aufgetaucht; er hat sich stattdessen in irgendeiner Kneipe volllaufen lassen, bis er nicht mehr gerade stehen und erst recht keine Faust mehr schwingen konnte. Ingrid sprach von unserer gemeinsamen Zukunft, von ihrer Liebe und dass sie fuer immer bei mir bleiben wollte. Ihre Worte wirkten wie Balsam auf meine gereizten Nerven.

Zwei Tage spaeter traf ich sie wieder. Eigentlich hatte Karsten versprochen, vormittags Sachen aus ihrer Wohnung herauszuschaffen, Kleider, Schuhe und was man sonst zum Leben braucht, hatte dann aber einen wichtigen Termin vorgeschuetzt, so dass sie mich um 'Begleitschutz' bitten musste. Sie schaezte jedoch das Risiko, Ulrich zu treffen, gering ein, da er zu Verwandten nach Muenster gefahren sei. Ausser Karsten hatte er keine Freunde in Hamburg, die ihn troesten konnten.

Als wir in Henstedt ankamen, sprang uns ein hungriger Setter aus der Dreizimmerwohnung entgegen, den ich mir mit meiner neuen Partnerin eingehandelt hatte. Eigentlich bin ich kein Freund grosser Hunde, die in grosstaedtischen Wohngemeinschaften mit wenig Platz ihren Jagdtrieb sicher nicht ausreichend befriedigen koennen. Doch ich war damals jung und flexibel und akzeptierte Zinta ungeruehrt. Schliesslich hatte Heidi seit Monaten einen Schaeferhund zu Gast, den jemand auf dem Weg nach Poona zurueckgelassen hatte. Meine Schwester und Werner konnten sich ja auch noch einen Klaeffler zulegen ...

Die Wohnung war modern eingerichtet, aber wie in den meisten Neubauten waren die Raeume zu klein und zu niedrig. Ich bewegte mich wie im Traum. Ich wusste, alles Fremde hier war der Geliebten vertraut. Untaetig sass ich am Wohnzimmertisch und spuerte die virtuelle Praesenz des Nebenbuhlers, waehrend mein Blick ueber Regale, Gardinen und Unterhaltungselektronik glitt. Schliesslich ging ich zoegernd ins Schlafzimmer, wo Ingrid hastig, ja faelig, ihre Koffer packte.

Ich stand an der Tuer und beobachtete, wie sich ihr grosser Schrank langsam leerte. Ich befand, dass sie sehr schoene Kleider und viel Geschmack hatte. Ich mochte auch ihre Schuhe, Blusen und Pullover - besonders natuerlich, wenn sie sie trug. "I like the way you walk, I like the way you talk". Wie sie sich kleidete und bewegte, alles war mir lieb und teuer. Mit einem Wort: ich hielt die ganze Person fuer aufregend und begehrenswert.

Mit einem riesigen Hundekorb und mehreren Koffern unter den Armen verliessen wir die Wohnung. Es war kurz vor Mittag und hochsommerlich heiss, die Sonne knallte auf den Asphalt. Wir sassen schon im Auto, als ihr einfiel, dass sie die Tuer zum Balkon nicht verschlossen hatte.

Zwei Minuten spaeter sah ich sie im Rueckspiegel aus dem Haus und auf den Parkplatz rennen, dahinter eine titanische Erscheinung, ein King Kong, der nach ihr greifen wollte. Ich begriff sofort, jetzt wuerde es zum Showdown kommen. Die Zeit verengte sich, lief rasend schnell und zaeh zugleich an meiner Ohnmacht vorbei.

Die Gestalt packte ihre Schultern und brachte sie zum Stehen. Ingrid schrie auf und ich sah, wie er sie schlug. Ich stieg aus dem Wagen und bewegte mich mechanisch auf die beiden zu. Die Frau wand sich unter seinem Griff. "Hat sie sich denn nie Respekt verschafft, dass sie ihm so etwas durchgehen laesst?" wunderte ich mich. Als ich in Hoerweite kam, rief sie "Nicht! Nicht!".

Sekunden spaeter standen wir uns Auge in Auge gegenueber. Ich wartete, was er sagen wuerde. Da holte der Gedemuertigte zu zwei harten, schnellen Schlaegen aus, die mich niederstreckten. Neben mir lag auch meine Brille zerbrochen im Staub, und ich war voller Angst, Schreck und Wut ... doch dann kehrte meine Vernunft zurueck. "Eine Rauferei ist doch kindisch", dachte ich, "ich muss mir anders Respekt verschaffen", und griff, nur fuer den aeussersten Notfall, nach einem mittelgrossen Stein, der zufaellig neben mir lag. Ich sprang auf und bruellte ihn an, wenn er uns nicht ziehen lasse, wuerde ich ihm den Schaedel einschlagen. Seine Raserei schlug in verhaltene Furcht um; denn ich war ihm koerperlich ebenbuertig und schwer einzuschuetzen. Er war ratlos. Am liebsten haette er Ingrid in seine Wohnung verschleppt, wusste aber nicht, wie das zu bewerkstelligen war. Ich schrie, er solle die Entscheidung seiner Frau gefaelligst akzeptieren. Schliesslich sei es ihr unmissverstaendlicher Wille, ihn zu verlassen.

Endlich gab er sie frei. Bat und bettelte, sie moege bei ihm bleiben. Sie versuchte ihn zu beruhigen, sie koennten sich spaeter noch sehen und ueber alles reden. Ich dachte: "Das Wichtigste ist, dass wir so schnell wie moeglich hier wegkommen!", und waehrend er wie angewachsen stehen blieb und der aufgeregte Hund um uns herumsprang wie ein Indianer um sein Lagerfeuer, suchte ich die Bruchstuecke meiner Brille zusammen. Die Situation war nicht unkomisch.

Wir zogen uns zum Auto zurueck. Ich fuerchtete, der Mann koenne uns noch ein zweites Mal anfallen. Stattdessen hetzte er mit haengenden Schultern zu seinem Scirocco, der irgendwo hinter der Wohnanlage abgestellt war.

Waehrend ich anfuhr, blickte Ingrid beklommen umher. Sie glaubte, er werde uns folgen und plane, mein Auto zu rammen. Doch ich war schneller als er. Bevor sein Wagen auf der Strasse auftauchte, fuhr ich am Haus vorbei und bog in einen abseitigen Feldweg. Zwischen dichten Straeuchern hielt ich an. Nichts als schattige Stille und Wiesenfrieden ringsherum. Ich war sicher, dass er uns hier nicht finden wuerde und beruhigte Ingrid, die zappelig neben mir sass. Dann stillte ich das Blut, das mir aus der Nase rann, und sortierte, was von meiner Brille uebrig war. Hinter uns auf dem Ruecksitz hechelte der Hund.

Eine halbe Stunde spaeter wagten wir uns auf die Autobahn. Es war drueckend heiss, der Asphalt reflektierte die Sonne wie ein Spiegel. Am Horizont zogen Gewitterwolken auf, matte harmlose Schatten, die ueber Nacht die ersehnte Abkuehlung bringen wuerden. Immer wieder spaehnten wir umher, weil wir fuerchteten, er koenne uns mit seinem schnellen Wagen doch noch aufspueren.

Obwohl von den Schlaegen benommen, hatte ich ihr das Steuer nicht anvertraut. Sie machte einen zu konfusen und veraengstigten Eindruck auf mich. Ausserdem war sie mit den Macken meines klapprigen Fahrzeuges wenig vertraut, und wuerde im Fall eines 'Angriffs' eventuell falsch reagieren.

Das Klopfen des alten Motors beruhigte mich. Ich war mit dem betagten Auto hochzufrieden. In kritischen Situationen hatte es mich noch nie im Stich gelassen. Man konnte alle Arten von Gepaeck - Hunde wie auch untreue Ehefrauen - damit transportieren, und nur relativ selten wurde man von einer Polizeistreife angehalten, zwecks Pruefung, ob der TUEV abgelaufen war.

Was sollten wir tun? Ingrid vermutete, Ulrich werde, wenn er uns auf der Strasse nicht fand, zu Karsten fahren, und meinte, auch wir muessten uns dorthin begeben, um die Krise durchzuboxen. Sie sah ganz bedrueckt aus.

Ich hatte vom Boxen die Nase voll. "Wozu soll das fuehren?" fragte ich mich. Was war, wenn er so aggressiv blieb und weiterhin nicht mit sich reden liess? Ueberhaupt, was wollte sie ihm noch sagen? Sicher, irgendwann wuerden sie sich aussprechen. Aber heute war dafuer nicht der richtige Zeitpunkt. Zuerst musste man ihn abkuehlen lassen. Ihm ein paar Tage geben, sich auf die Situation einzustellen. Gespraechе mit uns wuerden ihn im Moment nur weiter anstacheln.

Statt meine Ueberlegungen auszusprechen, bestand ich darauf, zuerst muessten die Reste der Brille, die mir dauernd von der Nase rutschten,

zusammengeloetet werden. Allein schon, damit ich bei Karsten sicherer auftreten koenne. Am besten lasse sich das bei Holger erledigen, der einen Loetkolben besitze. Sie war von dem Plan zunaechst wenig begeistert, liess sich dann aber ueberzeugen.

Als wir in Flottbek ankamen, standen Wolken wie schwarze Waende am Himmel. Boeen warmen Windes wehten um alle Ecken und wirbelten Staub auf. Ingrid war von dem stimmungsvoll-dekadenten Ambiente der Siedlung fasziniert und folgte mir zoegernd durch die offene Verandatuer ins Wohnzimmer mit seinen verschossenen Samtvorhaengen und Seidenbezuengen.

Mein Freund war gerade mit Pruefungsvorbereitungen beschaeftigt, packte aber gleich die Buecher zusammen, um sich ueber den neuesten Stand informieren zu lassen. Draussen knallten Donnerschlaege wie Chinaboeller, grosse Regentropfen schlugen geraeschvoll gegen die Fensterscheiben.

Ulrich wuerde kaum auf die Idee kommen, uns hier zu suchen. Trotzdem hatte mich sein filmreifer Auftritt am Vormittag nervoes und wachsam gemacht, fast so wie den Hund, den die fremden Menschen und die ungewohnte Umgebung zusaetzlich irritierten. Setter sind von Natur unruhige Tiere, die kaum stillsitzen koennen, und durch aeussere Einfluesse leicht aus der Fassung zu bringen. Holger beruhigte Zinta durch Streicheln und mich mit Witzeleien. Waehrend sich seine Mutter um meine Begleiterin kuemmerte, besprach ich mit ihm das weitere Vorgehen. Spaeter assen wir im Wohnzimmer zu abend und beschworen Ingrid, sich heute nicht mehr mit Ulrich zu treffen, sondern ueber Nacht mit mir in Klein-Flottbek zu bleiben. Nachdem wir alle Einwaende widerlegt hatten, gab sie nach. Wir redeten dann noch stundenlang und sahen uns - muede geworden - den Spaetfilm und die Nachtausgabe der Tagesschau an. Der Bundeskanzler hatte vergeblich versucht, die eigene Partei auf seinen Kurs einzustimmen. Das Votum der Fraktion wurde fuer ihn zum Menetekel. "Endlich", kommentierte Holger, "kriegt der mal eins auf seinen grossen Krisenstab."

Wir kletterten ueber eine Stiege in eine niedrige, staubige Kammer voller Geruempel, in die die Matraze kaum hinein passte. Aus Platzmangel, aber auch weil wir uns liebten, schliefen wir eng aneinander gedraengt.

Am naechsten Morgen war unsere Nervositaet wie verfliegen. Die Sonne schimmerte durch Dachbalken, Voegel zwitscherten, ein Hahn kraechte und eine muede Ingrid mit krausem Haar und Kindergesicht lag neben mir.

Ich fuehlte mich rundum wohl und hatte keine Lust, mir von dem gewalttaetigen Ulrich noch einen Tag verderben zu lassen. Beim Anblick der schlafenden Geliebten kam ich auf eine Idee. "Wir verschwinden einfach aus Hamburg und fahren zu Dieter nach Hameln. Niemand wird wissen, wo wir uns aufhalten. Mein alter Freund hat viel Platz auf seinem

Bauernhof. Wenn es auch kein komfortables Gaestezimmer gibt, so hat er doch Stroh, Matrasen und Scheunen genug, in denen man es im Sommer gut aushalten kann. Ferien auf dem Lande, Sommerfrische, das ist genau, was wir brauchen." So fluesterte ich ihr ins Ohr, doch sie nahm mich nicht ernst. Muede drehte sie sich von mir weg. Ueber meiner Nase tauchten die dunklen Knopfaugen des Hundes auf, die mich fragend anblickten. Es war wirklich zu eng hier.

Schnell hinaus und herunter zur Morgentoilette! Die Sonne fiel durchs schmale Badezimmerfenster und beschien ihren Hals und Wangen. Im Spiegel suchte sie meinen Blick. Ihre Augen gefielen mir eindeutig besser als die des Hundes.

Beim Fruhestueck unterbreitete ich moeglichst ruhig und rational meine Vorschlaege von einer Flucht aufs Land, die die Gemueter aller Beteiligten abkuehlen wuerde. Ich hatte im letzten Sommer ein paar Tage bei Dieter verbracht und schilderte meine Eindruecke in den leuchtendsten Farben. Ich erzaehte nichts von den Muecken und Schmeissfliegen und von der Hitze, die sich in alten Holz- und Fachwerkbauten staut. Nachdem Ingrid ueberraschend schnell eingewilligt hatte, rief ich ihn an und fragte, ob wir zwei Wochen bei ihm wohnen koennten; ich sei mit meiner neuen Freundin auf der Flucht vor ihrem gehoernten Ehemann.

Dann verabschiedeten wir uns von Holger und seiner Mutter, bei denen wir gluecklich waren. Ich schwore, so gluecklich war ich nie! Auch mit den ausdrucksvollsten Worten der Poesie liesse mein Glueck sich nicht nachbilden! Die Unzulaenglichkeit jeder literarischen Anstrengung tritt hier offen zutage, die hinter allzu dichter Wirklichkeit zurueck fallen muss; im Vergleich zu jener kostbaren Vergangenheit ist sie, ist alles, wie absurdes Gestammel, wie totes Gerippe.

Wir mussten noch einmal in meine Wohnung, und das war gefaehrlich, denn Ulrich kannte ja die Adresse. Doch als wir in der Stresemannstrasse vorfuehren, war die Luft rein und niemand zu Hause.

Eilig stopfte ich Kleider, Seife, Handtuecher und Zahnbuerste in eine Reisetasche. Dann schrieb ich auf einen Zettel "Ich verreise. Bis bald. B." Nur nicht zu viele Informationen! Anschliessend fuehren wir ueber die Budapest- und die Ost-West-Strasse Richtung Billhorner Bruecken, wo die Autobahn beginnt. Vorher tankte ich noch an einer der weitraeumigen Tankstellen, die mit Plakaten wie "letzte Zapfsaeule vor der A1" werben. Mein offenes Holzfaellerhemd flatterte im kuehlen Morgenwind. Das Leben schien mir neu und aufregend.

Wir fuehren allen Sorgen davon - ueber die Elbe und mehrere Autobahnkreuze Richtung Hannover.

Stunden spaeter erreichten wir Fischbeck, einen kleinen Flecken ausserhalb Hamelns, wo Dieter die Haelfte einer leicht verluderten Hofstatt

bewirtschaftete. Vor einem breiten rostigen Gatter blieben wir stehen. Auf dem Gelaende, das nach drei Himmelsrichtungen von Haeusern und Scheunen umrahmt war, tollten Kinder und Huehner. In der Mitte stank ein Misthaufen; links lag das Haupthaus, davor Rosen ueber breiten Boegen wuchsen, und neben der Haustuer stand eine Bank, auf der sich an Sommerabenden vortrefflich schwatzen liess.

Dieter wohnte mit seiner Freundin im rechts gelegenen fruheren Gesindegebäude und kam uns schon entgegen. Er oeffnete das Gatter und hiess uns willkommen. Wir begruessten uns freudig und ein wenig unsicher, eben wie vertraute Freunde, die sich seit einem Jahr nicht gesehen haben.

Er war ein Drop-Out, ein ehemaliger Chemiarbeiter, der Gemuese voellig ohne Duenge- und Spritz-Mittel anbaute und auf dem Wochenmarkt feilbot, ein ernster Junge mit tiefschwarzer Lockenmaehne, den ich seit meiner Kindheit kannte und der viel Spiel und Streit und manche Ueberzeugung mit mir teilte.

Zu viert sassen wir im Gras hinter dem Haus, wo eine weite Schafswiese zu einer Anhoehe hinauf lief. Ich berichtete von den Ereignissen in Hamburg, und er und seine Freundin hoerten aufmerksam zu und bestaerkten uns in unserem Vorgehen.

Wir konnten im Haupthaus uebernachten. Ein grosses Gaestezimmer wartete dort auf uns. Die Nachbarn, die ich bisher nur vom Sehen kannte, hatten es zur Verfuegung gestellt. Auf einer schmalen Stiege wurden wir in die geraeumige Dachkammer gefuehrt, wo sich der Duft frischen Heus mit dem Geruch altschwarzen Holzes mischte. An den Waenden hingen einfache Teppiche und alte Photos, wohl noch aus der Kaiserzeit. Ein kleiner Tisch, ein Stuhl und ein breites Bett waren die einzigen Moebelstuecke. Auf dem Tisch lagen mehrere weisse handbestickte Leinenlaken. Neben der Tuer eine wuchtige Yuccapalme und hinten in der Ecke ein verstaubter aber funktionstuechtiger Plattenspieler.

Ein kleines Fenster, das aus mehreren Butzenscheiben zusammengesetzt war, und (abends) eine 40 Watt Lampe unter dem Dachbalken beschummerten den Raum. Durch eine zweite Tuer gelangte man in eine weitere Kammer, in der Pflanzen zum Trocknen aufgehängt waren.

Tagsueber halfen wir Dieter auf den Feldern, als Ausgleich fuer seine Gastfreundschaft. Wir jaeteten und pflanzten, wir knieten in weicher brauner Muttererde, und richteten uns auf, wenn das Kreuz schmerzte. Abends sassen wir an einem grossen Holztisch im Freien, waehrend die Sonne langsam an Kraft verlor und Sterne heraufzogen.

Die Naechte aber gehoerten Ingrid und mir allein. 12 glueckliche Naechte. Wir redeten und vereinigten uns, wir verschmolzen und fielen - trunken vor Glueck - in konzentrierten Schlaf. Manchmal hoerten wir eine der staubigen

Schallplatten, die neben dem Grammophon herumlagen, Patti Smith oder Stefan Waggershausen, wir waren nicht waeherlich.

Am Wochenende fand, wie jedes Jahr im Spaetsommer, in der Naehe von Hameln ein drei-taegiges Open Air Festival statt. Ein steil abfallender Steinbruch, unten die Musiker, deren Tribuene und Lichtspiel gegen die gigantische Naturkulisse wie putziges Puppentheater wirkten. Als die Daemmerung hereinbrach, wurden hunderte von Zelten aufgeschlagen, auch oben an den Raendern des Bruchs, wohin die Musik seltsam schwermuetig herueberwehte. Ueberall Zelte, Bilder der untergenden Sonne hinter dem Kamm und schliesslich der Liebe, das sind die Erinnerungen, die mir im Gedaechnis geblieben sind.

Am Mittwoch gab Dieter uns nachmittags frei. "Ihr solltet in Hameln bummeln gehen", empfahl er. Wir fuhren an bluehenden Feldern und Wiesen vorbei, die in eine bis an den Horizont reichende Mittelgebirgslandschaft eingebettet waren. Pappeln und Eichen wechselten mit ueppigen bis ueber die Strasse haengenden Heckenrosen ab.

Die Stadt mit ihren vielleicht 50000 Einwohnern liegt suedwestlich von Hannover im Weserbergland. Sie ist vom Krieg verschont geblieben und die schoenste unter allen deutschen Staedten, die ich kenne. Im Zentrum reihen sich ohne Unterbrechung schmale und breite fensterreiche Fachwerkhaeuser, einfache aber auch prunkvolle mit goldenen Schnitzereien. Darunter viele mittelalterlichen Gebaeude aus dickem schwarz geteerten Holz und mit meist weiss gestrichenen Buntglasfenstern. Hier, beschlossen wir, wuerden wir gern fuer immer leben.

Zwischen den praechtigen Haeusern der Hauptstrasse zweigen schmale Gassen ab, durch die man zu Parallelen mit ebenso barockem Fachwerk, aber weniger Trubel und Geschaeften gelangt. Endlich konnte ich meine Brille von einem Fachmann richten lassen.

Wie titanische Treppenstufen begrenzen Fachwerkshaeuser den leicht ansteigenden Marktplatz. Auf Terrassen und unter Markisen, die von hoelzernen Saeulen gestuetzt werden, boten kleine Geschaefte ihre Sonderangebote feil. Cafes hatten weisse Holz- oder Plastiktische hinausgestellt, die sie mit grossen Schirmen vor Hitze und Helligkeit schuetzten. An Springbrunnen puetscherten Kinder.

Auf dem lichtdurchtraenkten Rathausplatz assen wir Eis. Wir sassen nebeneinander in der Sonne und streckten wohligh die Beine. Es war einer jener seltenen Momente hoechster Zufriedenheit, eine Hoch-Zeit, an die man sich spaeter im Leben oftmals erinnert.

Ach ja, was aus Karsten und Ulrich geworden ist? Sie mussten noch ein paar Jahre auf die Richtige warten und sich im Geiste damit abfinden, dass Ingrid und ich ein Paar sind. Kein Streit mehr, keine Handgemenge, einfach die Trennung.

IN DEINEN WEICHEN HAAREN

In der Luft hing ein Stimmengewirr, schwer wie das Summen eines Bienenschwarms, und der Boden war schwarz von den Tritten tausender Stiefel. Ein Meer grüner Röhre ergoss sich zu den wartenden Zügen. Es war der wohl größte Aufbruch, den der Stadtbahnhof jemals erlebt hatte.

Der Mann unterschied sich äußerlich nicht von den anderen Soldaten, die hin und her eilten, weil sie im allgemeinen Gewühl ihre Einheit verloren hatten. Ausser vielleicht, dass seine Bewegungen mechanischer waren und weniger eifrig und seine Augen, statt lebhaft zu leuchten, Melancholie und Trauer ausstrahlten.

Eben noch hatte er zwischen winkenden Armen die Farben seiner Staffel ausgemacht. Er bildete sich ein, genau gesehen zu haben, wie sich sein Führungsoffizier Gleis 11 zuwandte. Nun aber waren alle bekannten Gesichter aus seinem Gesichtsfeld verschwunden. Er nahm jedoch an, dass die Einheit bereits in den wartenden Zug eingestiegen war und bewegte sich langsam, weiterhin Ausschau haltend, in dessen Richtung.

Im Weitergehen zog er ein Falblatt aus der Tasche. Obwohl erst gestern per Eilpost zugestellt, half es ihm wenig. Die Angaben über Abfahrtszeiten und Zugnummern waren hoffnungslos falsch. Man hatte den Ansturm völlig unterschätzt und über Nacht alle Planungen umgeworfen. Wahrlich, der Krieg drohte schon im Anfang an schlechter Planung zu

scheitern. Oder war es einfach unmöglich, solche Massen geordnet in Bewegung zu setzen?

Er war jetzt an dem abfahrbereiten Zug angelangt und ueberlegte, ob er einsteigen sollte. Er zoegerte, denn an den Fenstern sah er nur fremde abweisende Gesichter. Die Kameraden kuemmerterten sich anscheinend nicht darum, wo er gestrandet war, und den Umstehenden war seine Einheit voellig unbekannt.

Ploetzlich ein durchdringendes Pfeifen. Der Schaffner hob die Kelle. Vor Aufregung begann der Mann zu schwitzen. Er wusste nicht, was er tun sollte. Nicht auszudenken der Aerger, wenn er die Abfahrt seiner Einheit verpasste!

Ein Soldat, der den Zug eben keuchend erreichte, schob ihn beiseite und warf seinen Rucksack und sich selbst ins Innere des Wagens. Da traf der Mann eine Entscheidung. Aus dem Impuls, etwas zu verpassen, wenn er der unausgesprochenen Aufforderung einzusteigen nicht folgte, schwang auch er sich hinauf ins Dunkle des Wagens. Gleich darauf schloss sich die Tuer und der Zug ruckte an.

Dem Mann lief der Schweiss die Achseln hinunter. Er stand auf dem Gang und dachte nach. Ihm blieb nichts anderes uebrig, als alle Abteile nach seinen Kameraden abzusuchen. Er setzte sich in Bewegung. Mit Glueck wuerde er sie gleich im naechsten oder uebernaechsten Wagen finden; wenn er Pech hatte, erst ganz vorn bei der Lok. Die Vorstellung, dass sie sich moeglicherweise gar nicht im Zug befanden, verdraengte er.

Waehrend die Bahn mit immer hoeherer Geschwindigkeit ihrem Ziel entgegen strebte, quaelte er sich durch ueberfullte Abteile und an ueberquellenden Gepaeckablagen vorbei. Viele Soldaten sassen oder standen in den Gaengen und machten nur zoegernd und maulend Platz. Mehr als einmal wurden ihm Schmaehungen nachgerufen.

Je weiter er vorankam, desto unruhiger wurde er. Etwa in der Mitte des Zuges hinderte ihn ein Gueterwagen am weiterkommen, ein seltsamer, silberglaenzender Quader, tuer- und fensterlos, in dem eine laute Maschine zu arbeiten schien. Er war gezwungen abzuwarten, um beim naechsten Halt aus- und weiter vorn wieder einzusteigen. Doch der naechste Halt: das konnte Stunden dauern - falls der Zug nicht ueberhaupt bis zu seinem Bestimmungsort durchfuhr. Er setzte sich zu einer Gruppe von Pionieren, die sich gut zu kennen schienen, schloss die Augen und lauschte teils neidisch, teils mit der inneren Distanz und Ironie eines Fremden, wie sie ueber die bevorstehenden Aufgaben und Abenteuer palaverten.

Der Zug fuhr ueber Berg und Tal, ueber Bruecken, von denen man grandiose Ausblicke ueber weite Flusslandschaften und romantische Kanaele hatte, und kam dann in eine Bergregion mit vielen Steigungen, wo sich seine Geschwindigkeit verringerte. Die Vegetation, wie auch die

menschliche Besiedlung, wurden immer spaerlicher. War man vorher gelegentlich noch an Staedten oder kleinen Ortschaften vorbeigekommen, so sah man jetzt nurmehr einsame Bauernhoefe auf entfernten Anhoehen stehen. Schliesslich hielt er mit schleifenden Raedern an einer einsamen Bergstation. Weit und breit nichts ausser nackt-kalt-abweisendem Fels. Die Soldaten draengten ueber den Gang nach draussen, wo sie sich in Reih und Glied aufstellten. Wenig spaeter marschierten sie los, unter den Klaengen einer kleinen Fanfarenkapelle, und waren bald hinter den naechsten Felsen verschwunden.

Er hatte sich ihnen nicht angeschlossen. Unter all den Hundertschaften war ihm kein bekanntes Gesicht aufgefallen. Er war kein schneller Denker, begann sich aber darueber klar zu werden, dass er in Schwierigkeiten steckte.

Die neue Zeit mit ihren rasch wechselnden Tendenzen ueberforderte ihn. Er war noch zu keinem endgueltigen und rational begruendeten Urteil ueber sie gelangt, doch hatte ihn von allem Anfang seine Intuition mit Skepsis, ja Ekel, gegen die entfesselte neudeutsche Betriebsamkeit erfuellt.

Er war allein. Beklommen, ja furchtsam, blickte er auf die grauen sonnenbeschiedenen Berge. Sicher hatte man sein Fehlen inzwischen festgestellt. Seine Vorgesetzten waren gewiss aergerlich und wuerden auf Bestrafung draengen. Ob er mit einer geringen Strafe davonkam? Oder in eine andere Einheit versetzt wurde, in ein Bataillon mit geringen Ueberlebenschancen? Oder sogar der Desertion angeklagt und vor Gericht gestellt? So gingen seine Gedanken panisch hin und her.

Er stieg aus und begab sich an die Spitze des Zuges. Durch die getoente Scheibe sah er oben im Fuehrerhaus der Lokomotive den verschwommenen Kopf des Lokfuehrers. Er war also nicht ganz allein. Welche Befehle moechte der Lokfuehrer haben? Gab es eine Funkverbindung zur Zentralstation? Wenn ja, so fragte er sich, wuerde es ihm helfen, sich per Funk bei der Stabsstelle bemerkbar zu machen? Aber wahrscheinlich hatte man dort andere Sorgen, als sich versprengter Soldaten anzunehmen. Wenn sich der Lokfuehrer ueberhaupt ansprechen liess ...

Unentschlossen ging er auf und ab. Sein Herz klopfte unruhig und seine Aengste wuchsen mit jedem Atemzug, den er in der frischen Luft tat - wie ein Krebsgeschwuer, das sich nicht unter Kontrolle bringen laesst. Das abweisend Kalte der Bergwelt, das Wanderer und Ausfluegler kaum gestoert oder hoechstens angeregt haette, erschien ihm ueberaus bedrohlich. Er moechte hier nicht mehr herumstehen und setzte sich in eines der leeren Abteile. Dort drueckte er seine Nase gegen die Scheibe und wartete.

Er musste nicht lange warten. Bald fuhr der Zug in die Richtung zurueck, aus der er gekommen war. Offenbar steuerte der Lokfuehrer blind im Rueckwaertsgang.

Spaeter, nachdem er eine Weiche passiert hatte, bewegte er sich wieder voran. Was den Mann weiter verunsicherte, da er auf diese Weise voraussichtlich nicht zum Hauptbahnhof zurueckkommen wuerde. Er haette fragen wollen, wohin die Reise ging; es gab aber in den Waggons anscheinend keine Verstaendigungsmoeglichkeit mit der Fuehrerkabine. Endlich fuhren sie mit langsamer Geschwindigkeit in einen belebten Kleinstadtbahnhof. Auf den Plattformen lungerten Dutzende Soldaten herum.

Einige Gesichter kamen dem Mann bekannt vor, und er sprang von seinem Sitz hoch, und als der Zug stoppte, stieg er kurzentschlossen aus und ging auf sie zu. Sie standen an einem Schlagbaum, einige einzeln, andere unterhielten sich angeregt.

Leider nicht seine Kompanie, sondern nur Arbeitskollegen, die man allesamt in ein anderes Battaillon gesteckt hatte. Warum nicht auch ihn? Dann waere er jetzt am Ziel und wuerde nicht in solchen Schwierigkeiten stecken.

Ueberrascht, doch freundlich laechelnd, wandten sie ihm ihre Gesichter zu. Da war der dicke Schenk, die Betriebsnudel, der stets aufgeregten Kontakt mit den Chefs pflegte, bei Befoerderungen aber regelmaessig uebergangen wurde. Da waren Meier und Haake, der juengere, die ihm froehlich mit Bierflaschen zuwinkten; der ruhige Riesmueller - von manchen als der kommende Mann gehandelt (aber sie mochten sich taeuschen) - und noch mehrere Andere, blossere Temperamente, die einst, in der Zukunft, nur den Hintergrund fuer seine Erinnerungen abgeben wuerden. Sie alle scharten sich um ihn und schwatzten und lachten mit zufriedenen Gesichtern. Sie hatten schliesslich ihr Ziel erreicht. Sie wussten, wohin sie gehoerten.

Sie warteten auf den Anschlusszug, der sie an ihren endgueltigen Bestimmungsort bringen wuerde. Wie gluecklich sie waren. Sie freuten sich auf die Zukunft. Keinen plagten Sorgen oder Zweifel, keinem war so schwer ums Herz wie ihm.

Nur zoegernd beantwortete er ihre Fragen. Interesse glomm in ihren Augen und etwas wie das Mitgefuehl oder die Schadenfreude derer, die von einem sicheren Hafen aus ein Schiff beobachten, das auf hoher See gekentert ist.

Schenk gab ihm den Rat, er solle sich an die oertliche Verwaltung wenden. Dort habe man sicher Verbindung zu den Dienststellen des Heeres.

"Ja, die unschuldigen Kommunalverwaltungen", dachte der Mann. Sie spielten beim Ausheben der Wehrpflichtigen eine wichtige Rolle.

Dann machte er sich auf den Weg in die Stadt. Doch fand er das Rathaus nicht, nur kilometerweit Bungalows mit auffallend gepflegten Vorgaerten, die sich entlang der Strasse aufreihen wie Perlen an einer Schnur. Alle renoviert und frisch gestrichen, und das Gras war bis an den Strassenrand ebenso kurz und praezise geschnitten wie die dahinter liegenden Hecken. Merkwuerdig, wie sich die Haeuser glichen in ihrer famosen Sauberkeit, und zugleich unterschieden im aufwendig hervorgearbeiteten Detail. Einen derart geschniegelten kleinbuegerlichen Wohlstand bekam man in der Grossstadt normalerweise nicht zu sehen.

Fast uebergangslos kam er an ein ausgedehntes Gelaende. Militaerisches Sperrgebiet, das von hohen Mauern und Stacheldraht umzaeunt war und sich in der Kleinstadt-Idylle sonderbar unpassend ausnahm.

Ein Fliegerhorst! Er reckte den Hals, nahm Landflaechen, Hangars und Flugzeuge wahr. In der Siedlung wohnten wahrscheinlich die Familien des Bodenpersonals und der Besatzungen. Ploetzlich ein ohrenbetaeubender Laerm. Eine Bomberstaffel kam angefliegen und donnerte in V-Formation ueber ihn hinweg. Dann drehten sie Kreise und setzten zur Landung an. Nie wieder, dachte er, wuerden die Menschen hier soviel Zeit haben, ihre Gaerten in Ruhe zu pflegen.

Bei dem Krach bemerkte er den PKW nicht, der sich von hinten naeherte. Mehrere Militaerpolizisten stiegen aus. Sie trugen dunkle Uniformen. Sie entsicherten ihre Pistolen und umstellten den Mann. Einer verlangte seinen Ausweis zu sehen. Waehrend er danach kramte, schlich ein anderer von hinten heran und presste ihm ein feuchtes, uebelriechendes Tuch ins Gesicht. Dabei verlor er zwar nicht seine Sinne, aber die Willenskraft, und stieg bedenkenlos in den Wagen.

Als er so zwischen ihnen sass und leicht benommen in dem Gefaehrt dahinschaukelte, war er zufrieden und fuehlte sich beinahe gluecklich. Endlich hatte man ihn gefunden! Die Maenner wuerden schon wissen, wohin sie ihn bringen mussten. Er liess sich von der Aggressivitaet, die in den entsicherten Waffen, in ihrer Mimik und ihrem Gehabe sich ausdrueckte, nicht irritieren, und es verminderte seine Zuversicht durchaus nicht, dass kein Wort gesprochen wurde, waehrend sie durch die Dunkelheit einem unbekanntem Ziel entgegenstrebten. "Es gibt", schoss ihm durch den Kopf, "bei den Menschen verschiedene, mehr, oder auch weniger, eng miteinander verwandte, genetische Stroemungen, ueber denen sich die Gesellschaften und Kulturen, aber auch die Kriege, entwickeln", und neugierig fragte er sich, zu welcher Stroemung diese dunklen Gestalten wohl gehoeren moechten.

Als er erwachte, lag er auf den Stufen des Voelkerkundemuseums und fror. Morgendliche Strahlen einer Fruehlingssonne leckten an seinen Augen, waren jedoch zu schwach, um seinen Koeerper zu waermen. Eben noch hatte er sich im Auto summend in den Schlaf gewiegt, jetzt richtete er sich

halb auf, wobei ihm weiss vor Augen wurde. Muss wohl am Betaeubungsmittel liegen, dachte er. Sein Herz raste. Er befand sich am Fusse der mindestens 50-stufigen Treppe, die zum Hauptportal des Museums fuehrte, wusste aber nicht, wie er dorthin gelangt war. Sein Blick fiel auf den Seitenfluegel des Gebaeudes, wohin die Treppe sich fortsetzte, dort aber nur als Attrappe, die nirgendwo hinfuehrte, nur zu dem Zaun, der das Museumsgelaende vom Englischen Garten trennte.

Er hatte jedes Zeitgefuehl verloren. Es musste Sonntag oder Montag morgen sein. Den Verkehrsgeraeschen nach eher Montag. In seiner Erinnerung klaffte eine Luecke, seitdem er vorgestern abend eingeschlafen war.

Wenn er jetzt aufstand, wuerde ihm schwindelig werden. Also blieb er still sitzen und lauschte dem Zwitschern der Voegel und dem fernen Verkehrsrauschen. Da hoerte er Schritte. Er wandte sich um.

Frau S. kam auf ihn zu. Sie war morgens immer als erste im Buero und hatte von ihrem Fenster beobachtet, wie man ihn auf der Treppe aussetzte. Zuerst hatte sie ihn gar nicht erkannt und ueberlegt, die Polizei anzurufen. Erst als er sich aufrichtete, identifizierte sie ihn als den stillen Kollegen G. aus der palaeo-anthropologischen Abteilung. Sie hatte dann ueberlegt, ob sie ueberhaupt zu ihm hinausgehen sollte. Vielleicht war er betrunken und schaemte sich, wenn er ihr in diesem Zustand begegnete.

Doch dann hatte ihr Mitleid ueberwogen. Man musste ihm Hilfe anbieten, da er sich offenbar kaum ruehren konnte. Ausserdem wuerden gleich andere Angestellte kommen. Jeder wuerde ihn bemerken, und er wuerde, wenn man ihn nicht schleunigst dort wegschaffte, zum Gespraechsthema des Tages werden.

Waehrend sie ihn ansprach, beugte sie sich leicht nach vorn, und Rock und Bluse flatterten ihm im Wind entgegen, gleichsam als werde damit auch ihr ganzes Selbst zu ihm hingezogen. Sie laechelte und streckte die Haende nach ihm aus. "Gehoert sie etwa nicht zu meinen Feinden?" dachte er beilaeufig, waehrend sein Stammhirn sich darauf konzentrierte, die erforderlichen Bewegungen zu koordinieren, um seinen Koeerper mit ihrer Hilfe hochzustemmen. Dann packte sie ihn energisch bei den Armen und lud seine rechte Achsel auf ihre linke Schulter. Er war ueberrascht von der Staerke, die er ihr als Sekretaerin gar nicht zugetraut haette. Zugleich war ihm der ganze Vorgang hochpeinlich. Er wollte ihr gegenueber nicht den voellig hilflosen Eindruck machen, den zu machen er gezwungen war, wusste aber, ohne ihre Hilfe wuerde er auf die Steine zuruecksinken, seine Muskeln versagten schier den Dienst, und ausserdem genoss er ihre Naeh.

Als sie den Eingang erreichten, bemerkte er ein riesiges weisses Plakat ueber dem Erker des Museumsportals. "VETTERN DES MENSCHEN -

neue Funde aus Gabun" stand dort in grossen schwarzen Lettern. Ach ja, die Sonderausstellung.

Endlich waren sie im drinnen, und er nahm den Duft ihres etwas aufdringlichen Parfums wahr, waehrend sie ihn zuerst durch die Halle und anschliessend durch verwinkelte Flure zu seinem Buerro fuehrte. Die ganze Zeit wagte er nicht, sie anzuschauen, aus verschiedenen, ausnahmslos dummen kleinen Gruenden. Sie aber redete unaufhoerlich und liess gar keine Verlegenheit aufkommen. Ob er einem Unfall oder gar einem Ueberfall zum Opfer gefallen sei, fragte sie schliesslich, und ob er verletzt sei. Nein, nein, sagte er, nicht verletzt, und ja, man habe ihn ueberfallen und betaeubt und anschliessend sei ihm schlecht geworden. Er hoffe, sich bald zu erholen. Wenn sie ihn nur noch in sein Buerro begleite, dort werde er schon wieder zu Bewusstsein kommen.

Einmal musste er stehenbleiben, und sie sahen sich neugierig an, und er musste wegschauen, weil ihn die Intimitaet ihrer Augen so irritierte. Von der Iris, die in einen schneeweissen Augapfel eingebettet war, ging eine seltsame Tiefe, oder Tiefgruendigkeit, aus, von der er sich sowohl angezogen wie durchschaut fuehlte. Er war ihr noch nie so nahe gekommen; die wenigen Male, die sie Kontakt gehabt hatten, war es um foermliche, rein geschaeftliche Angelegenheiten gegangen. - Sie aber schwieg jetzt. Ihr war ein Gespraech in den Sinn gekommen, das sie kuerzlich belauscht hatte ...

—

Eines Morgens hatte sie allein im Vorzimmer gesessen. Die Kollegin, mit der sie das Buerro teilte, war samt Ehemann und Jahresurlaub in die Suedsee geflogen. Draussen war es kalt und truebe. Dunkle Niederschlagswolken trieben ueber der Stadt und wuerden die graue Trostlosigkeit wohl bald in eine weisse Schneelandschaft verwandeln.

Seit Wochen herrschte eine durchwachsene, gespannte und zuweilen bedrueckte Stimmung in der Chefetage. Eigentlich unverstaendlich, fand Frau S. In den letzten Monaten waren praktisch alle Ressourcen an Personal und Geldmitteln auf die spektakulaeren neuen Funde konzentriert worden. Man war mit der Katalogisierung und Auswertung schon ziemlich weit fortgeschritten und wollte die Oeffentlichkeit mit der bevorstehenden Ausstellung moeglichst tief beeindrucken.

Sie kam gerade von der Toilette, wo sie, wie jeden Morgen nach der Fruehstueckspause, ihr Makeup kontrolliert hatte. Sie legte Wert auf ein gepflegtes Aeusseres (Stichwort aufgedonnerte Direktionssekretaerin) und fuehlte sich unwohl, wenn sie das Gefuehl hatte, irgendein aeusserer Makel liesse sich an ihr entdecken.

Der neue Direktor Riesmueller hatte zwar kurz nach seinem Amtsantritt versucht, die Einrichtung der Fruhestueckspause abzuschaffen, aber beim Personalrat auf Granit gebissen. Wenn sie jahrelang praktiziert worden ist, gilt eine solche Gewohnheit, wiewohl im Tarifvertrag nicht vorgesehen, im oeffentlichen Dienst als Anrecht. Schliesslich hatte er nachgegeben. Er war zwar auf Effizienz und Leistung erpicht, aber nicht der Mann, sich mit Leuten anzulegen, auf die er noch angewiesen sein koennte.

Frau S. kam also ins Vorzimmer zurueck, als sie ploetzlich Stimmen aus Riesmuellers Buero hoerte. Anscheinend war die Tuer nur angelehnt. Sie verhielt sich mucksmaeuschenstill und erkannte bald neben Riesmuellers Stimme die des zweiten Museumsleiters, Zerwas.

"Wenn alle kommen, die wir eingeladen haben, koennte es eng werden ... haetten doch ein groesseres mieten sollen ... Essen und Trinken wie letztes Mal ... mit der Firma sehr zufrieden."

Sie sprachen ueber die Organisation des Empfanges fuer den Freundesverein e.V., der jedes Jahr um diese Zeit in einem beheizten Festzelt im Hintergarten stattfand. Dort versammelte sich die Muenchner Kulturschickeria und feierte sich fuer die Spenden, die sie fuer das Museum (und das Abhalten der Party) locker gemacht hatte.

Genaugenommen war der Hintergarten mehr als ein Garten. Er war eine praechtige Parkanlage mit englischem Ambiente auch in der kalten Jahreszeit. Alte Buchen mit breiten Kronen verteilten sich malerisch auf dem Gelaende. Ein Seitenarm der Isar floss durch die Landschaft, und Weiden badeten ihre Blaetter darin.

Frau S. hatte bei der Durchfuehrung der Party schon mehrmals mitgeholfen. An solchen Tagen machte sie sich besonders schick, denn auch die Gaeste erschienen bereits in Dinneranzuegen und Abendkleidern, wahrscheinlich, um sich fuer ihre Auftritte im Muenchner Nachtleben nicht noch einmal umziehen zu muessen.

"... sollten den Personalrat an die Urlaubssperre erinnern ... weiss an sich jeder ... noch mal nachfassen." Fuer den Empfang wurde jedesmal die halbe Belegschaft aufgescheucht, samt studentischer Hilfskraefte, damit sich normale Museumsbesucher auf keinen Fall unter die VIP's mischten.

Diesmal wurde sogar ein amerikanischer Kroesus erwartet, Foerderer der schoenen Kuenste, der sich zufaellig in Muenchen aufhielt, mit einigen Zeichnungen da Vincis im Gepaeck, die in der Pinakothek gezeigt wurden. Riesmueller war dort mit ihm in Kontakt gekommen und hatte ihm von den neuen Funden erzaehlt. Der Milliardaer war so angetan, dass er spontan dem Freundesverein beitrug und versprach, sich an den Kosten fuer die Auswertung der Funde zu beteiligen - das alles wusste Frau S. aus Telefongespraechen, die sie frueher mit angehört hat.

"Toll, dass er kommt ... auch der Ministerpraesident ... duerfen uns keinen Schnitzer erlauben ... letztes Jahr nur der Staatssekretaer ... ueber die Regierung nicht beklagen ... tut, was er kann, bin staendig in Kontakt mit ihm ... Wir sind von allen Museen am wenigsten von den Sparmassnahmen betroffen; und mit den neuen Funden hoffe ich, dass unser Etat noch aufgestockt wird." Frau S. konnte sich lebhaft vorstellen, wie Riesmueller sich bei diesen Worten die Haende rieb.

"Was machen wir nur mit G.?" hoerte sie Zerwas fragen.

"Habe ich mich auch schon gefragt", antwortete Riesmueller, jedoch ohne ihm das Resultat seiner Ueberlegungen mitzuteilen.

"Ich habe mir folgendes ueberlegt", sagte Zerwas. "Wir haben uns ja schon darauf geeinigt, die Entdeckung als Erfolg des gesamten Museums und seiner Mitarbeiter darzustellen. G. war nur zufaellig zu dem Zeitpunkt in Fezce anwesend, als das Areal, auf dem die Hoehle liegt, zur Inspektion anstand. Jemand anders an seiner Stelle waere genauso darauf gestossen. Ich wuerde sogar so weit gehen, zu sagen, dass der Fund in Wahrheit dein Verdienst ist. Schliesslich haettest du die Station genauso gut dichtmachen koennen. Und dass die Wahl auf G. fiel, so what? Haetten wir ihn nicht dorthin geschickt, wuerde er noch immer in seinem Keller sitzen und Scherben sortieren."

"Du meinst also, wir sollen seine Rolle herunterspielen?"

"Was heisst herunterspielen? Niemand zwingt uns, im Ausstellungskatalog zu erwaehnen, wer dort die Stellung gehalten hat. Wir listen ihn einfach zusammen mit der Expedition auf, die, unter Haakes Leitung, die letzten Proben genommen hat. Die oberste Fuehrungsinstanz bist ohnedies du gewesen; du hast die Sache koordiniert und in Schwung gehalten, hast alle Ressourcen mobilisiert und sogar noch die Berliner mit einbezogen. Also gebuehrt auch dir die Ehre."

"Wenn du es so siehst. Ich habe natuerlich nichts dagegen. - Sind die Vitrinen uebrigens fertig?"

"Du meinst, fuer den Empfang?"

"Ja."

"Ja, sicher. Die Leute werden staunen und einen tollen ersten Eindruck bekommen."

"Nicht wahr. Es sind wirklich die aeltesten und am besten erhaltenen Funde, die ich kenne. Man muss allerdings doch damit rechnen, dass G. versuchen koennte, Schwierigkeiten zu machen."

"Halte ich fuer unwahrscheinlich."

"Und wenn doch?"

"Wir wuerden ihm schon beikommen. Notfalls mit einer Abmahnung, falls er seinen Arbeitgeber in schlechtes Licht ruecken will. Ausserdem wissen wir beide, wie mangelhaft er gearbeitet hat, bevor er nach Afrika geschickt wurde; im ganzen Museum ist darueber geredet worden. Einem solchen Wissenschaftler nimmt niemand die Behauptung ab, die Funde seien hauptsaechlich sein Verdienst. Also, mache dir keine Sorgen. Es ist viel wahrscheinlicher, dass uns, wie vorletztes Jahr, ein Betrunkener die Vitrinen umstoessst."

Frau S. hatte genug gehoert. Sie bekam ploetzlich das dringende Gefuehl, noch einmal aufs Klo zu muessen und schlich sich zur Tuer hinaus.

Als sie G.'s Buero erreichten, kehrten ihre Gedanken wieder in die Gegenwart zurueck, und sie fragte ihn (nachdem er erleichtert auf seinen Drehstuhl gesunken war), ob sie ein Glas Wasser und vielleicht doch den Betriebsarzt holen solle. Der Arzt sei nicht noetig, versicherte er, aber ein Glas Wasser koenne er gut gebrauchen.

Er trank in kurzen hastigen Zuegen und spuerte, wie sein Geist langsam wieder lebendig wurde.

Vorsichtshalber, sagte Frau S., wolle sie noch einen Moment bei ihm bleiben. So verharren sie schweigend und reglos, und ploetzlich erinnerte er sich, wie das vergangene Wochenende begonnen hatte.

Ihn fror, denn die Heizung war ausgesprungen. Obwohl der lange und harte Winter seinem Ende sich zuneigte, zog der Frost wieder an. Die Kaelte war nervenaufreibend. Sie erschoepfte gleichermassen Koerper und Geist und behinderte alle schoenen und positiven Empfindungen. In den Strassen eilten die Menschen dick verummumt und mit leeren Augen ueber die Gehsteige und in den Parks fuehrten die Pflanzen, besonders die aus suedlichen Zonen importierten, einen verzweifelten Kampf gegen den Kaeltetod. Da sollte es wenigstens zuhause schoen warm sein, wenn man von der Arbeit heimkam.

Stattdessen musste er mit Eisfingern an der Heizungsanlage herumfummeln und verletzte sich zweimal, bis die Flamme endlich ansprang. Dabei war seine Leidensfaehigkeit fuer heute bereits erschoefft. Er hatte erfahren, dass er aus dem Gabun-Projekt in sein altes, stumpfsinniges Aufgabenbebiet zurueckversetzt worden war, exiliert,

koennte man sagen, und damit hatte er alles verloren, was ihm in den letzten Monaten Spass und Spannung an der Arbeit zurueckgebracht hatte.

Die treibende Kraft dahinter, das hatte er nebenbei herausgefunden, war nicht Riesmueller allein, der hielt sich vornehm zurueck, sondern Zerwas, der ruhige, sympathische und immerzu freundliche, liebenswuerdige Zerwas, mit dem G. nie Schwierigkeiten oder gar Streit gehabt hatte, und dessen Inneres ihm infolgedessen ein einziges Raetsel war. Zerwas hatte es ueberhaupt nicht noetig, sich zu Riesmuellers Werkzeug zu machen. Oder schuldete er ihm einen Gefallen?

Im Moment wollte er nicht darueber nachdenken, von der realen Welt draussen gar nichts mehr wissen - ausser in der weich gezeichneten Form, die ihn durch sein TV-Geraet erreichte. Er haette nie zugegeben, dass er gern fernsah, doch war es feierabends fuer ihn das massgebliche Kommunikationsmittel, um mit der Welt zu verkehren - das heisst, sich vor ihr versteckt zu halten. Fernsehen kam seiner angeborenen Zurueckhaltung und Verschlossenheit sehr entgegen.

Er liebte vor allem die Filme im Spaetprogramm, und es stoerte ihn nicht, dass die Auswahl von fernen unberechenbaren Programmdirektoren getroffen wurde - bei den vielen neuen Sendern war meist irgendetwas dabei, was seine Stimmung oder seinen Geschmack traf.

Er liebte auch die politischen Diskussionen und Analysen, die Themen oeffentlichen oder halboeffentlichen Interesses vor den Zuschauern ausbreiteten und dabei ein truegerisches Gefuehl von Zugehoerigkeit und Geborgenheit im Schoss der Nation vermittelten. Er lebte allein und der laufende Fernsehapparat brachte, auf eigene Weise, Leben in die Wohnung, so aehnlich, wie wenn er ein Tier gehalten haette.

Er machte den Apparat an und schaltete gedankenlos von Kanal zu Kanal, bis er bei einer Talkshow haengenblieb, in der eine duerre blonde Moderatorin mehrere Prominente nach ihren modischen Vorlieben befragte.

G. blickte an sich herunter auf den verschossenen braunen Bademantel, den er gegen die Kaelte trug und konstatierte, dass er hoeheren Anspruechen nicht gerecht wurde. Er stellte sich einen abgewaehlten, gescheiterten Politiker vor, der jetzt vielleicht auch vor dem Fernseher sass und mit ansah, wie seine erfolgreicheren Kollegen den Spagat zwischen Eitelkeit und Beflissenheit uebten. Als er sich gerade in die Sendung hineingehoert hatte, begann der Werbeblock.

Manchmal half ihm die Werbung, sich nach der Arbeit zu entspannen. Heute fand er die lauten bunten Botschaften unertraeglich. In schnell wechselnden Bildern, die wie Blitze ueber die Mattscheibe schossen, wurde zuerst der neueste Megamovie in die weltumspannende Umlaufbahn der Kinopalaeste geschickt. Aus den abgehackten Sequenzen liess sich nichts ueber den Inhalt des Films entnehmen - dies Wissen wurde beim

multimedial vollversorgten Betrachter bereits vorausgesetzt. G. loeffelte schweigend einen Fruchtjoghurt. Er hatte seine Kinobesuche schon lange eingestellt. Warum im Kino Popcorn knabbern, wenn es zu Hause eine viel groessere Snackauswahl gab?

Danach wurde mit fetziger Musik und stimmungsvollen Bildern fuer eine Automarke geworben, zwei bekannte Schauspieler aus dem Fernsehen machten mit dummen Spruechen fuer die Telekom Reklame, ein Rennwagen raste fuer einen Schokoriegel durch die Wueste von Nevada, und schliesslich flimmerten die Clowns aus der Gummibaerchen-Werbung ueber die Mattscheibe.

Er fischte nach der Tageszeitung und blaetterte gelangweilt darin herum. Da fiel ihm ein Faltblatt entgegen, auf der Vorderseite Sektflaschen, elegant geschwungen, aus dunklem, blauem oder rotem Glas, zu angeblich niedrigen Preisen ... er drehte das Blatt um, da sprang ihm eine roetliche Masse ins Auge, ein rohes Pfund Schweinefleisch, und G., der kein tierisches Eiwiss vertrug, wurde speiuebel. Schnell aus den Augen damit, weg ins Altpapier, und sich ablenken mit Fernsehbildern. Der Werbeblock war noch nicht zu Ende. Eben wurde ein neues Buch vorgestellt, Bestseller in spe.

Schnitt. Campari hatte seine Werbestrategie geaendert - immer nur Suedseebilder, mit swingenden Models, aufgenommen von besoffenen Kameraemaennern, wie langweilig! - und einen Wettbewerb ausgelobt. Dem Gewinner winkte die Teilnahme beim ersten bemannten kommerziellen Mondflug. Fuer Campari zum Mond, das war die wahre Lebensperspektive, viel kitzeliger als mit Camel zum Nordpol.

Er hatte genug von der Werbung und schaltete auf einen Sender, auf dem grausame Tierquaelereien gezeigt wurden. Unglaublich, wozu Menschen faehig waren, wenn es ihrem Vorteil oder auch nur ihrer Bequemlichkeit diene. Er mochte sich den Film gar nicht ansehen, doch irgendeine perverse Faszination hielt ihn bei dem Kanal, bis zum naechsten Werbeblock. Attraktion um jeden Preis, das war, was die Sender bezweckte.

Spaeter stellte sich ein Tierschuetzer vor die Kamera und liess sich lang und breit darueber aus, welche Scheusslichkeiten ihm auf seinen Reisen begegnet waren. Er beschwerte sich ueber die Europaeische Union und ihren traegen Apparat, der den Tierschutz staendig behindere. Seine Organisation werde alles in ihrer Macht stehende tun, und so weiter und so weiter. Der Mann genoss es sichtlich, vor der Kamera zu stehen. "Schaut her, hier bin ich", sagten seine Augen, "tausende hoeren mir zu". Die meisten Zuschauer haben eine Schwaeche fuer solche Galionsfiguren, die in regelmaessigen Abstaenden auf dem Bildschirm auftauchen, um ihre Statements abzusondern, und waeren aeusserst irritiert, Negatives ueber sie zu hoeren.

Mit den Diskutanten aus der Talkshow, eben aus dem Werbehimmel zurueckgeholt, verhielt es sich nicht anders. Auch sie hatten nur das Beste im Sinn. Nebenbei oelten sie ihr Ego und brachten auch noch ihr Scherflein ins Trockene. Doch sie waren im Nachteil, im Gegensatz zum Tierschuetzer mussten sie die Sendezeit unter sich aufteilen.

G. moechte nicht mehr fernsehen. Seine Gedanken kehrten ins Buero zurueck, umkreisten Zerwas und Riesmueller. Besonders Zerwas, von dem er schwer enttaeuscht war. Aergerlich drueckte er auf den Ausknopf der Fernbedienung. "Zischplopp", sagte das Fernsehbild, ohne dass die Damen und Herren sich noch haetten verabschieden oder uebers gefoente Haar fahren koennen. Heute nicht mehr. Er schlenderte zum Kuehlschrank und machte sich sein Abendbrot.

In der Wohnung war es warm geworden. Noch kauend setzte er sich an seinen Schreibtisch, streckte die Beine und breitete die Tageszeitung ueber einem Gebirge von Buechern und Rechnungen aus. Zuerst las er, wie gewoehnlich, das Feuilleton. Auch dort waren die Noete der Menschen das liebste Thema. Handke Unsaeglich hatte sich mit einem Essay gegen den NATO Einmarsch in Bosnien mal wieder in die Schlagzeilen gebracht, und kam nun von allen Seiten unter Beschuss. Andere bevorzugten leisere Toene. Sie schwadronierten ueber den Holocaust oder ueber das Ende der Geschichte. Eine Erwaechnung in den Massenmedien ist fuer jeden Kulturschaffenden Gold wert, noch mehr als fuer Sportler, die sich nur eben praesentieren, ohne bedeutsame Erklaerungen abgeben zu muessen, und ansonsten an ihren Siegen gemessen werden. Auf der bunten Seite war Dieter Bohlen von einem Hund fast totgebissen worden. Auch der wusste, wie man beruehmt bleibt.

Da lobte er sich Riesmueller und alle normalen Karrierestreber in der Wirtschaft, die ihr Fortkommen nicht, indem sie auf Leichenbergen tanzten, sondern nur auf dem Ruecken weniger gerissener Kollegen betrieben. Gewiss, es war betruerblich, sein Arbeitsleben unter den Sohlen von Karrierestrebern und Opportunisten zu vertun, aber er wuerde sich schon einrichten, es gab genug Interessantes in seinem Beruf, was sie ihm nicht vergaellen konnten.

Spaeter bekam er Besuch. Peter, alter Kumpel aus Schuelertagen, stand vor der Tuer. Er hatte Pizza und Rotwein dabei, Mitbringsel, weil er bei G. uebernachten wollte. Morgen war Wochenende, und G. hatte sich ueberreden lassen, einen Skikurs mitzumachen, der morgen zum vierten Mal stattfinden wuerde. Das war auch der Grund, warum der Freund hier angerueckt kam. Von G.'s Wohnung liess der fruehmorgendliche Treffpunkt leichter erreichen.

Sie sassen in der Kueche und sprachen beim Essen reichlich dem Wein zu. G. hatte noch zwei Flaschen aus dem Keller geholt, fuer ihn war es das zweite Abendbrot.

Der Alkohol machte Peter gespraechig. Er redete vom Erdbeben in Griechenland, von der Krise der Philosophie und vom blamierten Bundeskanzler. G. schwieg. Er hasste das Skilaufen, je oeffter desto mehr, und ueberlegte, wie er sich davor druecken koennte. Die ganzen Anstrengungen, das zeitige Aufstehen, die Kaelte, das beschwerliche Schleppen der Skier ueber den Parkplatz zum Lift - als ungelenker Anfaenger musste man immerzu achtgeben, mit den Stiefeln nicht auszurutschen - alldies brachte ihm wirklich keinen Spass. Der morgige Tag war jetzt schon gelaufen.

Im Bus wuerde er sich einen Fensterplatz suchen und seine Nase gegen die Scheibe druecken, um das erhitzte Gesicht zu kuehlen, nachdem er hinter dem Freund hergehastet war, um den Treffpunkt rechtzeitig zu erreichen. Er wuerde seinen warmen Skianzug am liebsten ausziehen wollen, aber den Anblick seiner Unterwaesche niemand zumuten moegen. So wuerde er schwitzen in dem ueberheizten Gefaehrt, bis es kaum noch auszuhalten sein wuerde, zwischen ihm und der Kleidung wuerde sich eine klebrige Schicht aus Fett und Schweiss bilden, die ihn den ganzen Tag stoeren wuerde. Er wuerde schwer atmen, sein Blutdruck wuerde steigen, was wiederum das Schwitzen befoerdern wuerde. Er wuerde sich aergern und denken, wozu das Alles, Skifahren und das ganze Drumherum ist etwas fuer junge Leute, mit Ende 30 sollte man damit nicht mehr anfangen. Und der Himmel wuerde verhangen sein und voll von Feuchtigkeit. Alle wuerden hoffen, dass in den Bergen die Sonne scheine, und ihre Hoffnung wuerde erfuehlt werden, die winterlich anorganische Natur in voller Schoenheit sich auftun. Die Gipfel wuerden hoch und erhaben sein, die Luft rein und klar und der Schnee eine Unendlichkeit glitzernden Eisstaubes.

Unten bei den Liften aber wuerden Scharen, ja Massen von Menschen warten, in buntglaenzenden Anzuegen herausgeputzt wie Pfauen und Koenigsfasane. Dunkle Brillen und Cremes wuerden die Gesichter verbergen. Die sich kannten, wuerden in Gruppen zusammenstehen und schwatzen, die uebrigen stumm, und gelegentlich einen schnellen Blick nach links oder rechts auf eine der Pistenschoenheiten werfen.

Ohne eine andere Kraftanstrengung als die, der es bedarf auf den Beinen zu bleiben und die Richtung einzuhalten, wuerden die Meisten voran gleiten; und nicht nur das Skifahren selbst, auch die surrenden, schnurrenden Maschinen, die sie in die Luefte trugen, wuerden die Illusion vermitteln, der Mensch koenne sich ueber die Prinzipien der Schwerkraft hinwegsetzen. Wenn sie stehenblieben, die Seilbahnen, schwebend, hoch ueber dem Fels, und leicht schaukelten im Wind, wuerde man den Atem anhalten und auch diesen Kitzel geniessen. Die Sonne wuerde strahlen und lachen, und vom naechsten Lift Kinderkreischen herueberschallen und das bisschen Furcht verdraengen.

G. war anders. Er wuerde all dies nicht geniessen. Zu sehr wuerde er damit beschaeftigt sein, ueberhaupt auf den Beinen zu bleiben. Der einzige Lichtblick die Skilehrerin, die sich seiner annehmen wuerde, sobald er sich besonders dumm anstellte, wenn er, zum Beispiel, scheinbar ohne aeusseren Anlass hinfiel und sich wie ein hilfloser Kaefer auf dem Ruecken waelzte. Er wuerde die Bindung loesen wollen, doch wuerde sie zu fest eingestellt sein fuer ihn, der bereits erschoept waere von der Anstrengung, sich ueberhaupt auf den Brettern zu halten. Die Lehrerin, ohnedies fast staendig in seiner Naeh, wuerde sich ueber ihn beugen und ihm geduldig erklaren, was er falsch gemacht hatte, und von da an wuerde sie immer mit ihm zusammen im Lift hochfahren, exklusiv sozusagen, und unter Peters neidischen Augen. Dort wuerde sie ihn von Zeit zu Zeit anblicken, waehrend er noch verschnaufte, so dass ihn schwindeln wuerde.

Spaeter wuerden die koerperliche Erschoepfung und das Hochdruckwetter des eisklaren Tages seine Aggressionen foerdern. Waehrend die passionierten Skifahrer schnell und effektiv an ihm vorbei zum Lift draengelten, diese stupide Schar, und sich angeregt unterhielten, wuerde er schnaufend herumstehen, nach Luft ringen und begreifen, dass kein Ankommen gegen die schiere Masse der Menschen war.

Mittags wuerde man sich in der riesigen Huette treffen, Hunderte, Tausende wuerden von den Haengen kommen, Familien ebenso wie Alleinstehende und Jugendliche aller Schattierungen, smarte Blondschoepfe, Punks, leicht heruntergekommen, Sportive auf ihren Spezialbrettern, alle vereint in jenem Hui-Gefuehl des Sich-fallenlassens, aber Gerade-noch-unter-Kontrolle-habens, und er wuerde dabeisitzen, ohne im mindesten dazu zu gehoeren.

Die Welt war wie ein grosser Magen, der alles verdaute, das Denken, das Leben, unsere Werke und Irrtuemer, vor allem aber unsere Hoffnung.

Er wuerde die Augen schliessen und neuerlich an die Skilehrerin denken, die sich am Nebentisch gut unterhielt. Er streckte die Arme nach ihr aus und oeffnete die Augen. In seinem Herzen war etwas Schweres Suesses Unerfuellbares. Das Zimmer war dunkel, das Fenster stand offen. Er musste eingeschlafen sein. Peter hatte wohl das Licht ausgemacht.

Unten hoerte er Stimmen. Nachbarn, die spaet heimgekommen waren und ihn aus seinem Traum geweckt hatten. Neben ihm schnarchte leise der Kumpel. Die Leuchtanzeige des Weckers zeigte 4 Uhr 30. Noch 15 Minuten, bis er klingelte. G. lag ruhig da und starrte an die Decke, wo Schattenrisse sich ueberlagerten.

Er teilte dem verschlafenen Freund mit, dass er zu Hause bleiben wuerde. Die Skilehrerin war sowieso gebunden, dort irgendwo in den Alpentaelern, und eigentlich hatte er besseres vor.

All dies fiel ihm schlagartig wieder ein. Es war, als ob ploetzlich das Licht anging, oder, in einem anderem Bild, als wuerde ein nasser Lappen ihn im Gesicht treffen und sein Bewusstsein mit dem Feuerwasser der Erinnerung traenken. Er wusste auch wieder, dass er wochenlang in jener Felsenhoehle gearbeitet und dort einen wichtigen Fruehmenschendfund gemacht hatte.

Frau S., die still da gesessen hatte, den Kopf zur Seite gewandt, holte ihn mit der Frage in die Gegenwart zurueck, ob sie ihn nun allein lassen duerfe. Sie muesse wieder nach oben. Er gab einen Laut der Zustimmung von sich und bedankte sich. "Allein", sagte er, "waere ich nicht von der Treppe gekommen", und dann - sie war schon im Fortgehen - ueberraschte und beunruhigte er sie, indem er sie um ein kleines Bueschel ihrer Haare bat. Nachdem sie gegangen war, hielt er die Locke gedankenvoll gegen das Licht.

Er liess sie genetisch analysieren und verglich das Ergebnis anschliessend mit seiner eigenen Genkarte. Dieser Vergleich befriedigte ihn nicht. Er machte ihn ungluecklich. Um diese Reaktion und sein seltsames Verhalten zu verstehen, muss berichtet werden, was sich im Ablauf des vergangenen Jahres zugetragen hatte:

—

Jeden Morgen, wenn er aus der U-Bahn stieg, liess er den Kopf haengen. Er schlenderte mehr als er ging auf die Isarbruecke zu und wurde dabei von vielen hektischen Schritten ueberholt, die gleich ihm ihrem Angestelltenarbeitsplatz zustrebten. Wie jeden Tag mied er die vierspurige Prinzregentenstrasse und machte einen Umweg durch den englischen Garten. Schliesslich betrat er das Museum - Nazis Schnoerkerbau, wie er es bei sich nannte - ueber eines der von dorischen Saeulen flankierten Seitenportale, die bei einem weniger imposanten Bauwerk bequem als Haupteingang durchgegangen waeren. Wenn dann die schwere Holztuer hinter ihm zufiel, fuehlte er sich wie ein Lenin in seinem Mausoleum. Ein Knoten war in seiner Brust, der sich vor dem Feierabend nicht aufoesen wuerde.

Frueher, bevor Riesmueller zum Direktor gemacht worden war, hatte er ganz gern hier gearbeitet. Doch seit er, zusammen mit Faltermeier, der an einer Nervenkrankheit litt und von Zitteranfaellen heimgesucht wurde, in ein Kabuff im hintersten Fluegel des Gebaeudekomplexes abgeschoben worden war, und man ihm die niedrigsten Hilfsstaetigkeiten aufgab und so seine voellige Bedeutungslosigkeit signalisierte, war jede Motivation verloschen, ja, seine Arbeit hatte begonnen, ihn anzuwidern.

Sein Weg fuehrte am Heizungskeller vorbei, ueber einen endlosen Gang, auf dem ihn Kabel und Rohre begleiteten, und muedete hinter einer Fluegeltuer mit Milchglasscheiben in einen kuerzeren Korridor, wo sein Buero direkt neben den Toiletten fuer das Reinigungspersonal lag. Alles war staubig, der Teppichboden verfilzt, und die ehemals weissglaenzende Farbe der Waende hatte eine gelbliche Toenung angenommen, als ob hier unten staendig geraucht wuerde.

Die Bezeichnung 'Buero' waere fuer seinen Arbeitsplatz uebertrieben gewesen. Der hohe, enge, fensterlose Raum hatte als Entwicklungslabor gedient, bis die Museumsdokumentation auf digitale Phototechnik umgestellt wurde. Obwohl er die Tuer dauernd offenhielt, liess sich der chemische Geruch nie ganz vertreiben.

Alles hier zeugte von seiner Lustlosigkeit. Ein leerer Schreibtisch stand wie jungfraulich mitten im Raum. Die meisten Werkzeuge, Untersuchungsmaterialien und Buero-Utensilien, mit den Jahren angesammelt, auf die er frueher viel Wert gelegt hatte, lagerten noch in wichtigen Kisten, die sich in den Ecken des Raumes auftuermten. Er legte seine Tasche auf eine der Kisten und setzte sich. Er atmete muede, hielt den Kopf schief und blickte in die Ferne hinter der gegenueberliegenden Wand. Dann schloss er die Augen. Gestern abend hatte er wieder viel zu lange ferngesehen.

Heute, dachte er, koennte ich eigentlich meine Bilder aufhaengen. Leider standen zwei Kisten auf der Truhe, in der er die Poster vermutete, und verhinderten den sofortigen Zugriff. Er konnte sich nicht entscheiden und blieb erst einmal auf seinem Drehstuhl sitzen. Irgendwann erhob er sich, beugte sich ueber die oberste Kiste und stemmte sie mit einem Ruck nach rechts. Er wollte sich gerade ueber die zweite hermachen, da hoerte er ein lautes Geraesch, ein Klick-Klack wie von Ledersohlen oder Pumps, und ehe er sich versah, stand Frau S. in der Tuer. Er wandte den Kopf und nickte ihr zu.

Langsam naeherte sie sich ihm und blickte ihm dabei unentwegt in die Augen. "Wie eine Goettin aus hoeheren Sphaeren", musste er unwillkuerlich denken. Wie hatte die sich hierhin verirrt?

Vorsichtshalber stand er auf und reckte sich zu seiner vollen Koerpergrosse. In der Naehelicheit solcher Frauen fuehlte er sich unsicher, unbeholfen und unscheinbar.

"Sie sind ja leider telefonisch nicht zu erreichen", sagte sie mit leichtem, wengleich unbekuemmertem, Vorwurf in der Stimme. Dabei musterte sie ihn unausgesetzt. Er kam sich vor wie ein toter Nachtfalter unter dem sezierenden Blick einer Insektenkundlerin.

"Mein Telefon ist noch nicht umgestellt", sagte er, wobei er sich ihrem Blick entzog.

"Ich soll Sie daran erinnern, dass Sie einen Termin in der Personalabteilung haben", sagte sie bedeutungsvoll, wobei sie den Kopf ein wenig vorschob. Sie verkniff sich den Zusatz, einen Termin, bei dem man tariflich zurueckgestuft werde, vergesse man doch nicht. Armer G., dachte sie; ueber ihn wurde im ganzen Museum geredet.

In seiner Gegenwart wusste sie nie, was sie sagen sollte. Der Mann war nie unterhaltsam gewesen, doch seit man ihn hierhin verschoben hatte, umgab ihn eine derartig truebselige Aura, dass sich keiner mit ihm mehr beschaeftigen moechte. Zudem war bekannt, dass die Direktoren ihn ablehnten, sie liessen, wenn auch nicht in seiner Gegenwart, so doch keine sonstige Gelegenheit aus, um Negatives ueber ihn zu verbreiten. Auf Jubilaeumsfeiern und Betriebsveranstaltungen stand er meist allein - wenn er ueberhaupt eingeladen wurde.

"Richtig", sagte er, vom Geruch ihres Parfums leicht benommen, "das hatte ich vergessen." Der Termin war fast eine Stunde ueberfaellig. Berger hatte auf ihn gewartet, sich bei Riesmueller beschwert, als er nicht erschienen war, und der hatte Frau S. in Bewegung gesetzt. "Ich gehe sofort", sagte er und hoffte, dass sie schnell verschwinden wuerde. Er wollte nicht, dass sie sich an seinem Unglueck weidete.

Sie fixierte ihn nochmals mit neugierigem Silberblick, so dass er blinzeln musste, woraufhin sich ihre Augen zu schmalen Schlitzen verengten.

Schliesslich entfernte sie sich. G. liess endgueltig von seinen Kisten ab und begab sich auf verschlungenen Pfaden, die ihn ueber eine Ballustrade auch am eigentlichen Museumstrackt vorbeifuehrten - unter ihm eine Halle voller nachgebildeter Skelette - in die Personalabteilung. Bergers Sekretaeerin meldete ihn an. Auch sie musterte ihn aufmerksam.

Berger sass, ja, thronte in einem hellen, nach Sueden gelegenen Buero; vor dem Fenster Gruenpflanzen, die er, wie G. vermutete, von seiner Vorzimmerdame pflegen liess. Der Personalchef arbeitete schon seit ueber zwanzig Jahren im Museum. Er hatte die fuer ihn hoechstmoeegliche Stufe erklommen - sass fest im Sattel, koennte man sagen - und dabei alle Entwicklungen und Veraenderungen, die neue Direktoren ins Haus brachten, voller Ueberzeugung oder mindestens gehorsam mitgetragen. Dass Mitarbeitern, die keine entsprechende Leistung brachten, eine Gehaltsreduzierung oder gar Rueckstufung drohte, war eine Reform, die auch jeder andere Personalchef gutgeheissen haette.

Er war ein staetlicher Mann in den 50ern, mit grauem Haupthaar und gerader Haltung, und muehelos imstande, aus seiner vierkantigen Kunststoffbrille jedem Anlass gemaess in die Welt hinauszublicken. War er frueher immer jovial und liebenswuerdig zu G. gewesen, ein Philantrop, den jedes Problemchen geradezu enthusiastisch zu bekueemmern schienen, ohne dass er selbst andere Interessen verfolgte als seine Arbeit redlich zu

verrichten, so hatte sich sein Verhalten in den letzten Monaten von Grund auf gewandelt, es war, als habe er eine Huelle abgestreift, die er vorher nur mit Widerwillen getragen hatte, und unter der nun seine wahre Einstellung offen zutage trat - und die war eine Negative.

Nachdem er verschiedene Allgemeinplaetze von sich gegeben hatte, mit denen er solche Gespraechе einzuleiten pflegte, kam er auf den Kernpunkt zu sprechen: "Sie wissen, bei uns hat das Prinzip einer leistungsgerechten Bezahlung Platz gegriffen. Wir sind sehr froh darueber, dass wir unsere Mitarbeiter nun weitgehend entsprechend ihres persoenlichen Engagements entlohnen koennen, und an das strenge Korsett des oeffentlichen Dienstes nicht mehr gebunden sind ..." So redete er dahin, und irgendwann sagte er: "Leider gehoeren Sie nicht zu denjenigen, die davon profitieren werden. Sie haben unsere Erwartungen nicht in jeder Hinsicht erfuehlt".

Offensichtlich schoepfte die Museumsleitung ihre Moeglichkeiten voll aus. Alles war bereits geregelt. Auch der Personalrat hatte zugestimmt. G. konnte froh sein, dass Entlassungen nicht moeglich waren, jedenfalls nicht ohne weiteres. Er dachte gar nicht daran, von sich aus zu kuendigen, da er mit seiner spezialisierten Ausbildung anderswo garantiert keine Arbeit finden wuerde. Auch fuehlte er sich zu alt und muede, um beruflich umzusatteln, und haette seinen Gegnern damit nur den groessten Gefallen getan.

"Wir waren also gezwungen, Sie umzugruppieren", sagte Berger. "Direktor Riesmueller hat ihnen das ja schon angekuendigt. Heute geht es nur noch darum, die neuen Vertragsbedingungen abzuzeichnen."

G. unterschrieb ohne zu zoegern oder besondere Emotionen zu zeigen. Er wusste, dass sich dagegen nicht viel machen liess. Was haette er tun sollen? Klagen? Er scheute die Unannehmlichkeiten eines jahrelangen Rechtsstreites, auf den es Riesmueller garantiert ankommen lassen wuerde.

Er verabschiedete sich von Berger und trollte sich in sein Buero. Dort war inzwischen Faltermeier eingetroffen und damit beschaeftigt, die Post zu oeffnen. Anschliessend fuehrte er ein langes muehsames Telefongespraech, in dem es ihm nicht gelang, sich dem anderen Ende der Leitung verstaendlich zu machen.

G. vermutete, dass Faltermeier an Alzheimer litt und sein Kurzzeitgedaechtnis bald ganz verlieren wuerde. Er war froh, dass ihn seine beruflichen Schwierigkeiten bisher nicht krank gemacht hatten. Von der staendigen Muedigkeit abgesehen, die er auf mangelnde Motivation zurueckfuehrte, war er gesund, sogar von der alljaehrlichen Grippe-Epidemie blieb er gewoehnlich verschont.

Er ging jetzt ernsthaft daran, seine Bilder an der Wand zu befestigen, Fotos von besonders interessanten Funden oder lange zurueck liegenden Konferenzen, auf denen er zu Vortraegen eingeladen worden war. Spaeter suchte er die Personalratsvorsitzende auf, um herauszubringen, um welchen Betrag sich sein Einkommen reduzieren wuerde. Oeffentliche Dienstvertraege sind voller verworrener Klauseln und schwer zu durchschauen, und in dem neuen Kontrakt waren einige Zuschlaege gekuerzt oder gestrichen worden, die bisher einen beträchtlichen Teil seines Gehaltes ausgemacht hatten. Zwischendurch kamen zwei Kollegen vorbei, die ihn draengten, den Bestandskatalog H, also das Verzeichnis aller wertlosen Asservate, endlich fertigzustellen, da die Inventarisierung bis Ende des Monats unbedingt abgeschlossen sein muesse. Es sei sonst fuer sie unmoeglich weiterzuarbeiten, und der Aufbau der neuen Datenbank werde unweigerlich ins Stocken geraten. Nicht nur das Direktorium, sondern auch das Berliner Schwestermuseum sitze ihnen im Nacken, mit dem man seit neuestem besonders eng zusammenarbeite, aufgrund des Kooperations-vertrages, von dem doch selbst G. sicherlich schon gehoert habe. Sie waren erregt und ungeduldig und liessen erkennen, fuer wie unkollegial sie ihn und seine schleppende Arbeitsweise hielten.

Er liess sich von ihnen jedoch nicht beeindrucken. Wenn ihr wuesstet, dachte er, wie piep egal mir euer Schwestermuseum ist. Bevor er den Katalog H weiterfuehrte, wollte er noch einige Tage verstreichen lassen. Er hatte den Punkt erreicht, an dem ein frustrierter Angestellter nurmehr Bleistifte spitzt und die Stunden bis zum Bueroschluss zaehlt. Ueberdies stoerte und behinderte ihn der Kollege Faltermeier, der kaum einen Arbeitsgang ohne zeitraubende und umstaendliche Rueckfragen durchfuehren konnte.

Die Tage verstrichen. Eines Morgens hatte Faltermeier sich krank gemeldet. Zufrieden stiess sich G. vom Schreibtisch ab und winkelte die Beine uebereinander. Die Lehne seines Drehstuhles drueckte gegen die dahinter liegende Wand. Sein Schaedel ruhte an der Tapete und die Augen waren leicht nach oben gerichtet. In jener Stellung verharrte er ungefaehr 10 Minuten.

In der ersten Haelfte dieser Zeitspanne versuchte er, sich ueber die Einstufung eines Fundstuecks - eines Keramiksplitters von zwei Millimetern Durchmesser samt genauem Protokoll seiner Findungsumstaende - klarzuwerden. Wo er sich danach aufhielt, haette er spaeter nicht zu sagen gewusst. Jedenfalls wurde seine Meditation abrupt von Riesmueller unterbrochen, der ohne anzuklopfen hereintrat.

Der Auftritt kam so unerwartet, dass G. sich im ersten Moment nicht sicher war, ob er traemte. Riesmueller war ein vielbeschaeftigter Mann, der seinem ehemaligen Kommilitonen obendrein nach Moeglichkeit aus dem

Weg ging, wofuer dieser ihm dankbar war. Die beiden hatten sich von Anfang an nicht leiden koennen.

"Wie geht's?" fragte Riesmueller. Seine Stimme klang liebenswuerdig, ja herzlich, doch ein haemisches Laecheln umspielte die Mundwinkel. Oder war das nur sein normales Mienenspiel im Umgang mit ungeliebten Untergebenen?

Widerwillig stand G. auf und gab seinem obersten Vorgesetzten die Hand. Er fand, dass Riesmueller sich seit den gemeinsamen Studententagen stark veraendert hatte. Aus dem unsicheren Haenfling von einst mit schuetterem Haar und schlechtsitzenden Sakkos war ein glatzkoeppiger, weltlaeufiger Herr geworden, gewohnt, Anweisungen zu geben, die sofort befolgt wurden.

G. hatte zur gleichen Zeit mit dem Studium angefangen und ebenfalls hochfliegende Plaene gehabt. Doch es war Riesmueller, der Karriere machte, waehrend G., dank seiner wenig gewinnenden Art, nicht vorankam und froh sein musste, ueberhaupt Arbeit als Archaeologe zu finden. Seit Riesmueller in Muenchen war, hatte er einen noch schwereren Stand. Dieser liess in vertraulichen Gespraechen oder Gutachten kein gutes Haar an ihm. Im persoenlichen Umgang hielt er sich immerhin an die Regeln der Hoeflichkeit; war sogar oft ueberfreundlich; ein Intrigant eben, der es noch weit bringen wuerde, vielleicht zu einem hohen Posten im Kulturministerium.

"Ausgezeichnet", erwiderte G. betont froehlich. "Und dir?"

"Auch gut", kam es kuehl vom Direktor zurueck, und G. las in seinen Augen, er, Riesmueller, wisse, dass in dieser Kammer seine Autoritaet nicht respektiert werde. So genuegte ein kurzer Wortwechsel, damit sich die altuebliche Irritation zwischen den beiden wieder einstellte, die selbst ein eloquenter Museumsdirektor mit all seinem Talent nicht anders aufzufangen wusste, als gleich zum Anlass seines Besuches zu kommen: Die Museumsleitung sei zu der Auffassung gelangt, dass man G.'s Faehigkeiten nicht weiter brachliegen lassen solle. Offensichtlich sei er mit seiner jetzigen Taetigkeit unterfordert. Man wolle ihm daher eine neue Aufgabe anbieten, eine Moeglichkeit zur Bewaehrung gewissermassen. Natuerlich, setzte er beschwichtigend hinzu, bleibe die Entscheidung ganz G. ueberlassen. Niemand zwingt ihn ..., und zum Zeichen seiner Duldsamkeit oeffnete er die Haende und senkte die Handflaechen auf Hoehe seines Unterleibes, als wolle er sich fuer etwas entschuldigen, was G.'s Zorn hervorgerufen haben koennte. Wenn er wolle, koenne er natuerlich an seinem jetzigen Arbeitsplatz bleiben. Es sei nur so (hier machte er eine bedeutungsvolle Pause), die Station Fezce werde in Kuerze vakant. Haake, uebrigens ein exzellenter Fachmann mit grosser Zukunft, habe geheiratet, seine Frau sei schwanger. Man habe ihn bereits zurueck beordert, wolle den interessanten Fundort aber nicht aufgeben.

Die beiden Maenner musterten sich aufmerksam. G. war von Riesmuellers Faehigkeiten immer aufs neue fasziniert. Interessanter Fundort? Eine Steinwueste war das, wo in den letzten 20 Jahren kein Mensch mehr gegraben geschweige denn etwas gefunden hatte. Der ideale Weg, jemanden endgueltig loszuwerden. Die letzten Schlagzeilen hatte Fesze im letzten Jahr gemacht, als ein englischer Kollege dort erschlagen aufgefunden worden war. Es hatte jeden ueberrascht, als der junge Haake freiwillig dorthin gegangen war, nur um das alte Repositorium zu verwalten; aber anscheinend hatte er zu der Zeit kein besseres Angebot. "Wenn er nicht auf mich verfallen waere", dachte G., "haette er den Standort bestimmt geschlossen. Ich liege ihm wahrscheinlich schon seit Monaten im Magen. Er gibt sich offenbar nicht damit zufrieden, mich irgendwo weit unten in die Eingeweide seines Instituts verbannt zu haben. - Na ja", dachte er dann, "auch ich habe eigentlich zur Zeit kein besseres Angebot. Besser als hier am Schreibtisch zu versauern, ist es allemal." Da er sich im Moment aber noch nicht festlegen wollte und aus Erfahrung wusste, dass man vor Riesmueller auf der Hut sein musste - er rechnete mit der Moeglichkeit, dass mehr hinter diesem Angebot steckte, als er im Moment durchschaute, dass man ein falsches Spiel mit ihm trieb - verzog er keine Miene und liess nicht erkennen, wie er ueber den Vorschlag dachte.

Menschen wie Riesmueller hatten mehrere Gesichter und das Alltaegliche, hinter dem sie sich wie beim florentinischen Karneval versteckten, taeuschte harmlose Freundlichkeit, sogar Warmherzigkeit und Guete vor, doch innerlich, fuer die Meisten unsichtbar, waren sie monstroese Kraemerseelen, voller Verlogenheit, Arglist und boeser Absichten. Zugegeben, jeder von uns hat seine Launen, und zumeisten, zum Beispiel, wenn man einem gestressten Vorgesetzten gegenuebersteht, mit dem man es nicht verderben moechte, rettet man sich mit Notluegen ueber die Zeit. Solches Verhalten, bei Vielen nur eine sporadische Erscheinung, war bei Riesmueller zu einem fixen Charakterzug entartet.

Der Direktor konnte sich ungefaehr vorstellen, was in G. vorging. Es liess sich jedoch nicht vorhersagen, zu welcher Entscheidung er kommen wuerde. Riesmueller hatte schon immer Probleme mit der Sprachlosigkeit und den unberechenbaren Reaktionen dieses Menschen gehabt, mit seiner Unfaehigkeit, sich den banalsten Gepflogenheiten anzupassen, dessen Verhalten sich nicht einordnen liess, unter dessen Blick man fortwaehrend meinte, bis auf den Grund der Seele durchschaut zu werden, und der immer irgendwie bleich und hinfaellig aussah, besonders mit seinen seltsamen Fingerkuppen, von denen Riesmuellers Frau einmal gesagt hatte, sie saehen nicht menschlich aus, "wie von einem Ausserirdischen", hatte sie gesagt.

Er erinnerte sich, wie man schon in Studententagen nicht mit G. zusammen in die Mensa gehen konnte, weil der Kommilitone tierisches Eiweiss nicht

vertrug und ihn allein der Geruch von Gebratenem tagelang krank machte. All das Sonderbare, was ihn umgab, und mehr noch die schlecht verborgene Abneigung gegen jede Autoritaet - Riesmueller war sicher, dass G. ihn verabscheute - machte ihn zum Aussenseiter, zum Sonderling, von dem in kritischen Situationen nur Destruktives zu erwarten war. Riesmueller wusste, dass er so einen auf Dauer nicht in seiner Einrichtung dulden wollte. Wenn G. in Afrika war, wuerde er in dem feingesponnenen sozialen Gefuege des Museums jedenfalls keine Konflikte ausloesen koennen.

"Am besten, du ueberlegst es dir mal", sagte er und verabschiedete sich schnell.

—

G. hockte am Ausgang einer Felsenhoehle, in Hitze und Dreck und konnte sein Glueck nicht fassen. Wie auf einem vielfarbigem Oelgemaelde hingen funkelnde Sonnenstrahlen verschwenderisch am Himmel und tauchten die weite einsame Landschaft in gleissendes Licht. Er atmete die schwere warme Luft in vollen Zuegen. Schweiss klebte in allen seinen Poren. Er war erschoept, besonders von der fruehmorgendlichen Anstrengung, das Loch im Fels zu verbreitern und sich endlich hinein zu zwaengen, aber auch von der Konzentration, die noetig gewesen war, die uralten Knochen vorsichtig freizulegen.

Vor Wochen schon hatte er den Hohlraum mit dem Detektor aufgespuert, doch erst kuerzlich diesen Zugang gefunden. Ob sein Fund bedeutsam war, liess sich im Moment noch nicht absehen. Das hing vom Ergebnis der Altersbestimmung ab, ob die Skelette einige Tausend, Zehntausend oder Hunderttausend Jahre alt waren und auch davon, was man sonst noch in der Hoehle finden wuerde. Eigentlich konnten sie nicht aelter als 100000 Jahre sein. Der Form der Schaedel nach zu urteilen waren es Homo Sapiens, oder nahe Verwandte, nichts ungewoehnliches, doch immerhin der erste groessere Fund seit langem. Wie es aussah, hatte es sich fuer seinen Widersacher nicht ausgezahlt, ihn hierher zu versetzen.

Bevor er seinen Erfolg nach Muenchen meldete, wollte er die Hoehle genau in Augenschein nehmen. Das war zwar gegen die Vorschrift, doch fuehlte er sich bei der Behandlung, die er erfahren hatte, nur bedingt an Vorschriften gebunden.

Bei seiner Ankunft hatte alles vollkommen hoffnungslos ausgesehen. Die Station in verwaerlostem Zustand. Wahrscheinlich hatte sich Haake nur mit theoretischen Arbeiten und mit Vortraegen beschaeftigt. Ein Gebiet in Westafrika, in dem niemand etwas Aufregendes vermutete. Ausser Mary Leakey, die den Standort vor ueber 20 Jahren vorgeschlagen hatte - und der damalige Muenchner Museumsleiter hatte sich beeilt, ihrer Anregung

nachzukommen. Damals waren ein Vorposten eingerichtet und mehrere Grabungsversuche unternommen worden, bis die Besatzung schliesslich auf eine einzige Person reduziert wurde, die die bestehenden Grabungsstaetten zu verwalten und, mehr schlecht als recht, zu erhalten hatte. Hoechstens einmal pro Jahr wurde G. zum Rapport in Deutschland erwartet. Vorsorglich hatte man ihm keine weiteren Reisemittel bewilligt.

Riesmuellers Fehler bestand darin, seinen Trotz und seinen wieder erwachten Ehrgeiz nicht in Rechnung zu stellen. Statt auf den vorhandenen Ausgrabungen nach dem rechten zu sehen, hatte er das Pfligma der Gefangenschaft abgestreift und sich - befluegelt von der neugewonnenen Freiheit und dem Atem Afrikas - im weithin unbesiedelten Landesinneren auf die Suche nach neuen Fundstellen gemacht, wie aussichtslos das den Experten auch scheinen mochte. Es war anstrengend und kraeftezehrend gewesen, oft hatte er tagelang in der freien Wildnis kampiert, er hatte abgenommen, seine Haut war faltig geworden und ausgetrocknet, aber es hatte ihm nicht halb soviel ausgemacht, wie als Paria am Muenchener Voelkerkundemuseum zu vegetieren.

Mit seinem klapprigen Gelaendewagen machte er sich auf den Weg zurueck in die Station, die nicht in einem befestigten Bauwerk, sondern wie das Basislager einer Expedition in einem geraeumigen Zelt untergebracht war, bis auf Bauchnabelhoehe durch eine Mauer aus Lehm verstaerkt. Im Innern zwei Stuehle und ein verstaubter, zerkratzter Schreibtisch aus der Kolonialzeit, auf dem kleinere Werkzeuge und Bodenfunde - hauptsaechlich Steingut - kreuz und quer herumlagen. Zur Belueftung stand das Zelt meistens nach zwei Seiten offen. Nachts konnte es verschlossen werden.

Es war auf einem verwahrlosten Grundstueck am Rande von Fezce aufgestellt, unweit der Behausung des deutschen Honararkonsuls, eines Einheimischen, der als Handlungsreisender Kontakte zur Hauptstadt unterhielt, und G. gelegentlich zum Essen einlud.

Die Stadt hatte etwa 50000 Einwohner und war nach westlichen Masstaeben ein Slum, eine lockere Ansammlung baufaelliger Holz- und Lehm-Huetten, die sich kreuz und quer in der Steppe verteilten. Vor Jahren war ein primitives Kanalisationssystem aufgebaut worden, und seither genoss der Ort in weitem Umkreis den Ruf eines fortschrittlichen Gemeinwesens.

"Fezce, Gabun, 17.4.1998 - Heute bin ich weiter in die Hoehle vorgedrungen und habe Zeichen an der Wand gefunden, voellig unbekannte Zeichen, eine facettenreiche Bilderschrift, deren Existenz darauf hindeutet, dass mein Fund juenger als vermutet ist, maximal 60000 Jahre, wuerde ich sagen. Ich bin nicht gerade ein Experte fuer Hoehlenschriften, mein Spezialgebiet ist die Skelettanalyse. Trotzdem habe ich Photos gemacht und mit der Interpretation der Bilder begonnen.

Die Schaedel unterscheiden sich nicht auf den ersten Blick, wohl aber im Detail, vom Homo Sapiens, was andererseits auf ein sehr viel hoeheres Alter hinweist. Ich habe das Gehirnvolumen gemessen und festgestellt, dass es etwas groesser ist als beim heutigen Menschen. Aus ihrem Gebiss laesst sich eindeutig schliessen, dass sie Vegetarier waren. Extrem ueberraschend, da alle bisher bekannten Hominiden, die so weit von der evolutionaeren Linie der Affen entfernt sind, Allesfresser oder Fleischfresser gewesen sind. Mir persoenlich ist das sehr sympathisch, da auch ich kein Fleisch vertrage. Es wird oft behauptet, dass der Verzehr von tierischem Eiweiss eine Voraussetzung fuer die Entwicklung von Intelligenz ist. Mein Fund widerlegt diese Spekulationen.

Mir sind solche Ueberlegungen schon immer wie Kaffeesatzlesen vorgekommen. Letztendlich kennt niemand den Ursprung des menschlichen Verstandes. Mehr noch: es ist durchaus denkbar, dass es andere Wege als den aufrechten Gang oder selbst kommunikative Kompetenz gibt, die zum Denkvermoegen fuehren. Ohnehin werden die menschliche Geistesgaben von schweren Defiziten geplagt. Selbstsucht und psychische Befindlichkeit beeinflussen die Richtung, wenn nicht gar die Resultate unseres Denkens viel staerker als Einsicht oder empirische Erfahrung. Ich zweifle sogar am Vorrang intelligenten Lebens ueberhaupt. Die Vernunft versetzt den Menschen in die Lage, mit Figuren, die er zuerst nur rein gedanklich entwickelt hat, aeusserst effektiv in die materielle Realitaet einzugreifen. Im Sinne Darwins mag es von Vorteil sein, Feind oder Bezwinger der Umwelt zu sein. Mir persoenlich wuerden andere Formen des Umgangs mit der Wirklichkeit mehr behagen.

Es ist aber doch ein grosses Raetsel, zu welchem Zweig der menschlichen Gattung meine Funde gehoeren. Ich will daher noch weiter abwarten, bevor ich sie nach Muenchen melde. Riesmueller traue ich alles zu, auch, dass er mich von dem Projekt abzieht. Auf jeden Fall wird hier ein grosser Tross einfliegen, wie ein Heuschreckenschwarm, oder wie eine Filmcrew, die in eine unberuehrte Nachbarschaft einfaellt, sobald sie Wind davon bekommen. Und einer meiner hochverehrten Vorgesetzten wird den Regisseur mimen.

Ich habe seit zwei Wochen nichts ins Berichtstagebuch geschrieben. An sich nicht ganz regelkonform, aber auch nicht ungewoehnlich. Es kann immer mal vorkommen, dass man damit ins Hintertreffen geraet. Die Darstellung von Funden gelingt viel systematischer, wenn man sich mit dem Eintragen Zeit laest."

"Fezue, Gabun, 10.5.1998 - Ich habe viele neue Bildertexte weiter hinten in der Hoehle gefunden und eine Liste aller Zeichen angelegt, die darin vorkommen. Es scheint, als haetten diese Vormenschen ein dringendes Anliegen gehabt, Mitteilungen, die sie der Nachwelt unbedingt ueberliefern wollten. Die natuerliche Faltung des Felses bietet eine grossflaechige und

dauerhafte Oberflaeche, auf der sich viele ausfuehrliche Nachrichten festhalten lassen. Ich frage mich, welche Mal-, Metz- und Kerbe-Werkzeuge damals benutzt wurden. Ausser einigen Faustkeilen habe ich bisher nichts gefunden, habe allerdings bei weitem noch nicht die ganze Hoehle untersucht, sondern nach meiner Schaetzung in dem weitverzweigten Labyrinth hoechstens 10 Prozent der Zeichen oder Bilder, oder wie immer man sie nennen will, freigelegt und fotografiert. Das Ganze erweckt den Eindruck, als seien mehrere Generationen am Werk gewesen.

Die Darstellungen und Bilderfolgen sind in den Fels gekratzt oder gemeisselt und teilweise mit einer erstaunlich bestaendigen Farbe oder Grundierung ausgemalt worden. Sie sind klar und praezise und systematisch strukturiert. Diejenigen, die ich genauer analysiert habe, sind fuer mich leicht verstaendlich - so leicht, als haette ich einen Brief in einer lange vergessenen Muttersprache erhalten oder als rufe jemand, dessen Art zu denken mir gelaefig ist, von einer grossen Bruecke zu mir hinunter. Ich fuehle mich wie ein Radioempfaenger, der genau auf die richtige Wellenlaenge eingestellt ist.

In den Bildern, soviel habe ich bereits mitbekommen, ist von Auseinandersetzungen mit anderen Hominiden die Rede, vor denen sich die Hoehlenbewohner sehr gefuerchtet haben muessen; denn ihre Feinde organisierten sich in grossen Gruppen und machten systematisch Jagd auf sie.

In den Zeichnungen sind sie durch flache Fingerkuppen oder als Jaeger symbolisiert, waehrend sich meine Hoehlenbewohner durch eine gekruemmte Fingerspitze oder als Sammler und Bauern kennzeichnen. Wie sonderbar, dass meine Gliedmassen so aehnlich aussehen und auch ich mich rein vegetarisch ernaehere!"

"Fezce, Gabun, 1.7.1998 - Nachdem ich meine Entdeckung nach Muenchen gemeldet habe, hat sich, wie vorhergesehen, die Karawane in Bewegung gesetzt - erst eine kleine Vorhut mit Haake an der Spitze, und dann, sobald er die Bedeutung erkannt hat, die geballte Personalmacht des Museums, die die Hoehle bis zum letzten Staubkoernchen katalogisiert und analysiert und keinen Stein und keinen Knochen auf dem anderen gelassen hat. Von allen Fundstuecken sind Proben genommen und ins heimische Labor geschickt worden.

Eigentlich ist die moderne Art des Umganges mit Schaetzen der Vergangenheit nichts als staatlich organisierte Grabraeuberei. Gnadenlos werden sie der Jungfraulichkeit des Verborgenseins entrissen, zum allfaelligen Bestaunen ans Tageslicht geholt und ins Museum verschleppt. Eine Zeitlang beforscht und beglotzt und von spaeteren Generationen ignoriert und missachtet, landen sie schliesslich zuhauf in den Asservatenkammern, unsicheren Orten, denen jede Leidenschaft und Andacht mangelt, und sind zuletzt der Vernichtung geweiht - eines Tages

und spaetestens beim naechsten oder uebernaechsten Krieg, der unweigerlich irgendwann angezettelt wird.

Das hat mich gleich zu Anfang an der Archaeologie gestoert, aus Interesse an dem Thema habe ich es aber hingenommen. Es gibt schliesslich auch positive Aspekte in unserer Wissenschaft. Mit den modernen Methoden ist es zum Beispiel moeglich, aus relativ kleinen, dem Anschein nach bedeutungslosen Fragmenten ein detailliertes, anschauliches und wahrhaftiges Bild alter Kulturen zu entwerfen.

Besonders interessant werden die Analyseergebnisse des Biogewebes sein, die an manchen Skeletten in kleinen Spuren gefunden worden sind. Waehrend mit den Knochen und anorganischen Materialien das Alter des Stammes bestimmt werden kann, so dass er sich in das etablierte System der Palaeo-Anthropologie grob einordnen laesst, wird uns die Genanalyse ermoeglichen, Verwandtschaftsverhaeltnisse zu Voelkern und Arten eindeutig festzulegen."

"Bei Fezce, Gabun, 2.8.1998 - Ich sitze auf dem Steinquader ueber der Hoehle und blickte ueber weites trockenes Land. Nur ein paar felsige Huegel, verkrueppelte Baeume und weiter hinten der Fahrweg unterbrechen die Monotonie dieser Landschaft. Mir ist ein entsetzlicher Verdacht gekommen. Die Texte und Bilderfolgen in der Hoehle brechen an mehreren Stelle ab, wo von grausamen Verfolgungen der Hoehlenbewohner die Rede ist. Es scheint, als habe ein Ausrottungsfeldzug gegen sie stattgefunden, der mit auesserster Brutalitaet gefuehrt wurde und den Stamm innerhalb weniger Generationen voellig ausgeloescht hat. Ihre Feinde scheinen wesentlich aggressiver gewesen zu sein als die Hoehlenbewohner, so werden sie zumindest auf den Bildern dargestellt, und besaessen die ueberlegenen Waffen. Genaugenommen gibt es kein Anzeichen dafuer, dass sich die Hoehlenbewohner ueberhaupt in kriegerischer Form gewehrt haetten.

Man hat mich in der Arbeitsgruppe belassen, die die Knochen- und Bilderfunde auswertet. Ich habe den Mund gehalten und keine Forderungen gestellt, war ganz der servile Untergebene, den sich die Museumsdirektoren wuenschen. Riesmueller wird sicher versucht haben, gegen mich zu intrigieren, aber anscheinend hat er sich nicht durchgesetzt. Sollte Zerwas doch genuegend Rueckgrat besitzen, um sich fuer mich einzusetzen?"

Hier enden G.'s Tagebuchaufzeichnungen. Die deutschen Labors nahmen umfangreiche Untersuchungen an den Proben vor. Das Alter wurde zu 320000 Jahren bestimmt, mit einem Fehler von +-20000 Jahren, viel aelter als zunaechst vermutet. Dass sich die Fingerkuppen der Hoehlenbewohner wesentlich von denen des Homo Sapiens unterschied, wie in den Hoehlenzeichnungen angedeutet, liess sich am Ende bestaetigen. Ebenso unterschied sich die Form des Schaedels und einiger anderer Teile des Skelettes.

Bei weiteren Nachforschungen wurden auch genetische Spuren des Moerdervolkes gefunden, und es erwies sich als richtig, was G. intuitiv vermutet hatte, dass naemlich die heutigen "Cro-Magnon" Menschen mit den damaligen Jaegern ("M-Volk") wesentlich naeher als mit den Gejagten ("O-Volk") verwandt sind. Die Hoehlenbewohner waeren demnach vom Homo Sapiens ausgerottet worden.

Er kam bald auf die Idee, seine eigenen Gene mit denen der O-Leute zu vergleichen. Bei ihm war vor Jahren, im Rahmen einer klinischen Untersuchung, eine Genanomalie entdeckt worden, als man den Besonderheiten seines Koerpers auf den Grund gehen wollte, kleinen unauffaelligen Abweichungen, der Kruemmung und den sonderbaren Kerben in den Fingernaegeln, dem relativ grossen Schaedel, der unter keinen Hut passte, der ungewoehnlichen Form des Gebisses und der Allergie gegen tierisches Eiweiss. Ausserdem hatte eine Untersuchung seines Gehirns gezeigt, dass er ein kleineres Sprachzentrum als der Durchschnittsmensch besass. Er wusste schon lange, dass sein sprachliches Vermoeogen minderwertig war, sein Denken eher zeichenhaft sich organisierte - und dass er weniger gern mit anderen schwatzte als die meisten seiner Bekannten.

So holte er eines Abends die alten Ergebnisse aus den hinteren Winkeln seines Schreibtisches und legte sie neben die zerknuelte (weil in der Hosentasche verborgene) Kopie des Analysebefundes aus dem Museum. Und tatsaechlich: seine DNS war weitgehend mit der des O-Stammes identisch.

Natuerlich stellte sich die Frage, wie er und seine Vorfahren seit 300000 Jahren unter den 'normalen' Menschen hatten ueberleben koennen. Offenbar waren die meisten Hoehlenbewohner ausgerottet worden. Einige hatten sich jedoch durch Vermischung bis in die Gegenwart gerettet. Die Texte in der Hoehle unterstuetzten diese Theorie, indem sie von verschleppten Frauen und Kindern berichteten.

Es war schwer zu sagen, wie stark sie in der heutigen Bevoelkerung verbreitet waren. G. vermutete allerdings, dass man ihnen eher selten begegnete. Die grosse Mehrheit zeigte eindeutig den Charakter des M-Volkes, seine Aggressivitaet, seine Ruecksichtslosigkeit, seine Bereitschaft, sich Fuehrern unterzuordnen und so weiter.

Er war zeitlebens Anhaenger der behavioristischen Lehre gewesen, das Sozialverhalten der Menschen werde durch aeussere Einfluesse bestimmt, und hatte sich nie vorstellen koennen, dass die psycho-sozialen Probleme, die er im Umgang mit Menschen hatte, mit koerperlichen Abweichungen zusammenhaengen koennten. In letzter Zeit hatte er jedoch seine Ansicht geaendert. Offenbar gab es innerhalb einer Rasse verschiedene, teils dominante, teils rezessive, genetische Stroemungen, die jahrtausendelang nebeneinander herflossen und dabei den Charakter der Individuen wie

auch, in ihrer Summe, der Gesellschaft bestimmten. Die Stroemung, zu der er selbst gehoerte, befand sich schon lange, seit ueber 320000 Jahren, auf dem Rueckzug.

In der folgenden Nacht plagte ihn ein Alptraum. Es war November, draussen hatte es den ersten Frost gegeben. Nach zwei Jahren in Afrika war er nicht mehr an deutsche Temperaturen gewoehnt. Es war stockdunkel, Finsternis ringsum. Die Kaelte drang selbst durch den dicksten Fels bis in die unteren Etagen der Hoehle, in die er sich verkrochen hatte. Er konnte nicht schlafen, denn gestern war er Zeuge eines unglaublichen Blutbades geworden.

Drueben lagen seine Frau und Kinder, seine Hoffnung. Er wusste nicht, wie lange er sie vor den Moerdern noch schuetzen konnte. Sie machten systematisch Jagd auf seinesgleichen. Die Existenz seines Stammes wurde von ihnen anscheinend als so bedrohlich empfunden, dass sie ihn ausrotten wollten. Sie beanspruchten die Welt fuer sich allein und machten jede Konkurrenz systematisch und erbarmungslos nieder.

Er konnte sich ungefaehr vorstellen, was in ihnen vorging. Es war so ein Gefuehl, wie wenn man Ungeziefer zuhause hat, das sich stark vermehrt und alle Vorraeete auffrisst. Man weiss oder glaubt zu wissen, dass man es ausmerzen muss, wenn man selbst ueberleben will.

So aehnlich - aber mit einer zusaetzlichem, neurotischen Komponente, wodurch sich das Toeten verselbststaendigte, zur Raserei wurde und zum Mord - mussten DIE ANDEREN empfinden. Er hatte es mit eigenen Augen gesehen, das unmenschliche Gemetzel, das sie angerichtet hatten, aus einem Versteck hatte er sie beobachtet. Sie hatten alle umgebracht, derer sie habhaft wurden, Maenner, Frauen, Kinder, und auch diejenigen nicht verschont, die schon am Boden lagen. Mit ihren Lanzen hatten sie so lange zugestossen, bis die wimmernden Leiber keinen Ton mehr von sich gaben. Oder hatten ihren Opfern mit Keilen die Haelse aufgeschlitzt. Machte weniger Arbeit. So gingen die ganz Schlaunen vor. Mord mit Verstand, die effektivste Art zu toeten.

Bald wuerde der neue Tag anbrechen. Hier unten - er hatte sich mit seiner Familie tief in einen Seitenarm der Hoehle zurueckgezogen, der nur durch einen langen engen Tunnel kriechend erreicht werden konnte - bemerkte man jedoch nichts davon. Man lag in absoluter Dunkelheit und bis zum Bauch in Staub und Dreck.

Irgendwann war er wachgeworden und hatte nicht mehr weiterschlafen koennen. Er ahnte, dass sie mit ihren Methoden zu Wohlstand kommen und die Herrschaft ueber die Welt antreten wuerden. Sie wuerden die Waelder roden und allen anderen Gattungen den Lebensraum nehmen. Sie wuerden sie erniedrigen, auffressen oder gnadenlos ausrotten, falls Sie ihre Kreise

stoerten. Da sein Volk ihnen an Intelligenz ebenbuertig war, empfanden sie ihn und die seinen als besondere Bedrohung.

All die Waffen, die sie ersonnen hatten, um zu toeten! Die grossen und effektiven sozialen Gefuege, die sie bildeten. Wie Ameisen in ihrem Staat ordneten sie sich dem grossen Ganzen unter. Vorbehaltlos identifizierten sie sich mit ihren Fuehrern! Und erst die Ruehrigkeit, mit der sie ihre Plaene in die Tat umsetzten!

Die einzige Freiheit, die sie kannten, war die, ihren Geschaeften nachzugehen. Es stoerte sie nicht, den Rest der Welt dabei zu versklaven. Sie stellten das eigene Wohlbefinden ueber alles und verschlossen sich vor der Erkenntnis ihrer Verbrechen.

Sein Volk hatte dem nichts entgegensetzen. Es war ihnen nicht gewachsen. Es war ein Volk von friedfertigen Pflanzenfressern, lebte verstreut und in kleinen Gruppen, die sich nur mit befreundeten Familien und niemals zu groesseren Einheiten zusammenfanden. Es gab keine Haeuptlinge, keine Fuehrer, man liebte die Freiheit, und er und seine Stammesgenossen fuehlten sich am wohlsten, wenn sie gleichberechtigt untereinander verkehrten.

GAUSS ODER EIN BETRACHTLICHES MASS AN AUFKLAERUNG

"Gauss wurde", begann der Erzaehler, "am 30.4.1776, also vor gut 100 Jahren, in Braunschwig geboren. Waehrend andere Nationen sich intellektuell vorbereiteten, eine absolutistische Fuerstenherrschaft abzustreifen, lebten die Braunschweiger beschaulich, und in nicht allzu weiter Ferne von ihrem aufgeklaerten Herzog.

Nach heutigen Masstaeben waren die Menschen arm, sie wohnten beengt und die meisten mussten fuer ihr Auskommen schwer arbeiten. Viele wurden frueh von lebensbedrohlichen Krankheiten dahingerafft. Heutzutage kann einer, der in den 40ern steht, ohne weiteres noch mit 20 oder 30 Jaehrchen rechnen, damals aber war eine derartige Ungleichheit im Leben und Sterben der Menschen, dass man froh sein musste, wenn man die 40 erreichte.

Dem Vater von Gauss war die erste Frau weggestorben und hatte ihn mit einem Kleinkind zurueckgelassen. Er nahm dann die zweite, Dorothea Benze, die als Magd im Hause eines Klienten arbeitete. 2 Jahre aelter als er und ueber 30, galt sie fuer ein 'spaetes Maedchen', das sich schon auf ein Leben in ihrem Dienstberuf eingerichtet und kaum damit gerechnet hatte, noch unter die Haube zu kommen.

Ein Jahr spaeter wurde Gauss geboren, und sie hatte neben ihm, der ihr einziges Kind blieb, noch dessen um 3 Jahre aelteren Stiefbruder zu versorgen.

Das Stadthaus, in dem er Kindheit und Jugend verbrachte, wurde von 11(!) Parteien bewohnt, und war doch nur ein trostloser verwinkelter Fachwerksbau mit kleinen Butzenscheiben und steil ansteigendem Dach, in dem die meisten Familien mit winzigen Zimmerchen und schraegen Waenden vorlieb nehmen mussten. Das Holz bog sich derart unter der Last der Pfannen, dass man meinen konnte, gleich werde die Zimmerdecke einstuerzen.

Nicht selten, und besonders in sturmischen oder regenreichen Naechten, waehrend die uebrigen Bewohner fest schliefen, lag Gauss wach und lauschte auf die inneren und aeusseren Geraeusche seines Heimes. Dann hoerte er schwere Naesse vom Dach auf Holz oder Steine tropfen, und kratzende Geraeusche ueber den Balken, von Mardern, die sich ein Nest dort gebaut hatten, und dazu das Knirschen der ueberdehten Balken.

Ein verwegener Architekt hatte aus dem Schiff des Haupthauses mehrere grosse Erker herausgeschlagen, die, ohne von Saeulen oder Halterungen gestuetzt zu werden, wie Teile einer ehemals maechtigen Bruecke freischwebend in der Luft hingen.

Vor dem Haus verlief ein breiter, ungepflasterter Fahrweg, in den Fuhrwerke tiefe Rinnen eingegraben hatten und der sich bei Naesse in einen uebelriechenden Morast verwandelte. Gluecklicherweise wohnte die Familie nach hinten heraus, wo sie der Blick auf den Garten und eine nahegelegene Kirche fuer die laestigen Gerueche teilweise entschae digte. Manchmal stand der Junge am Fenster und fixierte scheinbar gedankenverloren einen fernen Punkt am Himmel. Dabei konzentrierte er sich auf die Bewaeltigung einer selbst gestellten mathematischen Aufgabe; und nur wenn er sie perfekt geloest hatte, nahm sein Gesicht einen zufriedenen oder entspannten Ausdruck an. Es kam aber oefters vor, dass ihm die Loesung erst nach Tagen oder gar Wochen des Gruebelns einfiel. Dann wurden diese Sitzungen zu einer Qual, die auch am Schreibtisch nicht enden wollte, und der er sich freiwillig unterzog, wie ein Priester aus festem inneren Glauben einer Marter, und er gab nicht eher nach, als bis er das Resultat vollstaendig zu Papier gebracht hatte.

Wenn Gauss von der Schule nach Hause kam, bedruckten ihn Armut und Enge der Verhaeltnisse - besonders seitdem er auf das Gymnasium ging, wo die meisten Mitschueler aus begueterten Familien oder dem Kleinadel stammten. Aufgrund des sozialen Abstandes fand er kaum echte Freunde dort, doch verdarb er es sich auch mit niemand, und die wenigen, zu denen er Vertrauen fasste, wurden seine treue Kameraden. Die Schule lag auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, und allein schon der lange Weg machte es schwierig, sich nachmittags noch mit Klassenkameraden zu treffen.

Den langen Schulweg nahm er gern in Kauf. Jeden Tag aufs neue fuhrte er ihn aus seinem heruntergekommenen Stadtteil, wie aus einem engen Kelch, in eine weite Welt der Wunder, in der die Menschen scheinbar gluecklich und ohne materielle Beschraenkungen lebten. Er hoffte, eines Tages auch auf dieser Seite des Lebens zu stehen und waere ohne weiteres bereit gewesen, dafuer moralische und politische Ueberzeugungen beiseite zu stellen. Gauss hatte die Moeglichkeit, die hoehere Schule zu besuchen, einem Stipendium des Herzogs zu verdanken, dem er sich dadurch untertan und verpflichtet fuehlte. Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig liebte Kunst und Wissenschaft, wenngleich mehr wie ein Dilettant - entschuldigen Sie, wenn ich so unverbraemt spreche - ", flocht der Alte hier in seinen Vortrag ein, "denn aus Verstand, und hatte ihn eines Tages zu sich bestellt, um sich hoechstselbst von dem kleinen Genie zu ueberzeugen.

Das war dann eine Aufregung im Hause Gauss, als man den Jungen fuer die Audienz zurecht machte. Und Gauss bekam ganz grosse Augen, als er in das herzogliche Arbeitszimmer trat; so einen riesigen Raum hatte er noch nie gesehen. Die Guete des Fuersten hat ihn von Anfang an fuer sich eingenommen. Er hat zeitlebens geglaubt, dass er ohne jenes Stipendium von der mathematischen Forschung gaenzlich abgehalten worden waere und war dem Herzog von Stund an fuer die Gewaehrung dieser Gunst ein dankbarer Untertan.

Wenn er von der Schule kam, stroemten ihm bereits im Treppenhaus aus allen Stockwerken Essensgerueche entgegen. Er setzte sich dann gleich mit Mutter und Stiefbruder in der Kueche zum Mittag. Der Vater war meist noch auf Arbeit, was Gauss indessen ganz recht war.

Alle Zimmer der Wohnung waren winzig, keines groesser als 12 Quadratmeter. Neben der Kueche lagen zwei Schlafzimmer und ein fensterloser Raum, der als gute Stube fungierte, und in dem sich die Soehne nur auf Zehenspitzen bewegten. Als Kind hatte Gauss abends gern mit der strickenden Mutter auf dem Sofa gesessen und ihr zugehoert, waehrend sie von der eigenen Kindheit auf dem Bauernhof und von Bekannten und Verwandten aus ihrem Heimatdorf erzaehlte, einem Weiler ungefaehr 20 Kilometer ausserhalb der Stadt.

Manchmal packte sie ihre alte Reisetasche und fuhr ein paar Tage dorthin. Bevor er auf das Gymnasium wechselte, hatte Gauss sie oft begleitet und dort mit dem kinderlosen Onkel Benze gespielt, der ihm allerlei handwerkliche Tricks beibrachte und den er fuer ausnehmend klug und beschlagen hielt. Wenn man aelter wird, raetselt man, woher gewisse Charakter- oder sonstige Eigenschaften stammen, die einen von der Mehrheit unterscheiden, und Gauss meinte im spaeteren Leben, dass er seine Intelligenz nur von der Seite Onkel Benzes geerbt haben konnte. Der

eigene Vater war in seinen Augen ein ueber alle Massen durchschnittlicher, ja gewoehnlicher Mensch.

Die Mutter wuerde von der Kartoffelsuppe einschenken und fragen, wie es ihm in der Schule ergangen war. Er wuerde ausfuehrlich Bericht erstatten, weil er wusste, dass sie stolz auf ihn war und an seiner schulischen Karriere regen Anteil nahm. Sie war ueberhaupt der einzige Mensch, der ihm auch die einfachsten Fragen stellen konnte, ohne dass er ungeduldig oder gereizt reagierte.

Meist war nur Positives zu erzaehlen. Gauss war sich bewusst, auf welchem duennem Eis seine gegenwaertigen Privilegien bauten, und benahm sich alle Zeit mustergueltig. Neben den mathematischen Studien konzentrierte er seine Energie auf Griechisch und Latein, die damals als Eckpfeiler der Bildung galten.

Dann wuerde sie fragen, was er fuer den Rest des Tages vorhabe. Ob er sich mit seinem alten Freund aus der Elementarschule treffen wollte. Der frage oeffter nach ihm, wenn er ihr begegne, und er wusste, seine Mutter machte sich Sorgen, weil er zu wenig Freunde hatte. Aber da konnte sie ganz beruhigt sein. Er war kein maulfauler Eigenbroedler, den die Anderen nicht leiden konnten. Es war nur eben so, wenn die Zeit gekommen war, zog er sich gern mit seinen Buechern zurueck.

Diese verschaffte er sich entweder ueber einen Vertrauenslehrer aus der Schulbibliothek, oder er kaufte sie selbst (in seinem Stipendium war ein spezieller Betrag zur Anschaffung von Literatur reserviert).

Oft sass er abends ueber den roemischen Klassikern und noch haeufiger ueber denen der Mathematik. Am liebsten las er in Newtons Werken. Sie schienen ihm ganz meisterhaft und perfekt, so anders als die moderneren Schriften der Franzosen. Vorher aber wollte er sich mit dem Freund treffen; dann war die Mutter beruhigt ...

"Ach uebrigens", fiel ihm jetzt ein, "Professor Zimmermann hat gesagt, dass wir bald eine Reise machen."

"Wohin denn?"

"Die ganze Klasse soll fuer eine Woche in den Harz fahren. Wir werden in einem Gasthof uebernachten, der speziell fuer den Aufenthalt von Schulklassen umgebaut worden ist. Die Kosten von 19 Talern muss allerdings jeder selber tragen ... " Er waere nicht traurig gewesen, wenn die Eltern ihm mit dem Hinweis, das Geld nicht aufbringen zu koennen, die Teilnahme an der Reise versagt haetten. Er haette dann zuhause all jene Buecher lesen koennen, fuer die er normalerweise keine Zeit fand, da er sich so viel mit den alten Sprachen beschaefftigen musste.

Die Mutter machte ein nachdenkliches Gesicht. Das war viel Geld; seinem Vater wahrscheinlich zuviel. Trotzdem haette sie ihm die Teilnahme gern ermoeeglicht.

Auch Gauss schwieg nun. Er war ein huebscher Junge, mit gerader Nase, etwas zu schmalen Lippen und grossen leicht melancholischen Augen, die vortaeuschten, sie haetten bereits manches erlebt und gesehen, und die nur dann wirklich lebendig wurden, wenn er ueber wahrhaft interessante Themen sprach.

Er hatte seine Schuluniform vor dem Essen abgestreift und in den Holzkasten gehaengt, der ihm als Schrank diente. Nun sass er in seiner Tageskluft da, einem Wams, das ihm die Mutter gestrickt, und abgetragenen Pantalons, nicht wie ein Oberschueler, sondern wie einer jener Strassenjungen, die sich zu Dutzenden im Viertel herumtrieben, wenn auch seine Augen vielleicht etwas sicherer und besonnener glaenzen mochten ...

Man kommt nicht umhin festzustellen, dass der Stiefbruder bei dem ganzen Gespraech ziemlich unbeteiligt daneben gesessen hatte. Durch den fruehen Tod der eigenen Mutter fuehlte er sich vom Leben benachteiligt, besonders im Vergleich zu Gauss, dessen Mutter ihre ganze Liebe auf den leiblichen Sohn konzentrierte, waehrend sie dem Stiefsohn nur mit maessiger Freundlichkeit begegnete. Georg Gauss kam sich im Haus seines Vaters oft wie ein Fremder vor, da sich alle Aufmerksamkeit wie von selbst auf den juengeren Bruder richtete, der ihm, so dachte er manchmal, mit seinen Talenten die Luft abdrueckte. Die Situation waere vollends unertraeglich gewesen, wenn er aehnlichen Ehrgeiz besessen haette, doch war er einigermassen zufrieden, in die Fusstapfen seines Vaters zu treten, und nebenbei schnitzte er Holzfiguren.

Als Gauss sich gerade vom Tisch erheben und in das Kaemmerchen zurueckziehen wollte, das er mit dem Bruder teilte, kam der Alte nach Hause, ein vierschroetiger, zupackender Mensch, sehr streng und oftmals grob im Verhalten gegen Frau und Kinder. Er verdiente in wechselnden Berufen, als Handels- oder Versicherungsassistent und spaeter als Gaertner und Hausschlachter, sein Geld. Allein, was immer er anpackte, und obwohl er fleissig und behaerrlich arbeitete, kam er doch niemals zu Wohlstand. Was er am einen Tage einnahm, ging am naechsten fuer Miete, Kleider und Nahrungsmittel wieder hinaus.

Einem Vater, den man meist, wenn ueberhaupt, nur spaetabends zu Gesicht bekam, vertraute Gauss nicht annaeherd wie der Mutter, die dem Sohn ueberdies haeufig signalisierte, wie ungluecklich sie mit ihrem Partner war. Jetzt aergerte er sich, nicht schon frueher vom Tisch aufgestanden zu sein. Die Mutter haette ihm das ohne weiteres erlaubt. Er riss sich zusammen und blieb gerade und aufrecht sitzen, in der Erwartung, dass man ihn hoffentlich bald entlassen werde.

Stattdessen begann der Vater eine Unterhaltung, harmloses Geplaenkel zuerst - wie der Junge den Tag verbracht habe, welchen Lehrer er bevorzuge, was er nach dem Essen vorhabe, und so weiter - Gauss aber wusste schon, worauf es hinauslaufen wuerde und war innerlich auf der Hut. Solche Gespraechе mit dem Vater arteten allzu oft in Verhoere und strenge Zurechtweisungen aus.

Er berichtete also alles noch einmal, diesmal knapper, und in weniger farbigen Bildern. Viele Details, die er seiner Mutter erzaehlt hatte, liess er weg, wusste er doch aus Erfahrung, je mehr er erzaehlte, desto groesser war die Gefahr, dass der muede, gereizte Mann irgendwo ein Haar in der Suppe fand.

So auch heute. "Ich glaube, Bursche, du erzaehlst mir Kokolores", wurde er unfreundlich unterbrochen. "Alle Lehrer sind dir gleich lieb!? Das gibt es doch gar nicht! Eure Schule muesste ja das reinste Paradies sein! Ich verlange eine wahrheitsgetreue Darstellung, aber ein bisschen ploetzlich."

"Lass den Jungen zufrieden. Er ist ganz abgekaempft von der Schule", mischte die Mutter sich ein. Wenn es um ihren Sohn ging, erwies sich die ruhige und sanftmuetige Frau, die sich ansonsten vieles gefallen liess, als standhaft und durchsetzungsstark, und nahm sich auch gegenueber dem Gatten nicht zurueck.

"Ach was, abgekaempft. Wer schleppt denn seit 5 in der Frueh schwere Akten, waehrend Andere herumsitzen und auf die Tafel glotzen? Ich sage dir", wandte er sich wieder seinem Sohn zu, "du haettest besser daran getan, die Schule rechtzeitig zu beenden. Dann koenntest du mir bei meiner Arbeit helfen und wuerdest jetzt schon eigenes Geld verdienen." Solche Sprueche bekam Gauss fast jeden zweiten Tag von ihm zu hoeren. Er war aber mit seinen 16 Jahren bereits so gefestigt, dass man ihn damit schwerlich von seinem Weg abbringen konnte.

Er haette es fuer unklug gehalten, dem Vater, der durch ein Veto den Besuch des Gymnasiums jederzeit beenden konnte, offen zu widersprechen, und dachte nur bei sich: "Der Alte ist nicht ganz bei Trost. Er behauptet zwar, mein Bestes im Sinn zu haben; ich glaube aber, er fuerchtet, ich koenne es einmal leichter haben als er? Ich verdiene doch Geld! Mein Stipendium ..."

"Ach, das Stipendium," wischte der Vater den imaginaeren Einwand beiseite. "Du bist der Willkuer des Herzogs doch voellig ausgeliefert. Wenn es ihm einfaellt, oder wenn deine Leistungen nachlassen, kann er es dir jeden Tag entziehen. Und dann," fuegte er hinzu, "wird es sehr schwer fuer dich; denn du bist es nicht gewohnt, mit eigener Haende Arbeit Geld zu verdienen. Du hockst ja immer nur in deiner Gelehrtenstube ..."

Jetzt verlor die Mutter ihre Geduld. Sie richtete sich auf, verschränkte die muskulösen Arme und wiederholte: "Ich sage dir noch mal, lass den Jungen in Ruhe. Du wirst ihn noch ganz vom Lernen abbringen."

"Ja und wenn schon, das wäre ganz gut so. Jetzt sieht er es natürlich nicht ein, dass ich recht habe. So ist das immer mit der Jugend, sie will hoch hinaus, aber wenn er älter geworden ist, wird er schon dahinter kommen, welche Beschwerlichkeiten er sich damit eingehandelt hat, und der Fall wird um so tiefer sein. Du aber solltest ihn nicht immerzu auf seinem falschen Weg bestärken. Zumindest erwarte ich mehr Respekt gegenüber meinen Ansichten. Auch wenn ihr mir das nicht glauben wollt, liebe ich Euch alle drei gleichermassen. Mir liegt in allem, was ich sage, nur das Wohl meiner Kinder am Herzen."

Die letzte Äusserung erschien Gauss wie ein formales Lippenbekenntnis ohne innere Substanz. Ob der Vater überhaupt wusste, was Liebe ist? Er war in der Meinung über ihn gespalten; einerseits war er eine konstante Grösse in seinem Leben, auf die man sich weitgehend verlassen konnte; doch hatte er andererseits seinen Kindern noch nie gezeigt, was er für sie empfand. Meist stellte er unerfüllbare oder sinnlose Forderungen, war unbeherrscht und reagierte aggressiv auf jede Kritik.

Gauss war zu jung, um zu wissen, dass zwischen Männern und ihren Söhnen immer Schranken bestehen, die ein allzu enges Verhältnis verhindern. Bei der Vererbung von Eigenschaften, Interessen und Charaktermerkmalen überspringt die Natur oft die Generationen und reicht sie eher an die Enkel als an die Söhne weiter.

"Gut, dass dein Bruder nicht in dieselbe Richtung geht", kam es jetzt von seinem Vater, doch dieser Satz zeugte nur von Hilflosigkeit gegenüber der Entwicklung, die sein jüngster Sohn nahm. Bald darauf entliess er die Jungen und nahm den Rest der Mahlzeit allein und schweigend zu sich.

"Alles in allem", schloss der Erzähler diesen Teil seines Berichtes ab, "hat Gauss eine eher durchwachsene Kindheit gehabt, trotz der Anerkennung, die er auf der Schule fand. Die Strenge und Unduldsamkeit des Vaters haben ihn früh die wohlfeile Verwendung des Opportunismus gelehrt. Dieser hat zwar seine Karriere befördert, die späteren Lebenstragödien aber nicht abfedern können."

—

Soweit er seinem Vater zu entkommen vermochte, war Gauss' Jugend halbwegs glücklich. Mutter und Sohn bildeten eine verschworene Gemeinschaft, mit dem Ziel, ihm den Aufstieg in eine höhere soziale Schicht zu ermöglichen. Gauss selbst sah dies als willkommenen

Nebeneffekt seiner leidenschaftlichen und intensiven geistigen Taetigkeit. Fuer die Mutter, die keine hoehere Schulbildung besass und noch weniger Zugang zu seinen Forschungen, war es der Hauptaspekt. Im Grunde haetten ihm auch beengtere Verhaeltnisse als die gereicht, in die er aufsteigen wuerde, wenn man ihm nur einige Stunden pro Tag garantiert haette, an denen er frei seine Studien betreiben konnte. Als Arbeiter oder Handwerker haette er diese Garantie nicht gehabt; darum war es unbedingt erforderlich, die Reifepruefung abzulegen.

Komplizierte mathematische Zusammenhaenge zu erkennen machte ihn uebrigens niemals vollstaendig gluecklich, da hinter der Qual einer geloesten Aufgabe schon die naechste wartete. Gauss war wie ein Junkie, der jeden Tag aufs neue schweren geistigen Stoff benoetigte, und jedesmal veraergert, ja empoert, wenn man ihn aus seinem Rausch riss.

Dass er auch ein Familienmensch war, der Vertraute um sich braucht, und den ein einsames Studierzimmer allein auf Dauer nicht gluecklich macht, bemerkte er erst Jahre spaeter, waehrend des Studiums in Goettingen, wo er sich innerlich von der Mutter abnabelte, ohne sofort einen gleichwertigen Ersatz zu finden.

Doch ich sollte nicht so weit vorgreifen", ermahnte sich der Erzaehler. "Es ist noch ein Unfall zu schildern, der fuer seine Entwicklung von grosser Bedeutung wurde.

Die Mutter trug Sorge, dass er an einigen schulischen Veranstaltungen teilnehmen konnte, zu denen eigentlich das Geld fehlte. So musste er auch nicht zu Hause bleiben, als die Klasse im historischen Sommer des Jahres 1793 in den Harz aufbrach, als Robespierre eben die Girondisten verhaften und hinrichten liess.

Der Klassenlehrer Zimmermann, der Mathematik und Physik unterrichtete und den Jungen besonders unter seine Fittiche genommen hatte, bat eines die Mutter zu sich in die Sprechstunde.

"Ich moechte ueber die bevorstehende Klassenfahrt mit Ihnen reden", begann er, "bei der ein Kollege und ich die Sekunda begleiten werden. Ich weiss, die Kosten von fast 19 Talern lassen sich durch das Stipendium nicht decken. Trotzdem sollten Sie und ihr Mann", die letzten Worte kamen zoegernd, er kannte des Vaters negative Einstellung, "ihm diese Reise nicht versagen. Denn sie wird ein wahres Erlebnis sein, und die Erinnerung daran und die Eindruecke werden Ihren Sohn fuer immer begleiten." Er war ein rechter Wanderfreund und schwaermte fuer die Schoenheit der Natur, nicht nur fuer die ihrer Gesetze, und ihm war sehr daran gelegen, seinen Lieblingsschueler dabeizuhaben.

Auf einen Hinweis des Grundschullehrers hatte er Gauss Jahre vorher zum Probeunterricht am Gymnasium zugelassen und dabei die grosse Begabung unzweifelhaft erkannt. Er setzte alles daran, ihm den Weg zu

ebnen und nutzte den Kontakt zu einem der fuerstlichen Sekretaere, damit Gauss dem Herzog vorgestellt wurde. So war es letztlich Zimmermann, dem der Junge sein Stipendium zu verdanken hatte. Genies beduerfen uneigennuetziger Charaktere, um zur vollen Geltung zu kommen. Nur wenige dieser seltenen Blumen vermoegen sich im Verborgenen zu entfalten, und Gauss hat in jedem Stadium seiner Entwicklung mehrere solcher Foerderer gehabt.

Die Mutter wusste natuerlich, wie sehr der Lehrer ihrem Sohn gewogen war und nahm kein Blatt vor den Mund: "Ich wuerde ihm die Reise gern gestatten, doch fehlen unserer Familie dafuer die Geldmittel. 4 oder 5 Taler, ja, die koennten wir aufbringen, aber so eine weite Reise, so ein langer Aufenthalt sind jenseits aller Moeglichkeiten."

"Das ist zwar bedauerlich", meinte Zimmermann ruhig, "so etwas in der Art habe ich mir aber schon gedacht. Darum ueberlege ich, ob man den Herzog nicht um einen Beitrag zu den Reisekosten angeht. Ich denke, wir koennten ihn ueberzeugen, falls Sie sich bereit erklaeren, selbst einen kleinen Betrag beizusteuern, den er nur aufstocken muesste."

So kam es, dass Gauss auf hoestherzogliche Verfuegung, und im Gegensatz zu zweien seiner Mitschuelern, an der Klassenfahrt in den Harz teilnehmen konnte, eine Reise, die fuer sein ganzes spaeteres Leben von groesster Bedeutung war. Nicht nur, dass sie sein Interesse an der Geometrie gekruemmter Flaechen weckte, wo er sich bisher nur mit der ebenen Geometrie beschaefigt hatte, sie wuerde ihn auch vor seinem spaeteren Untergang bewahrt haben, wenn er das Menetekel ernst genommen haette.

Im Gefolge der Umwaelzungen in Frankreich herrschte auch am Braunschweiger Gymnasium eine Athmosphaere des Aufbruchs. Einige Schueler hatten offen ihre Sympathie fuer den Volksaufstand bekundet, und ein solcher Ausflug passte zu dieser Stimmung. Schon waehrend der Hinfahrt in mehreren Pferdekutschen, die zwei Tage in Anspruch nahm und zuletzt ueber wenig erschlossenes bewaldetes Gelaende fuehrte, aber noch intensiver waehrend der Wanderungen, diskutierte man den Sturz des Koenigtums und die Ideen der Freiheit.

Im allgemeinen verstaerken solche Gedanken die Aufnahmefaehigkeit fuer das Schoene und Ergreifende einer einsamen Waldlandschaft, doch wenn sie allzu hitzig gefuehrt werden, lenken sie uns von der unmittelbaren Wirklichkeit ab und verdraengen die herrlichsten Sinneseindruecke, die nicht nur auf Ferienreisen so massgeblich fuer die Erholung des Geistes sind. So ist es nicht nur in der Politik, sondern mit allen gluehend verfochtenen Meinungen, sogar den mathematischen, die durchaus nicht frei von Emotionen sind. Ein kurzer leidenschaftlicher Disput ueber die Grundlagen der Aesthetik, und wir nehmen die Schoenheit der Sonne nicht mehr wahr, die ueber unseren Koepfen aus einem blauen Himmel strahlt.

Und manch einer betrachtet die Abstraktionen des Denkens, die doch fuer Irrtuemer so anfaellig sind, als das einzig selig machende Elexier des Lebens oder gar der Ewigkeit.

Dabei war allein der Ort Hahnenklee - Ausgangspunkt ihrer Wanderungen - fuer die Stadtkinder eine besondere Erfahrung. In einem schmalen Talkessel schmiegt sich ein Dutzend verkommener Fachwerkhaeuser an Fels und Urwalddickicht. Der Gasthof, in dem sie uebernachteten, ein Knotenpunkt des aufkommenden Fremdenverkehrs, war allerdings erst kuerzlich hergerichtet worden.

Die Jungen wurden fruehmorgens, noch vor dem ersten Hahnenschrei, von ihren beiden Lehrern geweckt, und standen eine halbe Stunde spaeter, wenn eben der Tag graute, Abmarsch bereit, in der Gaststube. Alle Schlafmuedigkeit war da schon von ihnen abgefallen und sie freuten sich unbaendig auf die bevorstehenden Abenteuer.

Zimmermann, den 60 naeher als den 50, erfuhr bei diesen Wanderungen die Grenze seiner Leistungsfahigkeit (was er indessen niemals oeffentlich eingeraeumt haette) und bekam die ueberlegene koerperliche Spannkraft der Jugend vorgefuehrt.

Und auch auf dem Gebiet der Ideen musste er sich von einigen seiner Zoeglinge etwas vormachen lassen. Das stetige Fortschreiten der Beine ermutigte naemlich die jungen Leute, ihren Gedanken freien Lauf zu lassen. Waehrend die Lehrer und die Mehrzahl der Gymnasiasten dafuer plaedierten, man solle erst einmal besonnen abwarten, was sich in Paris entwickeln werde, und ob die Ideen der Herren Rousseau und Voltaire sich in der Praxis als durchfuehrbar erwiesen, befuehworteten einige ihrer Mitschueler geradezu enthusiastisch die Befreiung von der Knechtschaft des Adels, und nahmen dies, bewusst oder unbewusst, als Moeglichkeit, sich zugleich gegen die Autoritaet der Professoren aufzulehnen, die - wennzwar aufklaererisch beeinflusst - doch im Solde der herzoglichen Regierung standen.

Einer der Jungen, er hiess Jens Haeussler, ging in seiner Kritik an den autoritaeren Verhaeltnissen besonders weit, es stoerte ihn ueberhaupt nicht, dass jeder mitbekam, wie er lautstark mit der europaeischen Aristokratie abrechnete und mit einem adeligen Altersgenossen heftig ueber die Veraenderungen in Frankreich debattierte und die dortige Entwicklung so ueber alle Massen lobte, dass man meinen konnte, er wuensche sich auch in deutschen Landen schnellstmoeglich einen Staatsstreich herbei. Die Lehrer, die sich allzu radikale Vortraege meist verboten, waren empoeert, als er sich nicht einfach zum Schweigen bringen liess, und zugleich fasziniert, wie vehement dieser Knabe, der doch kaum den Kinderschuhen entwachsen war, auf unausgegorenen Phantasien und zusammengereimten Meinungen beharrte. Schliesslich liessen sie ihn gewaehren, auch sie nahmen die Winde des Wandels wahr.

"Freiheit und Gleichheit sind nicht nur moralische Kategorien der Philosophen", dozierte Haeussler, wobei sich die Worte wie siedende Lava von seinen Lippen ergossen, "sie muessen politisch erkaempft werden. Das ist normalerweise aber erst moeglich, wenn diejenige Bevoelkerungsgruppe, die die Herrschaft in Haenden haelt, innerlich verfault und geschwaecht ist, und auf der anderen Seite ihr Gegenspieler - das gemeine Volk - durch furchtbare Repression und Ausbeutung quasi zum Aufstand getrieben wird. In Frankreich sind beide Bedingungen erfuehlt gewesen, so dass die Franzosen sich gluecklich ihres Koenigtums entledigen haben." Bei den letzten Worten nahm das Gesicht des Kindes einen gluecklichen Ausdruck an - als koenne er selber von der franzoesischen Revolution profitieren - und seine Stimme wurde warm vor Sympathie mit den Aufrehrern, ohne dass er auch nur einen von ihnen persoendlich gekannt haette.

"In Deutschland dagegen", und dabei verfinsterte sich seine Miene, "haben wir kein korruptes Zentralsystem, sondern eine gut funktionierende Kleinstaaterie, wo manche Fuersten ihre Untertanen bis aufs Hemd auspressen, waehrend andere sie nach eigenem Gusto leben lassen."

"Was willst du also", fiel ihm sein Kontrahent ins Wort, "wir in Braunschweig koennen uns gluecklich schaeetzen, einen aufgeklaerten Regenten zu haben. Ausserdem gibt es bei uns keine hungrigen Sansculotten und niemanden weit und breit, der ihm seine Herrschaft streitig macht. Im Gegenteil, ich glaube, dass die Mehrheit, auch im Volke, an ihm festzuhalten wuenscht."

"Dennoch wird er sich nicht mehr lange halten!" rief Haeussler unverfroren. Er war jung genug, sich gegen die scheinbare Determiniertheit der Zukunft aufzulehnen. "Auch in Deutschland weht der Wind den Herrschern ins Gesicht, und fuer aufgeklaerte Herzoege kann und wird es keine Ausnahmen geben."

Zimmermann, der das Geplaenkel mit halbem Ohr verfolgte, aber so tat, als ob er nicht zuhoerte, zuckte bei diesen Worten innerlich zusammen. Wuerde das auch das Ende seiner gesicherten Position bedeuten? Aber nein, Lehrer wuerde man immer brauchen! Ausserdem war er im Grunde zu alt, um sich Sorgen um seinen Posten zu machen, den er in spaetestens 10 Jahren ohnehin einem Juengeren ueberlassen musste.

Tatsaechlich konnte damals niemand voraussehen, dass sich aus dem Pariser Aufstand binnen kurzem ein Flaechenbrand entwickelte, der ueber ganz Europa hinweg toben und das Herzogtum Braunschweig in den Untergang reissen wuerde. Keine 5 Jahre spaeter, und der Landesfuerst lag gefallen unter der Erde, sein Land regiert von Jerome, dem Bruder Napoleons.

"Dass die aeusseren Bedingungen bei uns nicht passen, heisst noch lange nicht, dass die Forderung nach Freiheit und Gleichheit nicht ebenso berechtigt waere. Von daher sind sie wieder moralische Kategorien, erstrebenswert, auch wenn sie sich im Moment nicht realisieren lassen. Schliesslich ist man nicht wirklich frei, solange man von einem aufgeklaerten Herrscher regiert wird." Der Junge liess sich nicht bremsen, das reizte jetzt auch die Wohlmeinenden unter seinen Mitschuelern. Er schien kein rechtes Mass zu kennen und kein Gespueer dafuer zu haben, wann es Zeit ist, den Mund zu halten. Ohne das es nach aussen offenbar wurde, spaltete er die Klasse in zwei Lager. Waehrend sich die Meisten innerlich ueber den Monolog aergerten und auf das Eingreifen der Lehrer warteten, sympathisierte eine Minderheit mit seiner Meinung und haette gern mehr davon gehoert. Nichts regt die Phantasie mancher Juenglinge mit finanziell gesichertem Hintergrund mehr an als tatsaechliche oder vermeintliche Revolutionen, in denen die Verhaeltnisse von Macht oder Moral umgedreht werden.

Dann deklamierte Haeussler auswendig aus einer Rede, die Saint-Just unlaengst vor der franzoesischen Nationalversammlung gehalten hatte. "... und was ist unser Ziel? Die friedliche Liebe der Freiheit und Gleichheit, und die Herrschaft jener ewigen Gerechtigkeit, welche eingemeisselt ist nicht in Marmor oder Stein, sondern in die Herzen aller Menschen." Er hatte den Text aus einem Pamphlet, das irgendwie in seine Haende gelangt war und das er zuhause an einer geheimen Stelle versteckt hielt.

Bei diesen Worten lief allen ein Schauer ueber den Ruecken - auch jenen, die auf der anderen Seite standen, und sie schritten kraftvoller aus, und mit jedem tiefen Atemzug, den sie taten, schienen die schwarzbewaldeten Berge um sie herum zu wachsen und naeher zu kommen und die Flamme der Hoffnung brannte heller, eine ontologische Hoffnung, die mehr verspricht, als alle Nationalversammlungen und Politiker jemals erfuellen koennen.

Pubertaet ist wie ein drittes Mal geboren werden. Mit dem Schreien des Saeuglings ist nur die biologische Physis in der Welt, mit den ersten Gedanken des Kleinkindes ("Ich bin") tritt ein rudimentaeres Bewusstsein hinzu, doch erst in der Jugend schuettert der Mensch alle Muedigkeit ab, wie ein Kueken die Reste der Eischale, und treibt zu neuen Ufern. Die Aktivitaeten der Ratio steigern sich zu einem wahren Crescendo und auch die Empfindungsfaehigkeit erreicht ihr absolutes Maximum. Die Eindruecke, die wir in der Jugend gewinnen, sind weitaus bestaendiger als alle Erinnerungen an Gluecksfaelle oder Schicksalsschlaege des spaeteren Lebens; und jene Tage des Wanderns, Fragens und Forderns blieben den Jungen fuer immer in ihrem Gedaechnis.

Zwar versuchte Zimmermann noch, die subversive Lawine zu daempfen. "Man sollte sich hueten", warnte er, "alles fuer bare Muenze zu nehmen,

was ueber die Revolution im Umlauf ist. Ich bin sicher, ihr werdet im spaeteren Leben erfahren, dass sich die meisten Traeume nicht realisieren lassen, da sie auf falschen oder fehlenden Voraussetzungen beruhen." Und als er sah, wie Haeussler mit dem Kopf schuettelte: "Du glaubst mir nicht; aber warte erst einmal 10 Jahre ab, vielleicht aenderst du dann deine Meinung."

Der Juengere setzte an, dass er nicht solange warten wolle. Zimmermann aber merkte selbst, wie abgedroschen seine Worte klangen und fuegte schnell hinzu: "Du denkst vielleicht, falls das Problem bei den Menschen liegt, dass sie flexibel genug sind, um sich zu aendern und sich anderen, womoeglich besseren Umstaenden anzupassen. Aber so einfach ist das nicht, bestimmte Aengste und Verhaltensweisen wirst du nie aus ihnen herausbekommen. Wer oben ist, will oben bleiben und ausserdem wie eine Mimose behandelt werden. Und wer unten ist, will sich unter seinesgleichen hervortun in knechtischem Gehorsam."

Er sah, dass er so nicht an seinen Schuetzling herankam und fragte: "Nimm an, es liessen sich, aus welchen Gruenden auch immer, Liberte und Egalite nicht zugleich verwirklichen, und du haettest zwischen beiden die Wahl, welche wuerdest du fuer erstrebenswerter halten?"

Der Junge war ihm nicht ausgesprochen unsympathisch, aber schwer zugaenglich, in der Schule durchaus zielstrebig, aber im Denken leichtsinniger als andere Schueler. Er wechselte oft seine Interessensgebiete, und es war nicht vorherzusehen, was aus ihm werden wuerde. Eigentlich musste man sich keine Sorgen um ihn machen; der Vater war durch Exportgeschaefte zu Geld gekommen und die Familie stand finanziell sehr gut da. Im Moment hatte es dem Sohn das Politische angetan, naechstes Jahr wuerde er sich wahrscheinlich fuer etwas Anderes interessieren.

Unberuehrt von den Hintergedanken des Lehrers erwog Haeussler einen Moment ernsthaft die Frage. Dann blickte er auf und sagte: "Ich wuerde gern frei sein. Frei leben, frei atmen, frei seine Meinung aeussern, das scheint mir das hoechste Ideal. Und doch, wenn Sie die Frage so stellen, ist mir die Egalite lieber. Denn Freiheit ohne Gleichheit, das koennte heissen, dass Einer den Anderen nach Belieben ausbeutet. Wenn aber alle gleich sind, kann es kein vollkommenes Unglueck unter den Menschen geben, und Zufriedenheit wird den Lauf der Dinge bestimmen. Letztendlich", fiel ihm dann ein, "gehoeeren aber Freiheit und Gleichheit zusammen. Wenn man sie in ihren vollen Implikationen betrachtet, sind sie vielleicht sogar Synonyme. Denn in Wahrheit ist die Freiheit, anderen zu schaden, gar keine Freiheit!"

Auf solche utopischen Gedankengaenge liess sich wenig erwidern und so konzentrierte man sich endlich auf das Wandern und die schoene Aussicht. Gauss uebrigens schwieg immer, wenn diese Reden gefuehrt wurden. Er

gehörte zu jener Minderheit von Schuelern, die sich von der allgemeinen Stimmung nicht anstecken liessen. Ausserdem war er viel zu sehr mit mathematischen Problemen beschäftigt, um seinen Geist mit Politik zu belasten, und wusste genau, dass sich die Revolution nicht mit einem herzoglichen Stipendium vertrug. Er beschäftigte sich in Gedanken nicht halb so viel mit den französischen Ereignissen wie seine Mitschüler, höchstens mit ihren möglichen negativen Auswirkungen, und auch die Denker und idealistischen Philosophen, die von Aufklärung und Freiheit schwärmten, selbst wo sie sich mit den Grundlagen des Denkens, der Mathematik und der Logik befassten, liessen ihn kalt.

Die jungen Eleven aus den Bürger- und Adelshäusern konnten sich solche Gedanken leisten, dachte er geringschätzig, wusste aber zugleich, dass dieses Vorurteil nicht ganz berechtigt war; denn der zweite herzogliche Stipendiat in der Klasse stand auf Haeusslers Seite, und es schien ihm wenig zu stoeren, dass er damit sein Einkommen aufs Spiel setzte. Andererseits gab es genügend wohlhabende Bürgerkinder, die die Revolution ablehnten (jedenfalls in jener radikalen Form, wie Haeussler sie befürwortete), weil sie ebenso wie Gauss ein ruhiges Leben unter einer aufgeklärten Fürstenherrschaft anstrebten, wo man ungestoert seinen Geschäften nachgehen konnte.

Er machte sich wenig Sorgen, der Aufstand könne von Frankreich herüberschwappen. Dass in Braunschweig Unruhen losbrachen, war ein geradezu lächerlicher Gedanke, schliesslich hatte das Land einen relativ aufgeklärten Fürsten, der seinen Bürgern viele Freiheiten einräumte; wohingegen das französische Feudalsystem an seiner eigenen Unbeweglichkeit zu Fall gekommen war.

Er lebte in einer kleinen Welt, in welcher bereits die Vorstellung, er werde in wenigen Jahren zum Studium in eine fremde Stadt ziehen, da die Lehrer seiner Vaterstadt ihm nichts mehr beizubringen hatten, seine Gedanken über Gebuehr beschäftigten.

Wenn er sich überhaupt um etwas sorgte, dann darum, sein überlegener Verstand reife nicht mehr mit derselben Geschwindigkeit wie bisher und seine Mitschüler schloessen auf dem Feld der Zahlenrechnung zu ihm auf. Ausgerechnet Haeussler trat neuerdings im mathematischen Unterricht durch kreative Einfälle und Vorschläge hervor, wie sie früher nur von Gauss gekommen waren, so dass dieser manchmal das Gefühl hatte, dass Haeussler ihn an Scharfsinn übertraf; an Unternehmensgeist und Lebensmut war er ihm auf jeden Fall ebenbürtig.

Von Kindheit gewohnt, für eine Art von Genius zu gelten, trafen ihn die Ansprüche des anderen ins Mark. Er war weit davon entfernt, sie gleichmuetig aufzunehmen und kaum noch in der Lage, sich mit seinem Widersacher normal zu unterhalten. Der wiederum reagierte ebenso

reserviert und muerrisch. Keiner von beiden haette einsehen moegen, warum es nicht zwei exzellente Rechenkoefpe in der Klasse geben sollte.

Die Konkurrenz Haeusslers beunruhigte ihn dermassen, dass er seine mathematischen Ideen noch intensiver, um nicht zu sagen verbissener, verfolgte. Nie wieder, auch nicht waehrend des Studiums, sind derart negative Empfindungen bei Gauss ausgeloeset worden wie durch die Versuche jenes Mitschuelers, ihn im Rechnen zu uebertrumpfen.

Umgekehrt fuehlte sich der Andere von der scheinbaren Leichtigkeit und Nonchalance provoziert, mit der Gauss die Mathematik beherrschte und staendig neue Resultate produzierte, und durch das Lob, mit dem ihn nicht nur Zimmermann sondern auch auswaertige Professoren ueberhaeuften. Er nahm sich vor, selbst Mathematik zu studieren, um zu beweisen, dass man kein Wunderkind gewesen sein muss, um die Wissenschaft voran zu bringen.

Unter der Aufsicht ihres wanderfreudigen Klassenlehrers machten die Schueler verschiedene lange Wanderungen, die sie auf fast alle Gipfel und auch in die kleinen Flecken und groesseren Orte des Harzes fuehrte. Das Leben in dieser abgelegenen Region war damals zwar um einiges primitiver als heute. Den Jugendlichen machte es aber nichts aus, eine Woche lang auf staedtische Annehmlichkeiten zu verzichten, im Gegenteil. Sie waren in einem Alter, wo man sich nicht mehr wie in der Kindheit gegen alles Neue und Unbekannte sperrt und genug damit zu tun hat, seine unmittelbare Umgebung und sich selbst zu entdecken, sondern hungrig auf spektakulaere Eindruecke und waghalsige Manoever, und sogar Gauss, der das Reisen zeitlebens nie anders als unbequem empfand, hat an den Impressionen dieser Klassenfahrt den groessten Gefallen gefunden.

Er war noch nie so weit von seiner Heimat entfernt gewesen, wo die Landschaft wie ein welliges Waschbrett ist und die paar versprengten Huegel so flach, dass man im Winter nicht einmal Schlitten fahren kann. Hohe Berge wie den Brocken und schroffe Felsen wie die Hahneklippen hatte Gauss noch nicht gesehen, ja, er hatte sich bisher nicht recht vorstellen koennen, wie solche Hoehendifferenzen, ein solcher Wechsel zwischen Grat und Tal, in den auch noch Weiler und sogar Doerfer eingezeichnet waren, in der Wirklichkeit aussahen.

Am ersten Tag erkundeten sie die naehere Umgebung des Ortes. Sie spazierten an kleinen terassenfoermig angelegten Feldern entlang zum Waldrand und fanden sich, eh sie sich versahen, weit ueber der Spitze des schmalen Kirchturmes, unter ihnen ausgestreckt lagen die schwarzen Schindeldaecher der Bauernhaeuser wie auf dem Boden ausgebreitete Fluegel erschoeepfter Schwalben.

Schliesslich ging es auf einem schmalen Pfad und ein ausgetrocknetes Flussbett zum Kammerberg, der hoechsten Erhebung ueber Haehnenklee, und von dort ins jenseitige Tal, wo sie rasteten.

Am zweiten Tag wanderten sie neben dem Spielbach zum Bruchberg hinauf, und machten eine grosse Runde um den Rehberg, um sodann in einem eiligen Schlenker nach Hahnenklee zurueckzukehren, da die Dunkelheit heranbrach. Sie marschierten in Zweier- und Dreiergruppen, die sich bald aufluesten, bald neu zusammenfanden und beschritten unter anderem einen Weg, der sich wie eine Spirale in ein enges Tal herunterschraubte, und Gauss fragte sich, ob die Mathematik je in der Lage sein wuerde, so stark gekruemmte Flaechen sauber zu beschreiben. Die bestehenden Ansaetze, soweit er von ihnen Kenntnis hatte, begnuegten sich mit einer blossen Parametrisierung solcher Flaechen durch ebene Koordinaten x und y , wobei das Problem darin bestand, dass die Wahl des Koordinatensystems nicht eindeutig war. Im allgemeinen gab es beliebig viele Moeglichkeiten, die eine gegebene Flaechen alle in einem anderen Licht erscheinen liessen. So kann man zum Beispiel fuer eine Sphaere, also die Oberflaechen einer Kugel, verschiedene Darstellungen, das heisst Projektionen auf die Ebene finden, das wussten die Kartographen schon lange, entweder eine laengentreue oder eine winkeltreue, es gibt aber keine Darstellung, die sowohl laengen- als auch winkeltreu ist. Fuer die eine oder andere Spezialflaechen hatte sich also zu Gauss' Zeit bereits betraechtliches Wissen angesammelt, ohne dass man jedoch die allgemeinen Zusammenhaenge zwischen der Art der Parametrisierung und der Flaechenkruemmung verstanden haette. Eine vernuenftige Definition der Kruemmung sollte von der Wahl der Parameter unabhengig sein, und genau so ein Kruemmungsbegriff fehlte den Mathematikern.

Gauss entfernte sich mit solchen Gedanken weit von seinen Kameraden, und wenn er auch tat, was alle taten, und nach aussen hin zu jedermann hoeflich blieb, und freundlich antwortete, wenn er angesprochen wurde, so gehoerte er doch auf eine bestimmte Weise nicht zu ihnen. - Es kann aber nur eine Vermutung bleiben, dass dies Unbeteiligte, diese innere Abwesenheit, dem boesen Unfall Vorschub geleistet hat, der die Freuden der Reise fuer ihn jaeh beendete, und von dem ich in Baelde naeheres erzaehlen werde.

Manchmal, waehrend der Verschnaufpausen, oder wenn er abends im Bett lag und nicht sofort einschlafen konnte, wurde er von einer seltsamen Melancholie ergriffen. Er war hier staendig nur mit Maennern zusammen, aber er war doch jung und voller sexueller Traeume und Begierden, und da er sich schon von den revolutionaeren Reden seiner Mitschueler nicht mitreissen liess, so schmachtete er um so mehr nach weiblicher Hinwendung; dort hin war seine Sehnsucht gerichtet.

Denn in den Gesichtern junger Frauen spiegelt sich das ewige Versprechen der Fortpflanzung. Wie die roten Liebesäpfel beim Kirmes sind sie, ueberzogen vom Lack der Fruchtbarkeit - in der Herberge in Gestalt der jungen Magd, die taeglich das Essen auftrug, ein suesses rosiges Geschoepf, dessen Augen und Locken vorwitzig unter einer Leinenhaube hervorlugten, dass er meinte, ihm wuerde das Herz zerspringen, wenn er sie nicht wenigstens einmal ansprach. Zugleich weckte aber die Vorstellung, Worte mit ihr zu wechseln und ihr dabei womoeglich nahe zu kommen, eine vollkommen irrationale Angst und hysterische Unruhe in ihm, und er waere ueber blosses Stammeln und Stottern nicht hinausgekommen, selbst wenn *sie ihn* angesprochen haette.

Jeden Abend, sobald er das Gasthaus betrat, wo er sie in Kueche oder Schankraum wusste, wurde er ein Gefangener des wildesten Herzklopfens und von Gefuehlen, die zwischen Furcht, Feigheit und Verlangen hin- und herschwankten, und meist war er froh, wenn er nach ueberstandenen Essen im Bett lag und mit geschlossenen Augen an die Kleine denken konnte.

Sicherlich fiel sie auch den anderen Jungen auf und war das Ziel zahlloser hastig luesterner Blicke, die sie scheinbar unbeeindruckt ueber sich ergehen liess. Er aber meinte, sie am meisten zu begehren, und bildete sich ein, dass er sich praechtig mit ihr verstehen wuerde, wenn er sie naeher kennenlernte, er stellte sich vor, wie er Hand in Hand mit ihr durch Forst und Felder flanierte, und dass sie und keine andere die ideale Partnerin fuer ihn sei - schliesslich war seine Mutter selbst eine einfache Magd gewesen, bevor sie geheiratet hatte.

Das Maedchen wusste natuerlich nichts von diesen Gedanken, sie fand sich einfach einer Horde Jungen gegenueber, der eine mehr, der andere weniger reizvoll, ansonsten aber wenig verschieden, und man konnte nicht von ihr erwarten, dass sie den grossen Mathematiker erkennen wuerde.

Gauss also war zu scheu und schuechtern, sich ihr zu naehern. Da gab es andere - nicht gerade Haeussler, den beschaeftigten im Moment nur seine politischen Phantasien, der liess sich vom profanen Geschlechtstrieb nicht ablenken, aber einige in seiner Umgebung, mit einer handfesteren Einstellung - die, ungeachtet haenselnder Bemerkungen ihrer Mitschueler, vielleicht einen Versuch gewagt haetten, wenn sie dazu ermuntert worden waeren ... Gauss' Verhaeltnis zu dem jungen Maedchen stagnierte jedenfalls auf niedrigstem Niveau und entwickelte sich nur in einer unausgesprochenen Dimension und Welt der Einbildung weiter.

Am dritten und vierten Tag des Aufenthaltes war das Wetter diesig und bedeckt - wengleich es nicht regnete - und so eifrig sie auch wanderten, die grossartige und vielleicht zu ausgelassene Stimmung stellte sich erst wieder ein, als es am fuenften ploetzlich umschlug und einer Hochdruckwitterung ohnegleichen Platz machte.

Die Sonne brannte erbarmungslos vom Himmel in die meist bleiche Haut der Jugendlichen, die sich aber davon nicht beeindruckt liessen. Lehrer und eigener Ehrgeiz trieben sie schnell zum hoechsten Gipfel, den Brocken, hinauf.

Dort war ein hoelzerner Aussichtsturm errichtet, von dem aus man nach allen Richtungen ueberland blicken konnte. Brandenburger Wanderfreunde hatten ihn finanziert, die es leid waren, dass der freie Blick durch hohe Baeume behindert wurde. Er war wenigstens fuenfmal hoeher als ein gewoehnlicher Jaegerstuhl und bedeutend stabiler gebaut, indem man mehrere Tuerme und Plattformen uebereinandergesetzt hatte. Uebrigens haette ein steinerner Bergfried sicher eine groessere Lebensdauer gehabt; und tatsaechlich ist das Holzgeruest ein halbes Jahrhundert spaeter durch eines aus Mauerwerk ersetzt worden, heute ein Wahrzeichen des Harzes, das bei gutem Wetter aus weiter Ferne zu sehen ist.

Die Jungen kletterten nacheinander hinauf, die einen vorsichtig, andere mit leichter Hand, waehrend der Lehrer unten wartete und ihnen Ermahnungen nachrief. An diesem Tag herrschten einzigartige Sichtverhaeltnisse. Im Sueden sah man bis zu den steil ansteigenden Gebirgszuegen der Rhoen und im Westen bis in die Taeler des Sauerlandes. Nach Norden und Osten, wo das Land flach war, ahnte man Kueste und Meer und noch den Qualm aus Berliner Schloten. All dies schien Gauss derart zum Greifen wirklich, dass er unwillkuerlich einen Schritt nach vorn machte, um einen fernen Punkt im Westen genau zu fixieren. Aus Nachlaessigkeit oder Schlamperei war aber an dieser Stelle in der Bruestung ein Holz ausgespart, und Gauss trat ins Leere. Er verlor das Gleichgewicht und stuerzte in freiem Fall nach unten.

Er waere wohl zu Tode gekommen, wenn ihn nicht mehrere unterhalb der Plattform angelegte kreuzfoermige Verstreungen gluecklich aufgefangen haetten. Von dort bargen ihn zwei mutige Mitschueler auf die Leitersprossen. Unten angekommen wurde er auf die Seite gelegt und von Zimmermann, der in Erster Hilfe ausgebildet war, untersucht. Es schien, als habe Gauss mehr Glueck als Verstand gehabt und sich ausser geringfuegigen Hautabschuerfungen und Rippenprellungen nur einen gebrochenen Arm eingehandelt.

Zimmermann liess ihn zur Herberge tragen und einen Arzt rufen, der den Arm schiente und den Oberkoerper bandagierte. Schliesslich wurde er ins Bett befohlen, wo man ihn weiter beobachtete. Er schloss die Lider, und waehrend ein Teil seines Bewusstseins gegen leichte Schmerzen und Uebelkeit ankaempfte, konzentrierte sich sein Denken auf die empfangenen Sinneseindruecke, die sonderbar intensiv in seine Erinnerung eingebrennt waren, und er liess den Ausblick ueber hunderte von Kilometern, den er nach allen Richtungen gehabt hatte, vor seinem inneren Auge noch einmal Revue passieren.

Auf den Unfall selbst verschwendete er keinen Gedanken. Eben erst einer Gefahr entronnen, haelt jeder Halbwaechsiges es fuer selbstverstaendlich, ohne Schaden davongekommen zu sein, ja, er sieht es geradezu als sein Schicksal an, aus Situationen, die ihm eigentlich als Warnung dienen sollten, als Heros, als Siegfried hervorzugehen.

Gauss hatte mehrere besonders markante Punkte in der Landschaft ausgemacht. Zum einen die nahen Hoehenzuege des Harzes, von denen zwei Erhebungen besonders ins Auge stachen, Inselberg und Hoher Hagen, die mit dem Aussichtspunkt am Brocken ein etwa gleichseitiges Dreieck bildeten. Er wusste schon lange, dass solche Dreiecke von Geometern benutzt werden, um die Landschaft zu vermessen; denn er hatte, von des Vaters Tiraden angestachelt, sich Vorstellungen von seiner beruflichen Zukunft zurechtgelegt, und eine realistische Moeglichkeit fuer einen Mathematiker, sein Geld zu verdienen, bestand darin, fuer Verwaltungen oder Grossgrundbesitzer als Landvermesser zu arbeiten.

Grundlage der Geodaesie war (und ist auch heute noch) die Triangulation. Dabei wird ein Landstrich in Dreiecke unterteilt, und man beginnt die Messungen mit kleinen, absolut praezise zu vermessenen Triangeln, um danach zu groesseren ueberzugehen, die mit den kleinen einen gemeinsamen Schenkel haben. Gauss glaubte, dass sich wegen der Klarheit der Verhaeltnisse jenes Dreieck der Berge besonders genau vermessen liesse. Ihn beschaeftigte die Vorstellung, ausgehend vom Harz ganz Deutschland zu kartographieren. Denn viel weiter in der Ferne, wo die letzten Auslaeufer des Harzes sich schon laengst ins Wesertal verliefen, und ueber andere, flachere Gebirgszuege hinweg, hatte er zwei weitere Punkte ins Visier genommen, die Spitze des Rhoenkegels und eine weitere Erhebung im Sauerland, zusammen mit dem Brocken Teile eines 100-, wenn nicht gar 1000-fach groesseren Dreiecks.

Dass die kleinen Fuerstentuemer wenig Interesse daran haben wuerden, das Land ueber ihre Grenzen hinaus zu vermessen, stoerte ihn im Moment nicht. Er freute sich an seinen Visionen und entwickelte sogar die Ahnung, dass man mit solchen Messungen auch etwas ueber die Natur und Bewegung von Lichtstrahlen herausfinden konnte. Den Messinstrumenten war es sicherlich gleich, aus welcher Entfernung sie ihre Signale empfangen, aber das Medium selbst, also das Licht, und die Luft, durch die es sich bewegte ... man konnte der Frage nachgehen, ob sie bei derart grossen Abstaenden tatsaechlich ein planares Dreieck ...

Er brachte also viele Impressionen und Anregungen von seiner Harzreise mit, die ihn auf Dauer begleiten (und zuletzt in den Untergang treiben) wuerden. Zunaechst jedoch, und bis zum Ende seiner Schulzeit, konzentrierte er sich auf mathematische Probleme ganz anderer Art, Probleme der Zahlentheorie, die nichts mit der Unmittelbarkeit des

Anschauungsraumes zu tun haben, und verschaffte sich mit dieser Arbeit bald Aufmerksamkeit in den Gelehrtenkreisen ganz Norddeutschlands.

—

Am Morgen des 10. Oktober 1795 brach er in Braunschweig auf und machte sich auf die damals noch recht beschwerliche Reise nach Goettingen. Es waren die Tage, wo in Paris die Gemaessigten die Oberhand zurueckgewannen - indem sie sich mit Allen verbuendeten, die weiterleben wollten - und mit Robespierre ebenso kurzen Prozess machten, wie er es ihnen vorgefuehrt hatte.

Doch die Frage, was die entartete Revolution oder das naechste Jahrhundert fuer die Menschheit bringen wuerde, interessierte ihn nach wie vor wenig. Stattdessen beschaeftigte ihn die Aussicht auf seine bevorstehende Studentenzeit. Er hatte sich voellig der Mathematik verschrieben und im vorangegangenen Jahr nicht nur von den lokalen Lehrern, sondern auch von den Klassikern emanzipiert. Seine Gedanken und Einfaele sprudelten in so unausgesetzter Fuelle, dass er ihrer kaum Herr werden konnte, und zum Beispiel auch waehrend der Reise vorsorglich ein Heft aufgeschlagen hielt, um neue Ideen gleich zu notieren. Vieles von dem, was ihm in jenen Tagen durch den Kopf ging und was er aus Zeitmangel nicht aufschreiben konnte, ist fuer immer unwiderbringlich verlorengegangen.

Um diesen Mangel zu verwalten, der aus dem Reichtum der Ideen entsprang, hatte er ein System von Notizbuechern angelegt, mathematische Diarien gewissermassen, in die er seine Inspiration zu kanalisieren versuchte. Es waren dies keine Hefte aus weissem Papier, wie sie das Gymnasium oder die Universitaet fuer Klausuren und Hauptvorlesungen zur Verfuegung stellt, sondern aus billigen Resten broschiert, rau, dunkel und faserig, und man hatte Schwierigkeiten, darauf zu schreiben.

Nachdem er sich von den Eltern verabschiedet hatte - die Mutter weinte, da ihr einziges leibliches Kind sich so weit entfernen wollte - bestieg er am Marktplatz eine schwankende Reisekutsche, in der bis auf seinen schon saemtliche Plaetze besetzt waren, und versuchte, es sich zwischen einem dicken Geschaeftsmann und einem erkaelteten Marktfraeulein bequem zu machen. Er liess sich waehrend der Fahrt von nichts in seiner Konzentration stoeren, weder von den Gespraechen der uebrigen Fahrgaeste noch vom Jammern und Husten der Marktfrau, oder vom fluchenden Kutscher, oder den Schlagloechern, die die Kutsche bestaendig erschuetterten, dass sich einem der Magen umdrehte, auch nicht von haeufigen Hindernisse, die zum Halten zwangen, oder der wenig

verlockenden Aussicht auf Uebernachtung in einer billigen Absteige in Gandersheim.

Obzwar vom Herzog mit Reisespesen gut versorgt, hatte Gauss nur das einfachste Zimmer gemietet. Er wollte das Geld, wenn ueberhaupt, lieber in Goettingen fuer Buecher ausgeben. Da er aus beengten finanziellen Verhaeltnissen stammte, war er schon in seiner Jugend ein sparsamer Mensch, der sein Geld umsichtig anlegte und zeitlebens, auch als er schon lange eine etablierte Position innehatte, die unbewusste Furcht mit sich herumtrug, eines Tages ohne einen Groschen Geld dazustehen. In spaeteren Jahren uebrigens drohte die an sich positive Eigenschaft der Sparsamkeit in Geiz umzuschlagen.

Als die zusammengewuerfelte Reisegruppe nachmittags bei ihrem Zwischenstop eintraf, war die Sonne ueber Regenwolken aufgegangen, und Gauss wurde mit einem Ausblick auf die ganze Breite des Harzes fuer die Strapazen der Reise entschaedigt. Ein besonderes Panorama bot sich von der Dachkammer, in der er uebernachten wollte. Er stand dort einige Minuten an der offenen Luke und atmete die frische Oktoberluft, waehrend seine Sinne alles in sich aufnahmen und sein Geist versuchte, an die Erinnerungen der Klassenfahrt anzuknuepfen. Doch so sehr er sich auch anstregte, es wollte ihm nicht recht gelingen; denn die Schoenheit der Berge ist mannigfach und verschieden, je nachdem, aus welchem Winkel wir sie betrachten.

Die beiden anderen Reisenden, mit denen er den kleinen Raum teilte, weilten noch unten beim Bier in der Wirtstube. Er sass im Halbdunkel auf seiner Pritsche und gedachte melancholisch der Kuechenmagd. Ein so schoenes Maedchen hatte sicher laengst einen Verlobten. Dann glitten seine Gedanken zu den Eltern, die er erst im naechsten Sommer wiedersehen wuerde, und zu Zimmermann und dem Ende seiner Schulzeit. Er freute sich auf das Studium, da er geistig schon lange ueber das Gymnasium hinaus war, doch er wusste auch, ein Lebensabschnitt lag unwiederbringlich hinter ihm."

Der Erzaehler reckte die Glieder und blickte starr in die Ferne, und etwas wie Wehmut, oder Gram, senkte sich ueber seinen Blick, als wenn er sich eben mit gemischten Gefuehlen an seine eigene Jugend erinnern wuerde. Mit einem Mal kam er mir unendlich alt vor. Das Kreuz wie eine Mondsichel gebeugt, die unkontrollierten Bewegungen seiner duennen Glieder, die in schwarzen Hoehlen liegenden Augen ... die Haut faltenerfurcht wie ein Acker von einem schlechten Pflug. Unwillkuerlich fragte ich mich, wie lange er wohl noch zu leben hatte. Er aber strafte solche Gedanken Luegen, indem er eifrig und ohne einen Anflug von Muedigkeit mit der Erzaehlung fortfuhr:

"Die Kutsche traf am naechsten Abend mit reichlich Verspaetung hier in Goettingen ein. Damals war unsere Stadt viel kleiner als heute, alles Leben

spielte sich innerhalb der alten Mauern ab, jenseits davon war gar nichts, nur grosse oede Felder; einzelne Hoefe und Gueter lagen weitab verstreut.

Obwohl tief im suedlichen Niedersachsen gelegen, wo es ins Hessische hineingeht, sind Kommune und Universitaet immer von Hannover aus regiert worden ... so ist es heute noch und so wird es wohl auch in hundert Jahren sein", konnte sich der Alte nicht verkneifen hinzuzufuegen. "Es gibt bei den Braunschweigern wie auch bei uns Goettingern starke Ressentiments gegen die Hannoveranische Vorherrschaft, und das hat zum Beispiel auch den Aufruhr der 'Goettinger Sieben' mit angestachelt; aber zuletzt sind der Hannoveraner Innenminister und der Hannoveraner Finanzminister mit den Studenten und Professoren noch immer fertig geworden. Gauss hat unter den Sieben auch seinen engsten Mitarbeiter verloren. Aber das ist eine andere Geschichte, ich weiss nicht, ob ich sie Ihnen heute nacht noch erzaehlen sollte." Damit spielte er auf die fortschreitende Zeit an; anscheinend zweifelte er, ob ich genuegend Geduld aufbringen wuerde, ihm bis zum Ende zuzuhoeeren. Ich aber hatte es mir auf meinem Lesesessel bequem gemacht und ermunterte ihn, nach der Reihenfolge fortzufahren und nur ja nichts auszulassen.

"Er hat sich dann in Goettingen einigermassen akkomodiert. Obwohl er sich dort laengst nicht so wohl gefuehlt hat wie in seiner Vaterland, hoerte man keine Klagen von ihm. Er wusste ja, dass er nur fuer die begrenzte Zeit des Studiums hier sein wuerde - nicht laenger als der Militaerdienst heutzutage dauert."

Der Alte raeusperte sich, und ich wusste nicht, was ich darauf sagen sollte. Musste man das als Seitenhieb auf unsere preussischen Tugenden auffassen? Aber dann fuhr er fort: "Manches in Goettingen hat ihn enttaeuscht, vor allem die Qualitaet der Lehrveranstaltungen. Die Aussicht, an der Universitaet herrsche ein weit hoeheres Niveau als am Gymnasium, war ja der Hauptgrund gewesen, Braunschweig zu verlassen, wo es ihm mathematisch zu eng geworden war. Doch wie das manchmal ist, wenn man sich etwas in schoenen Farben ausmalt: man wird von der Wirklichkeit vor den Kopf gestossen.

Zu jener Zeit waren die Universitaeten nur provinzielle Lehranstalten, die nachholten, was auf der Schule versaeumt wurde. Die meisten ihrer Lehrer waren mit dieser Aufgabe zufrieden und besaessen keinerlei Ehrgeiz, eine junge Forscherelite heranzuziehen. Dies Ziel hat Humboldt erst Jahre spaeter in die Gruendungsannalen der Berliner Universitaet geschrieben, ein Vorbild, wonach sich Professoren seither zu richten haben.

Gauss setzte sich im Oktober/November 1795 jeweils fruehmorgens um 8 Uhr 30 hoffnungsfroh in die mathematische Hauptvorlesung, und noch im Verlauf der ersten Stunde daemmerte ihm, dass er dort nicht allzuviel lernen werde. Die Veranstaltung wurde von unserem damaligen Dekan Abraham Gotthelf Kaestner abgehalten, einem kugelrunden fast

sechzigjaehrigen Menschen, der von dieser Aufgabe sichtlich ueberfordert war. Die haeufigen Fehler an der Tafel, die Unbeholfenheit seines Denkens, die offen zutage trat, wenn man eine Frage an ihn richtete, und von der er nur durch schlechte Witze oder Wechsel des Themas abzulenken vermochte, Gauss verglich ihn unwillkuerlich mit seinem Lehrer Zimmermann, der fast im gleichen Alter stand, und das Ergebnis fiel nicht gerade vorteilhaft fuer den Universitaetsprofessor aus. Gewiss, Zimmermanns Beschaeftigung mit der hoeheren Mathematik war eine marginal-episodische, aber sein Geist war von vollkommener Klarheit und mit einem lebhaften Interesse am Detail, alles Eigenschaften, die man bei Kaestner vermisse.

Von den mathematischen Faehigkeiten der uebrigen Professoren hatte Gauss ebenfalls keine grosse Meinung (ohne dass er dies lauthals verkuendete). Nur einige von juengeren Dozenten angebotene Spezialveranstaltungen, wie auch viele anregende und manchmal mitreisende Diskussionen, die er mit ihnen fuehrte, entschae digten fuer das Heimweh, dass ihn gelegentlich ueberfiel. Sie hoben seine Laune und trugen dazu bei, dass er das Studium letztendlich doch als Erfolg betrachtete.

Er war - als Forscher und als Mensch - ein ehrgeiziger und ungeduldiger Charakter. Er hasste es, seine Zeit mit niederen oder stumpfsinnigen Dingen zu verschwenden und sich zum Beispiel mit Kommilitonen in verraeucherten Bierkellern zu treffen, wo die fluessigen und die gasfoermigen Elemente das Gehirn benebeln. In deutschen Landen war das Studieren damals noch einer kleinen Minderheit vorbehalten, die Zeit der Studentenverbindungen mit ihren laermenden Grossveranstaltungen lag in ferner Zukunft, und doch, das Wesen der Zusammenkuenfte von jungen Maennern unterschied sich nicht wesentlich von dem, was wir heute kennen, und wovon wir Alten manchmal mit Schrecken in der Zeitung lesen.

Zweitens hasste es Gauss schon seit fruehster Kindheit, sich auf viele Personen gleichzeitig einzustellen. Er bevorzugte Dialoge, in denen man sich auf einen einzigen Gespraechspartner konzentriert. Ausserdem waren die Themen, die bei solcherlei geselligen Abenden angeschnitten wurden, in seinen Augen seicht und oberflaechlich oder gaenzlich uninteressant. Sport, Maedchen, Alkohol - zu all diesen Themen hatte er mangels Erfahrung wenig zu sagen. Ausserdem stellte sein sozialer Hintergrund eine Barriere dar; aufgrund seines mathematischen Talents und seiner Forschungsergebnisse, von denen in der Fakultaeet viel die Rede war, wurde er zwar allseits akzeptiert; er war alles andere als ein verachteter Aussenseiter. Und trotzdem nahm er eine Sonderrolle ein; es gab einfach Bereiche im Leben der Mehrheit seiner Kommilitonen, in die er nicht vordrang.

Stattdessen freundete er sich mit einem anderen Einzelgaenger an, Farkas Bolyai, einem Ungarn, 2 Jahre aelter als er, und diese Freundschaft war eine Wahlverwandschaft, die auf dem gemeinsamen, fast ausschliesslichen Interesse an Mathematik beruhte.

Obwohl schon laenger in Goettingen, fuehlte er sich als Auslaender fremd und hilflos in Niedersachsen, und manche Ueberheblichkeit deutscher Studiengenossen steigerte nicht gerade seine Stimmung. Er hatte sich gegen den Widerstand seiner Eltern um den Studienplatz in Goettingen beworben und sich dabei ausgemalt, in Unabhaengigkeit und Freiheit liessen sich die besten Lern- und Forschungsergebnisse erzielen. Nun fuehlte er sich einsam, so weitab von aller vertrauten Kultur und Sprache, und merkte, dass sich unter solchen Bedingungen neue Zwaenge einstellen.

Gauss hat in jeder Lebensphase seine Zuneigung und Freundschaft auf wenige Einzelpersonen konzentriert. Seines Rufes wegen hatte er es nicht noetig, sich bei anderen anzubiedern. Es war umgekehrt, die Anderen versuchten, ihn fuer sich einzunehmen. In spaeteren Jahren vermochte er sich Radfahrer und Schleimer nicht immer vom Halse zu halten, die anstaendige Menschen gewoehnlich aus der Umgebung grosser Maenner verdraengen, in seiner Jugend jedoch hatte er ein feines Gespueer fuer den Wert eines Menschen, das ihn auch bei Farkas Bolyai nicht im Stich liess.

Die Beiden lernten sich in einer Spezialvorlesung ueber Astronomie kennen, die von Ludwig Harding, einem jungen Professor der Sternwarte in dem tristen, dunklen Seminarraum des Naturforschungsinstituts abgehalten wurde. Die Veranstaltung hatte ganze 4 Hoerer - was fuer damalige Verhaeltnisse keineswegs unueblich gewesen ist - doch die Zusammensetzung stimmte den Dozenten unzufrieden: zwei der Studenten, eben Bolyai und Gauss, waren augenscheinlich so stark in ihre mathematischen Lehrgaenge verstrickt, dass sie die Astronomie als einen Zweig der Integralrechnung zu betrachten schienen - sie interessierten sich wesentlich mehr fuer die innere Struktur der Keplerschen Gesetze als fuer die Konstruktion und Moeglichkeiten moderner Teleskope. Fuer einen Forscher, der mit Leib und Seele an seinem Arbeitsgebiet haengt, ist es immer eine Enttaeuschung, fast wie eine verschmaechte Liebe, zu erfahren, dass faehige Studenten sich mit Enthusiasmus einem ganz anderen Gebiet verschrieben haben.

Der Dritte war ein junger Mann, bei dem man sich wunderte, dass er ueberhaupt den wissenschaftlichen Kanon gewaehlt hatte. Auf pruefende Fragen wuerde er unweigerlich in einer Weise antworten, die seine voellige Unfaehigkeit, und auch sein Desinteresse offenbarten. Harding hielt ihn schlichtweg fuer eine Niete und versuchte, ihn soweit als moeglich zu ignorieren.

Dies Verfahren haette er auch gern bei dem vierten Teilnehmer praktiziert, einem aelteren Semester namens Lindner, mit wirrer Haarpracht und unstemtem Blick, der sich jedesmal ganz nach vorn in die erste Reihe platzierte. Allein, durch Ignorieren liess sich jener nicht zum Schweigen bringen. Im Gegenteil, er nahm sich gewohnheitsmaessig die Freiheit, noch waehrend des Vortrages seltsame Fragen und Kommentare in den Raum zu stellen.

"Ihr Astronomen habt ja nun sehr schoen die Bewegung der Planeten erklart", sagte Lindner zum Beispiel unvermittelt. "Aber diese sind nur kleine dunkle Gesteinsbrocken im Vergleich zu den Myriaden Fixsternen, ueber die man so gut wie gar nichts weiss, das haben Sie selbst zugegeben. Man weiss, dass sie sehr weit entfernt sind, hat aber keinerlei Kenntnis davon, woher sie die Kraft nehmen, aus solcher Entfernung zu leuchten. Man weiss noch nicht einmal, wie unser Tageslicht zustande kommt, und weigert sich beharrlich, die alten Weissheiten der Astrologie, die ueber viele Jahrhunderte sich angesammelt haben und immer wieder bestaetigt worden sind, auch nur zur Kenntnis zu nehmen." Damit war er bei seinem Lieblingsthema angelangt, das er irrlichternd in verschiedenen Vorlesungen, am liebsten in solchen der Astronomen, unter die Leute zu bringen versuchte.

Die Zahl der Studenten war in Goettingen damals sehr klein, allenfalls einige hundert bis tausend, einschliesslich der Juristen, Mediziner und Kameralisten. Daher war Gauss der aeltere Kommilitone schon oefters ueber den Weg gelaufen. Wenn er von Lindner angesprochen wurde, erfasste ihn, wenn nicht geradezu Angst, so doch ein unwohles Gefuehl, das an Furcht grenzte. Bei solchen Leuten konnte man nie wissen, wie weit sie gehen wuerden, wenn sie sich in ihren Anliegen verletzt fuehlten. Er machte daher einen grossen Bogen, wennimmer er des Mannes von Ferne ansichtig wurde, doch fiel es ihm zunehmend schwerer, seinen Aufdringlichkeiten auszuweichen. Seitdem Lindner Wind davon bekommen hatte, fuer welch ein Genie Gauss unter den Professoren galt, belaestigte er ihn oft mit nervtoetenden Fragen und Meinungen.

"Warum ignoriert ihr beharrlich die neuesten Erkenntnisse des Doktors Brandt aus Bielefeld", setzte er nun seine Eroerterung fort, "der bewiesen hat, dass sich die Stellung aller Fixsterne allein aus der Zahl $\pi=3.1416$ herleiten laesst, und der darueberhinaus sogar eine Verbindung mit der alten astrologischen Bedeutung der Sternbilder herstellen konnte?"

Harding schuettelte bei diesem Vortrage immer ungeduldiger den Kopf, doch war er im Innersten ein besonnener Mensch, den man nicht so leicht aus der Fassung bringen konnte. Er sagte daher nur knapp: "Wenn es auch nur den Zipfel eines Hinweises auf solche Zusammenhaenge gaebe, wuerde ich sie weiter verfolgen. Im Moment aber sehe ich dafuer keinen Anlass. Auch glaube ich vom grundsuetzlichen her, dass Ihr Anliegen nicht

recht in meine Vorlesung passt, und bitte Sie daher, mich mit solchen Nebenbemerkungen nicht mehr zu unterbrechen."

Durch diese eindeutige Abfuhr liess sich Lindner nicht beeindrucken; er hatte schon wesentlich aggressivere Reaktionen von Dozenten erlebt. "Wenn Brandt's Thesen nicht in eine Astronomievorlesung passen, weiss ich nicht, wo man sie sonst behandeln sollte", rief er aus und drehte sich beifallheischend zu den anderen Hoerern um, anscheinend erwartete er ernsthaft ihre Unterstuetzung. Doch die drei Kommilitonen mieden seinen Blick, und schwiegen waehrend des ganzen sich fortsetzenden Wortwechsels, seis weil sie - wie Bolyai - ein Urteil ueber die phantastischen Behauptungen nicht zu aeussern wagten, oder weil sie in Gedanken ganz woanders weilten, Gauss bei einer Gleichung fuenften Grades und der dritte Kommilitone beim Stammtisch in seinem Studentenklub.

Endlich war es Harding gelungen, den Spintisierer fuer diesmal zu besaenftigen - er hatte ihm in freundlichem Tonfall zugeredet, ohne in der Sache auch nur einen Millimeter nachzugeben - so dass er mit der Vorlesung fortfahren konnte. Gauss und Bolyai hatten noch eifrig mitgeschrieben und waren gleichzeitig auf einen Widerspruch in den Darlegungen des Dozenten aufmerksam geworden.

Sie kamen nach vorne, um nachzuhaken, ob es so gemeint gewesen war, wie sie es verstanden hatten, und fanden sich ploetzlich, Harding war ein dringender Termin eingefallen, allein im Hoersaal wieder. Etwas Schweres, Schwerfaelliges lag in der Luft, wie dicker Staub, und die vom Hoeren mueden Gemueter mussten Ihre ganze Jugendkraft aufwenden, auf dass sich jener Staub nicht auch in ihnen ausbreite. Vielleicht war es diese Anstrengung (aber sicherlich nicht nur sie), und die Furcht, an diesem Abend in der Einsamkeit ihrer Studierstuben verlorenzugehen (aber gewiss nicht nur sie), die sie bewog, aufeinander zuzugehen.

Von draussen fiel graues Oktoberlicht durch runde Fensterscheiben, gerade eben hatte es noch ausgereicht, die Formeln an der Tafel zu lesen, doch nun begann es zu daemmern, und im trueben Licht heraufziehender Regenwolken konnte Gauss Bolyai's Zuege nicht mehr genau erkennen, er nahm hauptsaechlich ein Paar vorgebeugte Schultern und schemenhaft ungelenke Bewegungen wahr - und die Augen. Wie in Spiegeln am Ende eines dunklen Ganges erkannte er in seinen Augen dasselbe lodernde Feuer, die gleiche unbedingte Hingabe an nur das eine Thema. Er las darin aber noch etwas anderes, keine sachlichen, eiskalten Gefuehle, die jene Mathematiker so schaeetzen, die ihre Wissenschaft fuer einen Zweig der Zahlenverwaltung halten, sondern es lag eine warme Zuneigung darin, die ihn, Gauss, mit einzuschliessen schien. Er ahnte vom ersten Moment, dass er Bolyai in allem hundertprozentig vertrauen konnte und dass ihm der andere treu und bedingungslos ueberall hin folgen wuerde. Er war bereit,

auf der Stelle dasselbe absolute Versprechen abzugeben und versuchte, waehrend sie diskutierten, dies in seiner Mimik zum Ausdruck zu bringen.

Irgendwann schlug er vor, gemeinsam in der Mensa zu Abend zu essen. Bolyai nahm die Einladung sofort ueberschwenglich an, und waehrend sie sich auf den Weg machten, unterhielten sie sich weiter, befluegelt von der Vorstellung, eine vielversprechende Bekanntschaft gemacht zu haben. Gauss bedeutete eine solche Bindung mehr als alle Aktivitaeten in Vereinen und Korporationen; sie wuerde ihn inspirieren und ihm genug Zeit fuer die eigene Arbeit lassen. Er war kein maulfauler oder menschenscheuer Charakter, aber er hatte begriffen, dass man an Stammtischen viel Lebenszeit sinnlos vertun kann. Mit seinem spaeter weitlaeufigen Bekanntenkreis hat er im Grunde viel weniger anzufangen gewusst als mit dem Einzelgaenger Bolyai. Zu Bolyai fuehlte er sich seltsam hingezogen; gleich jenes erste Schweigen bei ihrer Kontaktaufnahme deuteten sie als Gemeinsamkeit und grundsaeztliche Uebereinstimmung, die soziale Tolpatschigkeit des je Anderen ruehrte sie an, und ueber das Bewusstsein hinaus, eine gemeinsame Leidenschaft zu teilen, hatte jeder das Gefuehl, dass der Andere etwas aehnlich Besonderes und ueber dem Durchschnitt stehendes repraesentiere wie er selbst.

Sie waren einig darin, sich nur fuer Mathematik und Naturforschung zu interessieren. Wenn sie mit Dritten zusammen sassen und das Gespraech auf ein anderes Thema kam, das normalerweise Leidenschaften zu entfachen imstande ist, seies der Sport, die Politik oder die Frauen, pflegten sie einander anzusehen und genau zu wissen, was der andere dachte - "es lohnt sich nicht, hier weiter herumzuhocken" - und machten den Abgang. Gauss war in Ausuebung dieser Haltung noch extremer und einseitiger als Bolyai, der sich gelegentlich immerhin auf philosophische Diskussionen einliess, besonders wenn sie die Grundlagen seiner Wissenschaft beruehrten.

Bolyai bewunderte den Juengeren von allem Anfang fuer seine Forschungsergebnisse. Darum war in seinem Verhalten waehrend der ersten Zeit ein unsicheres Zoegern; er konnte sich nicht vorstellen, warum der Andere sich ausgerechnet um ihn bemuehte. Gauss wiederum wurde durch das Fremdartige und Besondere an Bolyai's Sprache und Intonation und ganzer Lebensart angezogen und unterliess es nicht, haeufig zu signalisieren, dass er etwas Wertvolles in ihrem Kontakt sehe.

Sie sassen oft abends zusammen in der Mensa, oder, wenn diese schloss, in ihren Mansarden, und im Laufe der Wochen und Monate entwickelte sich eine enge Vertraetheit, wie manchmal zwischen jungen Maennern, wenn sie sich ausschliesslich aufeinander beziehen. Sie konnten sich alles beichten und mitteilen, private Sorgen so gut wie Ideen und Meinungen jeglicher Art. Wenn man Gauss danach gefragt haette, wuerde er sofort bestaetigt haben, dass unter allen Menschen sein Freund an

Wertschaetzung gleich nach der Mutter rangierte. Er war bereit, Bolyai jeden erdenklichen Dienst zu erweisen und ueberzeugt, dasselbe auch von ihm erwarten zu koennen.

Es wird heute von Experten bestritten, dass Bolyai's Talent mehr als durchschnittlich war, und bezweifelt, ob er Gauss' Ideen in irgendeiner Weise befruchtet hat; doch sollte nicht uebersehen werden, dass seine 'ungarischen' Sichtweisen fuer Gauss, der hauptsaechlich an aeltere deutsche Lehrmeister gewohnt war, sehr erhellend gewesen sind, und zudem allein schon die Existenz eines so leidenschaftlichen Diskussionspartners und wahren Freundes das Denken inspirieren.

Eines Abends sassen sie nach dem Essen beisammen. Bolyai machte ein besorgtes Gesicht, wie immer, wenn ihn das kleinste Problemchen beschaeftigte, und klagte: "Uebrigens will meine Wirtin die Miete erhoehen. Sie sagt, sie haette mir das schon beim Umzug angekuendigt, damals jedoch Betrag und Termin noch nicht festgelegt, da sie das Verhaeltnis ihrer Kosten und Einnahmen nicht ueberblicken konnte."

"Sie denkt wahrscheinlich, sie kann sich mit dir als Auslaender alles erlauben! Nach meiner Ansicht waere es am besten, wenn du wie ich im Wohnheim unterkaemest. Hier hat man Platz, eine Kueche und sogar die Erlaubnis, einen Freund zum Abendessen einzuladen. Ausserdem wuerden wir uns dann haeufiger sehen, und du haettest nicht mehr diese langen Wege durch das unwirtliche Winterwetter."

Waehrend des Semesters sei ein Umzug schwierig, erwiderte Bolyai. Ausserdem wolle er lieber unabhaengig bleiben. Sein Hauptproblem sei, wenn der Kurs des Talers weiter ansteige, werde es seinem Vater schwer fallen, das Studium in Deutschland zu Ende zu finanzieren. In dem Fall muesse er nach England ausweichen. Eventuell nach der Vorpruefung. Er habe sich jedoch in Goettingen gut eingelebt. Wenn er die Universitaet wechsele, werde sich seine Studienzzeit mit Sicherheit veraengern; es sei hoechst unwahrscheinlich, dass man ihm Uebungsscheine oder Pruefungen aus Goettingen anerkennen werde. In Europa wurstele jede Hochschule allein vor sich hin, eifersuechtig darauf bedacht, keiner anderen etwas nachzugeben.

Gauss schwieg dazu. Natuerlich hoffte er, Bolyai moege ihm noch moeglichst lange erhalten bleiben; bei seinen eigenen beschraenkten Mitteln wuerde er ihm aber kaum beistehen koennen, abgesehen davon, dass der Freund zu stolz war, um materielle Hilfe ueberhaupt anzunehmen.

Nach einer kurzen Pause fanden sie zu einem anderen Thema. "Wie gefaellt dir die Geometrievorlesung?" fragte Bolyai. "Glaubst du, dass die Euklidischen Axiome universelle Gueltigkeit haben? Der Dozent scheint daran zu zweifeln, sonst wuerde er nicht wochenlang auf dem Parallelenaxiom herumreiten. Dabei schwankt er aber staendig in seinen

Argumenten. Offenbar hat er vieles nicht vollstaendig durchdacht und von Lagrange oder anderen Koryphaeen ungeprueft abgeschrieben."

Wie Sie wissen", wandte sich der alte Mann direkt an mich, "hat Euklid vor 2000 Jahren fuenf Regeln oder 'Axiome' aufgestellt, nach der man die Geometrie zu betreiben hat. Die ersten vier sind einfache, anstellige und evidente Prinzipien, ohne die sich kein geometrisches Gebilde denken laesst. Das fuenfte, das sogenannte Parallelenaxiom, scheint ebenso einsichtig, hat jedoch aufgrund seiner komplizierten Formulierung viele Mathematiker des 17. und 18. Jahrhunderts zu dem Versuch veranlasst, es aus den uebrigen vieren herzuleiten. Es besagt im wesentlichen, dass zu jeder gegebenen Geraden und jedem gegebenen Punkt in einer Ebene genau eine Gerade existiert, die durch den Punkt geht und parallel zu der Ausgangsgeraden ist. Hierauf hat sich Bolyai bezogen, und Gauss hat ihm, nach kurzem Zoegern, folgendermassen geantwortet: "Ich weiss nicht. Schwer zu sagen. Die ersten vier Axiome sind sicherlich unumstoesslich. Aber die Versuche, das Parallelenaxiom aus ihnen abzuleiten, langweilen mich. – Frag mich doch in vier Wochen noch einmal. Vielleicht kann ich dir dann bessere Auskunft geben." Waehrend er diese Saetze leichthin aussprach, beugte er sich vor, und seine Augen verengten sich; man konnte erkennen, wie wichtig er das Problem nahm.

Auch wenn ihn seine zahlentheoretischen Analysen immer wieder davon ablenkten, hatte er an Geometrie besonderes Interesse. Das hing unter anderem mit dem Plan zusammen, spaeter als Landvermesser sein Brot zu verdienen. Dieser Beruf reizte ihn nach wie vor. Er war keineswegs ueberzeugt, dass ihm die Alternative, Lehrer oder Professor zu werden, gefallen wuerde. Universitaetsdozenten waren damals nicht so privilegiert wie heute. Bis auf wenige Ausnahmen, die aufgrund besonderer Verdienste freigestellt waren, hatten sie aehnlich hohe Lehrdeputate zu erfuellen wie Lehrer an gewoehnlichen Gymnasien, und sich mit beinahe ebenso vielen unfahigen und desinteressierten Studenten herumzuschlagen.

Wenn er ungeschickten Kollegen oder mathematischen Laien etwas erklaren sollte, wurde Gauss schnell ungeduldig und missmutig. Er wusste, er wuerde niemals Freude daran haben wuerde, Vorlesungen abzuhalten, und beschloss daher, der Beruf des Geometers sei dem des Lehrers vorzuziehen, ohne jedoch eine endgueltige Entscheidung zu treffen.

"Alle Raeume und geometrischen Konstruktionen, die sich Mathematiker bisher ausgedacht haben, erfuellen das Parallelenaxiom", sagte Bolyai. "Da ist es natuerlich naheliegend, zu vermuten, dass es sich aus den anderen ableiten laesst."

"Ich werde meine Zeit nicht damit vergeuden, die Axiome des Euklid ineinander umzuformen", sagte Gauss abschaetzig. "Ich glaube durchaus, dass eine 'nichteuclidische Geometrie' existieren koennte, zum mindesten

ist es nicht voellig auszuschliessen. Wenn unser Anschauungsraum zum Beispiel mehr hyperbolische anstatt elliptischer Eigenschaften haette, und, da er ja offen und unendlich ist, ..., aber nein, einfach hyperbolisch reicht nicht aus, auch die Art und Weise, wie Abstaende gemessen werden, muesste anders sein. Wenn zum Beispiel Sphaeren mit imaginaeren Radien existierten, koennte man konsistent eine andere, quasi nichteuklidische Trigonometrie definieren, das ist schon lange bekannt, seit Lambert, und ist eine interessante, wengleich seltsame Methode, die Funktionen Sinus Hyperbolicus, Cosinus Hyperbolicus und so weiter zu definieren."

Bevor Bolyai reagieren konnte, wurden die Freunde durch Geraeusche aus dem Nebenzimmer abgelenkt. Ein Mitbewohner des Stiftes war heimgekommen, und hatte, den leisen Stimmen nach zu urteilen, Damenbesuch mitgebracht. Natuerlich war das gegen jede Vorschrift und strengstens verboten, ihm drohte die Exmatrikulation, wenn der Hauswart Wind davon bekam ... unwillkuerlich lauschten die Jungen, was sich drueben abspielte. Zuerst hoerte man noch leises launiges Gekicher, doch dann verstumten alle Geraeusche, und die Beiden zwangen sich, zu ihrem Thema zurueckzukehren.

Bolyai nickte zustimmend, er hatte Gauss nur zu einem skeptischen Urteil gegen die Beweisbarkeit des Parallelenaxioms provozieren wollen und erklarte eifrig: "Ich stimme dir voellig zu. Ich habe in letzter Zeit sehr viel ueber das Axiom nachgedacht und glaube bestimmt, dass es von den uebrigen voellig unabhageng ist. Ich habe meine Argumente hier zusammengefasst ...". Er holte zwei handbeschriebene Seiten Papiers aus seiner Mappe und wedelte damit in der Luft. Seit zwei Wochen trug er sie mit sich herum, zweifelnd, ob er sie der Kritik des Freundes aussetzen sollte, zugleich aber auf eine guenstige Gelegenheit wartend. "Vielleicht sollten wir unsere Meinung zu diesem Thema publizieren."

Gauss wurde ganz still und las mit ernstem Gesicht. Endlich liess er die Blaetter sinken. "Das sind alles richtige Gedanken, ueber die ich zum Teil auch schon nachgedacht habe", sagte er, "doch wir wissen einfach zu wenig von unendlichen Raeumen und ihren Ebenen und kennen keine guten Beispiele, die sich grundsuetzlich von unserem Anschauungsraum unterscheiden. Solange es noch nicht einmal Ansaetze gibt, solche Strukturen systematisch zu untersuchen, sollte man mit Publikationen vorsichtig sein. Im Moment bin ich definitiv nicht in der Lage, ein vernuenftiges Urteil abzugeben."

Solche Saetze von dem selbstbewussten Gauss erstaunten Bolyai. Und sie befluegelten ihn und spornten seinen Ehrgeiz an; denn sosehr er den Freund auch fuer dessen grossartigen Resultate bewunderte, so glaubte er doch, ihm im Denken ueber fundamentale Fragen zumindest ebenbuertig zu sein. Vielleicht war es genau diese Haltung, wengleich moeglicherweise

auf einer Selbstueberschaetzung beruhend, die ihre Freundschaft in einem stabilen Gleichgewicht hielt.

"Na gut, wenn du meinst. Du wirst sicher recht haben", gab er nach. "Ich habe mir jedenfalls vorgenommen, falls ich in Zukunft Gelegenheit dazu habe, zumindest einen Teil meiner Forschungen auf dieses Problem zu konzentrieren."

Heute wissen wir", unterbrach sich der Alte, "Bolyai hat zu dem Thema keine einzige Arbeit verfasst. Er gehoerte nicht zu jenen produktiven Naturen, die in der Nachwelt zu Ruhm und Ehre kommen. - Wobei die Produktivitaet nicht die einzige Voraussetzung fuer Ruhm und Ehre ist", fuegte er mit bitterer Miene hinzu, "ein gehoeriges Mass Ellbogen gehoert auch dazu, und der unbedingte Wille emporzukommen.

Der Gedanke an die nichteuklidische Geometrie hat ihn freilich ueber Jahrzehnte nicht losgelassen, waehrend denen er an einem unbedeutenden Ort mit dem laecherlichen Namen Maros Vasarhely als Lehrer taetig war. Das Thema hat ihn so sehr beschaeftigt, dass er seinen Sohn mit der Begeisterung fuer diese Idee ansteckte, und der hat sie nachher auf seine Fahnen geschrieben und in der mathematischen Oeffentlichkeit unermuedlich verfochten und gilt dafuer seither in der Literatur als ihr Begruender. Der junge Bolyai lebt uebrigens noch, in Wien, er ist vor Jahren auch einmal in Goettingen gewesen ...

dabei weiss man bis heute nicht, welche Bedeutung diese Raeume, die ja als mathematische Konstrukte unzweifelhaft existieren, in der Realitaet haben. Viel spaeter allerdings ist Gauss eine moegliche reale Bedeutung in den Sinn gekommen, und wenn Sie meine Geschichte zu Ende hoeren wollen, will ich am Ende gern noch darueber berichten." *

Der alte Mann war ganz in Gedanken versunken, als besinne er sich irgendeines Geheimnisses betreffs der nichteuklidischen Geometrie, seine Augen waren wie in weite Fernen gerichtet. Vielleicht hatte er aber gar

* Mit dem Aufkommen der speziellen Relativitaetstheorie ist die reale Bedeutung hyperbolischer Raeume eindrucksvoll demonstriert worden. In dem von Einstein im Jahre 1905 - also 50 Jahre nach dem Tod des realen Gauss - eingefuehrten 'Raumzeitkontinuum' werden Laengen auf nichteuklidische ('hyperbolische') Art und Weise gemessen, und es existieren Ebenen, die das fuenfte euklidische Axiom verletzen. Die physikalische Grundlage fuer Einsteins Konstruktion aber war die empirische Feststellung (von Micholson und Morley), dass das Licht in jedem Bezugssystem, und auch in allen relativ zueinander bewegten Systemen, die gleiche Geschwindigkeit $c=299792458$ Meter pro Sekunde besitzt, ueber die kein Koerper je hinauskommen kann.)

keinen bestimmten Gedanken gefasst, sondern war einfach durchs Erzaehlen muede geworden.

Als ich ihn ansprach, kehrte sein Blick sofort in die Gegenwart zurueck, und er besann sich auf das, was er fuer seine Pflicht hielt, naemlich mir, als Verkoerperung der Nachwelt, die wahre Geschichte des Carl Friedrich Gauss zu erzaehlen, wie sie in keiner Biographie zu finden ist.

"Bitte verzeihen Sie, wenn ich vom Kern der Sache abschweife", wiederholte er, "aber die Gespraechе der beiden Studenten sind an und fuer sich interessant genug, und haben obendrein den Fortgang meiner Geschichte beeinflusst. Die Geschehnisse, die Gauss letztendlich zum Verhaengnis wurden, haengen mit dem Fortschritt der Geometrie durchaus zusammen, und zur Haelfte auch mit dem Parallelenaxiom. Darueber werde ich spaeter noch berichten.

Bolyai beschloss, das Thema vorerst auf sich beruhen zu lassen, behielt sich indessen vor, darauf zurueckzukommen, falls der Wind sich drehen und Gauss' Einstellung sich aendern wuerde. Er war manches Mal innerlich unzufrieden mit seinem Gefaehrten, zum Beispiel auch, wenn der sich weigerte, ueber alle Formen 'abstrakten Unsinns', wie er es nannte, nachzudenken. Es muesse doch die Frage erlaubt sein, so meinte Bolyai, in welchem Zusammenhang die menschlichen Sichtweisen von der Welt im allgemeinen und das mathematische Denken im besonderen zueinander stuenden. Er wolle die Dinge, die sich in unseren Koepfen abspielten, ins rechte Verhaeltnis zur Wirklichkeit gerueckt wissen, ... genau auf dieses Problem gebe der Idealismus eine Antwort. Und dann begann er, dem Freund von der 'Kritik der reinen Vernunft' vorzuschwaermen.

Gauss verhielt sich dazu seltsam sprachlos, seis weil er den Anderen mit seiner negativen Einstellung nicht vor den Kopf stossen wollte oder weil ihm zu Kants Hypothesen partout nichts einfallen wollte. Bolyai spuerte die Skepsis, und beeilte sich zuzugeben, dass weitergehende, extreme Formen des Idealismus, welche die Historie quasi zu einem mit Intellekt begabten, sich kontinuierlich hoeher entwickelnden Lebewesen mache, seine Sache nicht seien.

"Ich sehe keine anderen intelligenten Lebewesen als uns Menschen", kam es da kategorisch von Gauss. "Das edelste, was wir tun koennen, ist mit der Natur oder mit den Gedanken experimentieren und abwarten, was dabei herauskommt, und unsere Reaktionen darauf abstimmen. Wenn wir so vorgehen, kann es nie geschehen, dass wir uns statt von der Wirklichkeit von Wahnideen und Luftschloessern leiten lassen."

Bolyai erkannte, dass er sich jemand anders suchen musste, um philosophische Dispute zu fuehren. Er fand, seinem Freund entgehe etwas sehr Wichtiges, wenn er sich auf den Vorrang der Empirie versteifte, und wunderte sich, wie soviel mathematisches Talent und Phantasie mit der

bornierten Haltung zusammengehen konnte, die Gauss auf anderen Gebieten an den Tag legte. Doch Mathematik ist ein Prozent Kreativitaet und 99 Prozent Praezision, und um sich die letztere zu erhalten, musste Gauss die ungeloesen Fragen der Philosophie, wie auch manches Andere, aus seinem Denken verbannen, was ihn ansonsten gewiss bereichert haette. Dazu gehoerten desgleichen zeitgenoessische Resultate der Mathematik, auf die er nur zoegernd, wenn nicht gar abwertend reagierte. Nicht selten, wenn ihn Dozenten auf neuere Arbeiten anderer Autoren hinwiesen, meinte er, diese oder aehnliche Ergebnisse bereits selber hergeleitet zu haben.

... ob zu recht oder zu unrecht, das lasse ich dahin gestellt sein", flocht mein Erzaehler ein. "Gauss hat zweifellos noch viel mehr entdeckt, als der Nachwelt bewusst ist. Viele seiner Aufzeichnungen und Notizhefte sind spaeter, nach jener schrecklichen Nacht, mit ihm untergegangen oder auf unerklaerliche Weise abhanden gekommen, ohne dass irgendjemand diese Schatze jemals bergen konnte."

Die Haltung gegenueber Kollegen sei natuerlich ein wenig schmeichelhafter Charakterzug gewesen, bemerkte der Alte dann. "Wie ich schon sagte, Gauss hatte in seiner Pubertaet die mathematischen Klassiker enthusiastisch studiert, und nun schien es, als beseele ihn ein ungesunder Ehrgeiz, alles, was in ihren Schriften nicht zu finden war, allein und als erster zu ergruenden. Das tat natuerlich dem Genie keinen Abbruch, es gab guenuegend Resultate, die bekanntermassen nur er allein und zuallererst entdeckte. Er war aber so egozentrisch, dass er nur auf gaenzlich unbestellten Feldern arbeiten mochte und sich ueber jeden entgangenen Entdeckerruhm aergerte.

Nun will ich aber", sagte der Alte, "auf die Dispute mit Bolyai zurueck kommen, die so lange Schatten geworfen haben.

Obwohl es ihn fuchste, musste er Gauss' letzter Bemerkung zustimmen. Er konnte sich aber nicht enthalten, gleich anschliessend provozierend zu fragen: "Du glaubst also nicht an den Fortschritt?"

"So ist es", erwiderte Gauss knapp; die Debatte begann ihn zu langweilen.

"Aber leugnest du damit nicht die Existenz der Weltgeschichte? Wenn wir alle nur so, quasi richtungslos existierten, ..."

"Ich bestreite nicht, dass es Fortschritte gibt. Alles Wissen, das sich seit der Antike angesammelt hat und heute mehr und mehr anhaeuft, stellt fuer die Menschheit gewiss einen Fortschritt dar. Diejenigen aber uebrigens, die dies Wort am haeufigsten im Munde fuehren, also die franzoesischen Revolutionaere, ... nun, ich finde, es sieht im Moment nicht so aus, als ob sie den Fortschritt besonders befoerderten."

"Gut, vergessen wir die Franzosen, aber das Wachstum des menschlichen Wissens in der Geschichte besitzt doch eine eigene Dynamik, ein eigenes Gesicht; Hegel uebertreibt vielleicht, wenn er es einen Weltgeist nennt, ..."

"Ich sehe ein, wenn man will, kann man ein kuenstliches Konzept daraus machen", raeumte Gauss widerwillig ein. "Man muss allerdings bedenken, dieser Weltgeist ist ein zartes Pflaenzlein. Ich halte es durchaus fuer denkbar, dass unser schoenes Abendland eines Tages untergeht, und all unsere Kulturgueter samt Weltgeist und den alten Roemern und Griechen in Vergessenheit geraten. Des weiteren glaube ich, dass es keine Garantie fuer den Fortschritt gibt, dass unsere Kultur bestaendig bedroht ist, und dass es Sache jedes einzelnen und aller Nationen ist, diese Bedrohung abzuwehren. Darum geht man fehl, wenn man ihm eine Metadynamik zuschreibt. Es gibt keinen roten Faden in der Geschichte, der unabhaengig vom Zutun der Menschen waere oder gar aktiv agieren wuerde.

Noch viel weniger glaube ich uebrigens an die Verschmelzung von Natur und Geist, wie sie von manchen Idealisten verfochten wird. Man sieht doch in der taeglichen Arbeit der Mathematiker und Naturwissenschaftler, dass dies zwei voellig getrennte Welten sind." Damit bezog er sich auf einen Vortrag, den ein junger Philosophieprofessor aus Muenchen im Kolloquium gehalten hatte, in Gauss' Augen krauses Zeug, das man der Wissenschaft auf keinen Fall aufoktroizieren durfte.

Er wollte sich gar nicht weiter mit diesem Thema beschaeftigen. Wenn nur der Freund nicht dauernd darauf herumreiten wuerde! "Schau mal", sagte er und zog eine schmale Druckschrift aus der Lade des Schreibtisches (der ihm uebrigens auch als Esstisch gute Dienste tat, wenn die Zeit morgens knapp war), "was mir mein alter Lehrer aus Braunschweig geschickt hat."

Es war das Septemberheft der 'Monatlichen Korrespondenz zur Befoerderung der Erd- und Himmelskunde', herausgegeben von Franz Wilhelm Zach-Olbers, einem Arzt und Astronomen aus Bremen. "Eine astronomische Zeitschrift mit sehr interessanten Artikeln. Harding hat doch in seiner Vorlesung ausfuehrlich die Entdeckung des Uranus vor 20 Jahren beschrieben ..."

Im Nebenzimmer hoerten sie auf einmal seltsame Geraeusche, die sie zuerst nicht einordnen konnten, ein hohes Pfeifen, wie von einem winselnden Hund, vermischt mit unterdruecktem Gestoehne, als ob jemand starke Schmerzen leide.

Was ging da vor? Noch kaum hatte sich diese Frage in ihrem Bewusstsein gebildet, da prickelte, kribbelte es in ihren Lenden, und in den Koepfen breitete sich ein starker, nicht unbekannter Reiz aus, und eine bildliche Vorstellung davon, was sich im Nebenraum abspielte. Wie durch ein Milchglas meinten sie vor ihrem inneren Auge die Bewegungen zweier Leiber zu erkennen, eine Vision, scheinbar weit ab von allen theoretischen

Ideen - und doch so nah. Denn verlangt nicht der Geist, vom Sexus stimuliert und mit Brennstoff versorgt zu werden? Das anfaengliche Kichern von nebenan jedenfalls, und auch das jetzige Stoehnen, wirkten sich durchaus auf jene Kettenreaktion aus, die man 'Erkenntnisinteresse' nennt.

Auch wenn sie im Moment verstummen und die Diskussion nur um den Preis wieder aufnehmen konnten, den Vorgang aus ihrem Bewusstsein zu verdraengen. Ein jeder schluckte zweimal schwer und lenkte seine Gedanken mit aller Macht auf die Astronomie zurueck, und da zugleich die Geraeusche aus dem Nachbarraum wie eine sonderbare Melodie verklangen, blieb nichts als eine marginale Irritation uebrig - und eine anregende Erinnerung, die sie an einsamen Abenden mit ins Bett nehmen wuerden.

Bolyai hatte sich zuerst wieder gefangen. Auch er wollte den Streit ueber Hegel beenden. Solche kleinen Differenzen, fand er, konnten einer echten Freundschaft nichts anhaben. Er nahm Gauss die Zeitschrift aus der Hand. "Ich weiss", sagte er, "Harding wollte uns zeigen, wie sich die Existenz des Uranus aus der Titus-Bodeschen Abstandsregel herleitet. Und wir haben nicht eingesehen, wie sich die Regel mathematisch oder astronomisch begruenden laesst; wir waren uns einig, dass sie ein reines Zahlenspiel ist, und Harding hat uns zum Schluss damit recht gegeben ..."

"... jedenfalls sind hier", unterbrach ihn sein Freund, "alle Details der Entdeckung noch einmal zusammen getragen, und, was noch interessanter ist, es wird auch ausfuehrlich von dem neuen kleinen Planeten berichtet, der die Astronomen im Moment so beschaeftigt."

"Du meinst, den dieser Italiener, Piazzi oder wie er heisst, Anfang des Jahres beobachtet, aber nach ein oder zwei Tagen wieder aus den Augen verloren hat. Nun drehen alle wie wild an ihren Teleskopen, aber niemand weiss, wo man am Himmel nach ihm suchen soll." Die Jungen grinnten sich an. "Neulich habe ich beim Mittagstisch gehoert, wie sich ein paar Juristen darueber unterhielten. Das Thema scheint auch viele Laien zu interessieren. Irgendwie regen diese riesigen Materieklumpen, die so ruhig und unveraenderlich um die Sonne kreisen, die menschliche Phantasie an. Dabei handelt es sich in diesem Fall womoeglich um ein Hirngespinst."

"Das habe ich bisher auch fuer moeglich gehalten", raeumte Gauss gutmuetig ein. "Aber in dem Artikel stehen so viele ueberzeugende Details... laut Zach muss man den Italiener wohl ernst nehmen. Mir ist uebrigens aufgefallen", und hier nahm seine Stimme mit einem Mal eine ganz andere Faerbung an, es war fast wie wenn ein Blinder vom Licht oder ein Straefling ueber die Freiheit spricht, "es muesste moeglich sein, die Bahnkurve allein aus den Daten zu berechnen, die in dem Artikel zur Verfuegung gestellt werden, und ich habe vor, das in Angriff zu nehmen."

Bolyai beugte sich vor. "Lass mal sehen. Das wuerde mich auch interessieren. Vielleicht kann ich dir helfen. "

"Kein Problem; wir koennen uns den Artikel gleich jetzt vornehmen. Ich werde dir die wichtigsten Stellen zeigen." Damit vertieften sie sich in die Beschreibungen und Zahlentabellen und versuchten sich vorzustellen, wo der Himmelskoerper im Moment stehen moechte. Und sie liessen sich davon weder von den vielfaeltigen Geraeuschen aus dem Inneren des Wohnheims noch von den Kutschen ablenken, die draussen durch die Gasse rumpelten.

—

So oder aehnlich intensiv verliefen viele ihrer gemeinsamen Abende. Oft nahmen sie sich auch jene Ergebnisse vor, die Gauss in der reinen Mathematik gewonnen hatte, und wiewohl Bolyai nur wenig eigene Ideen beizusteuern hatte, stellte sich Gauss doch bereitwillig seinem kritischen Urteil, der Freund half ihm, manches fuer nebensaechlich erkennen, was er fuer wichtig gehalten, und bei anderem, wohin er weiter fortzuschreiten hatte.

Damals war der Gebrauch komplexer Zahlen keineswegs selbst-verstaendlich. Das naive Rechnen mit ihnen hatte selbst beruehmte Mathematiker wie Euler und d'Alembert in die Irre gefuehrt. Gauss untersuchte als erster ueberhaupt die sogenannten 'ganzen komplexen Zahlen' - aber das wissen Sie sicher, das wird allen Goettinger Studenten im ersten Vorlesungsjahr eingetrichtert - und entwickelte in jener Zeit, in der Bolyai der gute Geist seiner Forschungen war, daraus die Theorie der biquadratischen Formen. Seine bedeutendste Leistung auf diesem Gebiet sind Entdeckung und Beweis des kubischen und biquadratischen Reziprozitaetsgesetzes, das in jeder mathematischen Abschlusspruefung heutzutage abgefragt wird, da es alle bedeutenden Zahlentheoretiker unseres Jahrhunderts zum Ausgangspunkt ihrer Ueberlegungen und Konstruktionen genommen haben.

—

Eine unangenehme Erfahrung im ersten Goettinger Jahr war die Anwesenheit von Jens Haeussler in den mathematischen Seminaren und Vorlesungen. Der ehemalige Mitschueler hatte sich ebenfalls an der Georgia-Augusta immatrikuliert, da er wie Gauss von dem reichhaltigen Lehrplan, den wissenschaftlichen Freiheiten und der modernen Bibliothek profitieren wollte. Denn obwohl unsere Universitaet erst durch Gauss ihren eigentlichen Weltruf erlangt hat, ist sie auch schon vorher ein Zentrum der

Gelehrsamkeit gewesen ... jedenfalls im Vergleich zu dem, was andere Hochschulen zu bieten hatten. Helmstedt zum Beispiel, mit seiner an sich aelteren Tradition, verbreitete einen derartigen Odem der Rueckstaendigkeit, dass die dortige Universitaet von Vielen gemieden wurde und Jahre spaeter von Napoleon zu recht geschlossen worden ist.

Ogleich Gauss inzwischen bei allen Dozenten und Professoren bekannt und beliebt war, liess Haeussler nicht nach, ihn oeffentlich herauszufordern, wann immer er die Moeglichkeit dazu fand. Gauss wiederum versuchte, den Anderen vorzufuehren, sooft sich eine Gelegenheit bot.

Einmal wurde Haeusler waehrend einer Vorlesung aufgefordert, seinen Vorschlag fuer die Loesung einer Uebungsaufgabe vorzutragen. Damals war es noch ueblich, Vorlesung und Uebungsbesprechung innerhalb einer einzigen Veranstaltung anzubieten. Nur einige privilegierte Lehrstuhlinhaber und der Dekan konnten sich einen eigenen Assistenten leisten und Aufgaben und Klausuren aus ihrer Vorlesung ausgliedern. Dies nur zur Klaerung.

Haeussler sammelte ein paar Papiere aus seiner Tasche und begab sich an die Tafel. Dort setzte er zu einem laengeren Vortrag an, zum Loesen des Problems benoetigte er verschiedene Lemmata, die er vorab beweisen wolle. Er beschrieb die ganze Tafel mit Theoremen, indes der Professor an seinem Pult sass und ihn reden liess, jedoch immer ungeduldiger mit den Fuesen wippte.

Zwischendurch, in einer Pause, als Haeussler etwas in seinen Papieren suchte, meldete sich Gauss mit den Worten: " Ich weiss nicht, warum der Kommilitone solche Haken schlaegt. Die Aufgabe laesst sich doch in 3 Zeilen erledigen." Dann erklaerte er zuegig, wie man vorzugehen habe. Wie Oel perkten die hoehnischen Worte von seinen Lippen. Waehrend der ganzen Zeit aber nickte der Dozent zustimmend, und Haeussler waere vor Scham und Ohnmacht am liebsten im Boden versunken. Als letzte Verteidigung fiel ihm bloss ein, er habe mit seinen Ausfuehrungen auch das ganze Umfeld des Problems beleuchten wollen.

Doch da wies ihn der Professor zurecht, das sei nicht Sinn der Aufgabe gewesen; ausserdem gehe der Beweisfuehrungsstrang im Wust seiner Formeln verloren. Er jedenfalls habe nicht recht verstanden, was Haeussler meine, und bitte sich in Zukunft etwas mehr Klarheit aus.

Gauss triumphierte auf der ganzen Linie und kostete diesen Moment weidlich aus. So einfach ist er mit seinen Feinden fertiggeworden! Sein scharfer Verstand und sicheres Auftreten (spaeterhin kamen Beruehmheit und hohes Ansehen dazu) genuegten, um jeden Kritiker zum Schweigen zu bringen oder in den Augen Dritter zu desavouieren. Nach seinem Aufstieg galt das uebrigens auch fuer den politischen Bereich. Maechtige jederlei

Coleur haben ihn hoffiert, das wird man noch sehen. Uebrigens hat er ihnen das nicht schwer gemacht, er war ein leicht zu fuehrender Untertan.

Mathematisch gesehen war Deutschland zu jener Zeit flach wie eine Ebene und trocken wie die afrikanische Savanne. Gauss ragte daraus wie die fruchtbaren Haenge des Kilimandscharo hervor. Es gab weit und breit keinen anderen bedeutsamen Mathematiker. Doch von den Wechselfaellen des Lebens haben ihn seine Talente nicht verschont, und auch nicht vor dem endgueltigen Untergang errettet ..."

Wieder dieser Hinweis auf sein boeses Ende! Warum beschraenkte sich mein Erzaehler auf ominoese Andeutungen? Mir wurde ganz bange bei der Vorstellung, was dem grossen Mann zugestossen sein moechte. "Nun sagt schon," fuhr ich ihn ungeduldig an, "was ist denn letztlich mit Gauss so Schlimmes geschehen? In den Geschichtsbuechern liest man nur von seinem unerklaerlichen Verschwinden ..."

Da liess der Alte ein keckerndes Lachen ertoenen, das sich wie das provozierende Trompeten eines Elefanten in dem hohen Raum ausbreitete und an den Buecherwaenden brach, und mit einem Mal wurde mir ganz unheimlich zumute, und ich fragte mich, woher er all die Einzelheiten aus dem Leben des Mathematikers kannte. Er bemerkte mein Erbleichen und beruhigte mich schnell, keine Angst, es gehe alles mit rechten Dingen zu. Er wolle nur die Spannung aufrecht erhalten und nichts vorwegnehmen, was die chronologische Ordnung der Geschichte stoeren wuerde.

"Wahrscheinlich", fuhr er fort, "war es jenes Erlebnis in der Vorlesung, was Haeussler veranlasste, von der reinen Mathematik in die angewandte Physik ueber zu wechseln. Dort hatte er Gauss und seinen wachsenden Erfolg nicht staendig vor der Nase, wenngleich der sich inzwischen ebenso durch astronomische Berechnungen hervortat und also auch unter den Physikern einen guten Namen besass.

Fuer das rein Geistige der Mathematik brachte Haeussler jedenfalls nicht genuegend Leidenschaft auf. Wenn er eine laengere mathematische Abhandlung las, fragte er sich oftmals, woher der Autor die Motivation nahm, seine Forschung in diese und nicht in eine beliebige andere Richtung zu lenken. Dies Element von Beliebigkeit empfand er als unbefriedigend, und die Ausrichtung auf die eine Waffe des Verstandes zu einseitig - mit einem Wort, er vermisse in der Mathematik die praktische Bewaehrung.

So wechselte er in das Gebiet der Optik, wo man nicht nur mit Bleistift und Papier, sondern mit einer Vielzahl von Utensilien und Instrumenten interessante Experimente durchfuehren kann. Mathematisches Geschick ist uebrigens auch in der Physik sehr nuetzlich, und tatsaechlich hat Haeussler dort mit eigenen Entwuerfen schnell Anerkennung gefunden.

Etwa zur selben Zeit gelang es Gauss, die Bahnkurve des Kleinplaneten Ceres zu berechnen, indem er eine neue Methode in der Stoerungsrechnung einfuehrte. Das Ergebnis waren numerische Tabellen, die dem Astronomen Zach-Olbers zur Verfuegung gestellt wurden und diesem die Wiederauffindung der Ceres ermoeeglichte.

Bolyai hatte sich fruehzeitig aus dem Projekt zurueck gezogen. Ihm fehlten Sinn und Ehrgeiz, solche Details und Kleinigkeiten, wie er sie nannte, auszuarbeiten, und als er Gauss die meiste Arbeit allein tun sah, hat er dem Freund das Feld ganz ueberlassen.

Die Suche nach Ceres fand unter starker Anteilnahme der Oeffentlichkeit statt, und der astronomische Erfolg machte Gauss in breiten Kreisen zu einer groesseren Beruehmtheit als seine mathematischen Veroeffentlichungen jemals vermocht haetten. Zach-Olbers war ihm derart dankbar fuer seine Zahlen, dass er nicht aufhoerte, Gauss' Ruhm in aller Welt zu verbreiten.

Der Juengling erstellte aehnliche Tabellen auch noch fuer andere Himmelskoerper, was zur Entdeckung der Kleinplaneten Pallas und Vesta (ebenfalls durch Zach-Olbers) und Juno (durch den Goettinger Professor Harding) fuehrte. Jahre spaeter wuerde er Methode und Resultate in seinem astronomischen Hauptwerk zusammenfassen, der 'Theorie der Bewegung von Himmelskoerpem, welche in Kegelschnitten um die Sonne laufen'.

Eines Morgens machte er sich auf den Weg zum Vorposten der Sternwarte, der auf einem Huegel ausserhalb der Stadtmauern lag. Es hatte geregnet, Schlamm klebte an seinen Sohlen und mehrmals zwangen ihn Fuhrwerke, ins feuchte Gras auszuweichen. Harding hatte ihn eingeladen, seine neuesten Ergebnisse mitzubringen und wollte ihn bei der Gelegenheit mit Nikolaus Fuss bekannt zu machen, einem schweizerischen Astronomen, der in St. Petersburg lehrte und sich augenblicklich als Gast in Goettingen aufhielt.

Die beiden erfahrenen Wissenschaftler standen in Hardings Buero beisammen und diskutierten, als Gauss - ehfruechtig und leicht eingeschuechtert durch das internationale Flair, das Fuss verbreitete - auf sie zutrat. Bei einem gewoehnlichen Studenten haetten sie ihr Fachgespraech fortgesetzt und damit die natuerliche Distanz des Altersunterschiedes noch vergroessert, in diesem besonderen Fall jedoch waren sie wachsam, keine Befangenheit aufkommen zu lassen und den Juengeren schnellstmoeeglich sozusagen in ihrer Mitte aufzunehmen.

Statt zu warten bis Gauss von Harding vorgestellt wurde, drehte sich Fuss, schritt auf ihn zu und schuettelte ihm herzlich die Hand. "Herr-r Gauss, man hat mir schon so viel von Ihnen erzaehlt, dass ich Sie unbedingt

kennenlernen musste. Ich bin Fuss. Aus St. Petersburg. Ja-a-ah, ich weiss, was Sie sagen wollen, kalte Heimat und so weiter. Aber bei uns in der Hauptstadt herrschen fuer Forscher die fr-ruchtbar-rsten Bedingungen, und ich habe vor Jahren die eidgenoessische Heimat verlassen, um meiner Profession und Leidenschaft noch besser fr-roenen zu koennen", aeusserte er in dem langsamen, rhythmischem Tonfall seiner Muttersprache.

Harding wollte die offizielle Vorstellung doch nicht ganz ueberspringen und warf ein: "Richtig Nikolaus, dies ist also Herr Gauss, unser Goettinger Hoffnungstraeger ..." Gauss blieb kaum Zeit, "guten Tag" zu sagen, da fuhr Fuss bereits fort ihm zu schmeicheln: "Ludwig und ich haben in den letzten Tagen eigentlich nichts anderes getan, als Ihre Tabellen zu studieren. Gestern nacht konnte ich mich sogar ganz pr-raktisch und r-real davon ueberzeugen, wie genau Ihre Zahlen sind. Ludwig hat sein Teleskop danach eingestellt, und gleich hatten wir Cer-res und schliesslich auch Juno im Visier."

Gauss haette gern etwas vergleichbar Schmeichelhaftes zurueckgegeben; allein, er war zu ungeuebt im Plaudern. Auch waren ihm Fuss' derzeitige Forschungsaktivitaeten nicht unbedingt gelaueufig. So musste Harding aushelfen: "Sie erinnern sich vielleicht aus meiner Vorlesung, Herr Gauss; Nikolaus hat einen wichtigen Beitrag zur Entdeckung des Uranus geleistet, indem er nachwies, dass Bahnkurve und Umlaufdauer nicht genau den urspruenglich von Herschel ermittelten Werten entsprechen. - Leider hast du", damit wandte er sich Fuss, "inzwischen der praktischen Astronomie den Ruecken gekehrt und betaetigt dich hauptamtlich als Sekretaer der Petersburger Akademie."

"Oh bitte", rechtfertigte sich Fuss, "das bedeutet nicht, dass ich den Kontakt zur aktuellen Forschung verloren haette. Im Gegenteil, ich bin an der Planung fuer den Ausbau der neuen Sternwarte ganz wesentlich beteiligt. - Ausserdem habe ich die ehr-renvolle Aufgabe, Naturforscher von Rang in unserer Metropole zusammenfuehren.

Zum Beispiel Sie, Herr Gauss. Auch wenn ich mit der Tuer ins Haus falle. Wir waeren gluecklich, Sie bei uns als Gast begruessen zu duerfen. Wenn ich Ludwig recht verstehe, wollen Sie erst das Studium zu Ende bringen, bevor Sie sich aufmachen, Ihre Ergebnisse in Deutschland und Europa vorzustellen. Ich moechte Ihnen jedoch nahe legen, schieben Sie es nicht zu lange hinaus. Man gewinnt auf Reisen nicht nur Freunde, sondern auch Inspirationen fuer die eigene Arbeit." Dieser Rat ging bei dem reisefaulen Gauss allerdings fehl, der ausserdem nicht an einem Zuwenig, sondern an einem Uebermass an Einfaellen litt.

"Wir in Petersburg haben ein grosszuegiges Budget, um auslaendischen Kollegen die Reisespesen zu bezahlen", fuegte er hinzu. "Einzige Bedingung ist, dass Sie zuvor eine kurze Zusammenfassung ihrer Forschungen zur Beurteilung an die Akademie der Wissenschaften senden;

in Ihrem Fall ist das eine reine Formsache, ich kenne die Bedeutung der Resultate ja bereits."

"Gute Idee", sagte Harding. "Gauss sollte den Bericht auch an andere Institutionen verschicken. Auf diese Weise ist er sicher, dass seine Ergebnisse ueberall bekannt werden - eine wichtige Voraussetzung, wenn er spaeter in der Wissenschaft arbeiten will. Selbst diejenigen, die schon von ihm gehoert haben, werden sich freuen, etwas Schriftliches in die Hand zu bekommen."

Diesen Ratschlaegen entsprechend erhielt die Petersburger Akademie der Wissenschaften einige Wochen spaeter folgenden Brief: "Bei der gespannten Aufmerksamkeit aller Astronomen auf die wichtige, Anfang des Jahres von Piazzi gemachte Entdeckung eines neuen Planeten hoffe ich, dass die kaiserliche Akademie der Wissenschaften die Freiheit, die ich mir nehme, ihr eine kurze Uebersicht der Resultate meiner ueber die Bahn dieses Planeten gefuehrten Rechnungen vorzulegen, guetigst verzeihen wird, umso mehr, da die langen Winternaechte in St. Petersburg und die beträchtliche noerdliche Deklination, welche die Ceres jetzt haben muss, hoffen lassen, dass sie sich daselbst erfolgreich finden und beobachten laesst. Ich darf mich begnuegen, nur die wichtigsten Ergebnisse aufzufuehren, da ein ausfuehrlicher Bericht von meinen Rechnungen in des Herrn von Zach Monatlicher Korrespondenz im Dezember bereits abgedruckt wurde. Von den dabei gebrauchten Methoden habe ich vielleicht in Zukunft die Ehre, der kaiserlichen Akademie eine vollstaendige Darstellung vorzulegen."

Damit waren persoenliche wie offizielle Kontakte nach Russland hergestellt, die sich insofern auszahlten, als Gauss ein Jahr spaeter (1802) zum korrespondierenden Mitglied der Petersburger Akademie gewaehlt wurde, seine erste akademische Ehrung ueberhaupt - ohne dass dies in seinen Augen von grossem Nutzen gewesen waere, da er immer noch plante, sich in Braunschweig als Geometer niederzulassen.

—

Eines Tages, im Sommer des Jahres 1803, befand er sich auf einer Gartenparty im Haus eines Braunschweiger Pfarrers. Die letzten Tage waren warm und trocken gewesen, die Abende mild und das gute Wetter versprach anzuhalten.

Das Fest wurde vom Sohn der Familie, mit dem Gauss weitlaeufig bekannt war, anlaesslich seines 25. Geburtstages organisiert. Die Schwester - und das machte die Sache interessant - war aufgefordert worden, alle Freundinnen einzuladen, derer sie habhaft werden konnte.

Das Pfarrhaus lag an der Stadtperipherie und war von einem weitläufigen, liebevoll in französischem Stil gestalteten Garten umgeben. Aus Anlass des Festes hatte man keine Mühe gescheut, das romantische Ambiente noch zu verstärken. Das Gras war präzise kurz geschnitten und Bäume und Sträucher neuerlich gestutzt worden. Überall im Garten hingen Lampen, die noch den hintersten Winkel erleuchteten, und auf der Terasse spielte eine kleine Kapelle leise Melodien.

Die laue Luft, die vielen jungen Mädchen auf dem Gelände, Gauss kam sich vor wie im Garten der Lüste. Anders als im steifen und verschlafenen Göttingen, wo, wenn man abends nach dem Ende ermüdender Vorlesungen durch die Gassen schlurte, höchstens mal eine schreckhafte Magd an einem vorbei huschte und der Zutritt zu Bürgerhäusern, in denen die höheren Töchter lebten, Studenten für gewöhnlich verwehrt blieb, waren die Dinge in Braunschweig wesentlich mehr im Fluss. Die Klassen durchmischten sich stärker; Bürger und Handwerksmeister fanden wenig dabei, zu Familienfeierlichkeiten auch ihre Untergebenen und Gesellen einzuladen.

Vielleicht aber waren das nur Vorurteile, vielleicht war Gauss in Göttingen, wo er nach erfolgreichem Examen inzwischen seine Zelte abgebrochen hatte, noch nicht so weit gewesen, den Buzzauber mitzumachen, den manche Kommilitonen veranstalteten, vielleicht fühlte er sich in der Vaterstadt einfach wohler als in der Fremde ...

Natürlich hatte er sich von seinen Freunden, allen voran Bolyai, gebührend verabschiedet. Ein schaler Geschmack war trotzdem geblieben. Sosehr man sich auch versprochen hatte, den Kontakt auf jeden Fall aufrecht zu erhalten, wussten beide nur zu genau, hier war der erzwungene Abbruch einer Freundschaft zu beklagen, die in dieser Form nie wieder erstehen würde. Der Ungar hatte Göttingen wenige Monate nach Gauss verlassen, um in seine Heimat zurückzukehren, und es war höchst ungewiss, ob sie sich jemals wiedersehen würden. Unter den damaligen Verhältnissen, man experimentierte gerade erst mit Dampfmaschinen als Mittel zur Fortbewegung, war Ungarn von Braunschweig mindestens so weit entfernt wie Amerika heutzutage für uns.

Die Trennung von Bolyai empfand der junge Gauss als den größten Verlust, den er bis dato erfahren hatte, und gab vielleicht den Anstoß dafür, dass sich seine Einstellung gegenüber öffentlichen Verlustierungen (und insbesondere Gartenparties) änderte. Ihm war deutlich geworden, dass er sein Leben auf keinen Fall ohne Frau und Familie verbringen wollte. Zwar befriedigten und motivierten ihn seine Studien nach wie vor über alle Massen - er hätte auch weiterhin wochenlang und ohne äußeren Zuspruch bis in die Nächte hinein bei Kerzenlicht über Figuren und Formeln brüten können - doch genauso

rational, wie er die Probleme in seinen Uebungsbuechern analysierte, erkannte er, dass er heiraten und Kinder haben wollte. Die nagende Sehnsucht nach einem weiblichen Wesen war so uebermaechtig, dass er mit alten Einstellungen brach und es durchaus nicht mehr als Zeitverschwendung ansah, die Abende statt in seiner Stube in der Oeffentlichkeit zu verbringen.

Er hatte ehrliche Absichten und keine ausgefallenen sexuellen Vorlieben. Er waere vollkommen zufrieden gewesen, moeglichst rasch eine Frau zum Heiraten zu finden, eine liebe, huebsche, anschmiegsame Gefaehrtin, die ihm ein behagliches Heim garantierte. Leider fing er sich anfangs, was fuer junge Maenner nicht ungewoehnlich ist, einige Koerbe ein. Er machte naemlich den Fehler, sich auf viel umschwaermte Schoenheiten zu konzentrieren, die verlockendere Angebote als von einem aufstrebenden Mathematiker hatten. Sein Name war zwar in aller Munde, doch niemand wusste genau, was er eigentlich so Bahnbrechendes geleistet hatte und vor allem, wie sich seine Zukunft gestalten und wieviel Geld er verdienen wuerde. Gewiss, er war nicht haesslich, er hatte ein einnehmendes Gesicht, hielt sich gerade und besass die ueblichen Vorzuege und die Frische der Jugend; im Vergleich zu anderen Heiratskandidaten aber war er, auch von seinen koerperlichen Vorzuegen her, nicht mehr als durchschnittlich begabt. Da er seit der Kindheit mehr Zeit in Studierstuben und Hoersaelen verbracht hatte als beim Muskeltraining und auf Sportplaetzen, mangelte es ihm an breiten Schultern und anderen Attributen, die seine Gestalt fuer Frauen unwiderstehlich gemacht haetten.

Ausserdem ging ihm das Gespuer ab, auf den ersten Blick zu erkennen, wann sich ein Maedchen fuer ihn interessierte. Wiederholt sprach er junge Damen an, die bereits verlobt waren oder aus den anderen, genannten Gruenden wenig Interesse zeigten. Gauss war 22, als er aus Goettingen zurueckkam, doch es vergingen mehrere Jahre, bis er seine Absichten in die Tat umsetzte und ernsthaft engeren Kontakt mit weiblichen Wesen aufnahm. Da war er 24, und danach verrannen noch einmal zwei erfolglose Sommer und Winter. Er hat sich mit Fragen gequaelt, ob er vielleicht nicht intensiv genug auf Brautschau ging. Besonders die dunklen, tristen Wintermonate des Jahres 1803 waren entsetzlich gewesen, in denen er von Depressionen und boesen Ahnungen heimgesucht wurde. In den Sommern konnte man allerlei Kontakte knuepfen und sich der Illusion hingeben, aus einem davon werde sich schon etwas entwickeln; doch im Winter fanden nur selten Feste und Tanzveranstaltungen statt, ausser zu Sylvester, und spaetestens im Januar ueberfiel ihn die endgueltige Einsicht, sein Leben werde freudlos dahingehen ...

Er war einem Sportverein beigetreten und traf sich einmal die Woche mit einem Stammtisch junger Akademiker, vor allem Juristen. Bei keiner dieser Veranstaltungen waren Frauen zugelassen, doch mit den jungen Maennern lernte er unweigerlich auch deren Familien kennen, samt Schwestern und Kusinen. Ueberdies verhalfen ihm die Kontakte zu aufstrebenden Juristen in Zukunft womoeglich zu Auftraegen, auf die er als Geometer angewiesen sein wuerde, oder gar zu einer Stelle im Staatsdienst.

Der Aspekt des beruflichen Fortkommens war ihm im Moment allerdings weniger wichtig als die Suche nach einer Ehefrau. Der Herzog hatte erst kurzlich sein Stipendium um zwei Jahre verlaengert, und ein Ende der Foerderung liess sich im Grunde nicht absehen. Man war hoeheren Ortes ueberein gekommen, dem grossen Talent muesse Gelegenheit gegeben werden, seine selbststaendigen Forschungen fortsetzen koennen.

Er machte sich inzwischen begruendete Hoffnung, eine Professorenstelle zu erhalten. Freilich, das hiesse, Braunschweig verlassen und den Umzug in eine ferne Stadt in Kauf nehmen. Fuss und Zach-Olbers hatten in St. Petersburg so viel Gutes ueber ihn verbreitet, dass man dort daran dachte - so wurde jedenfalls in Norddeutschland kolportiert - ihn zum Nachfolger Eulers zu berufen. Das Angebot, wenn es denn kam, wuerde er wohl annehmen muessen - aus Karrieregruenden und wegen der vielfaeltigen Moeglichkeiten, die sich einem Institutsleiter boten. Doch alles in ihm straeubte sich, so weit von Braunschweig entfernt sesshaft zu werden. Bei den damaligen Verkehrsverhaeltnissen und dem Zustand der russischen Wege, wuerde er seine Vaterstadt hoechstens alle 5 oder 10 Jahre besuchen koennen. Gauss war nicht der Mensch, sich die grosse weite Welt um die Nase wehen zu lassen. Er hoffte, dass er es niemals noetig haben wuerde, mit ungewissen Aussichten von einem Ort zum anderen zu ziehen, wie mancher junge Astronom, den er in Goettingen kennengelernt hatte, sondern dass seine Bekanntheit ihm schnell zu einer festen Position verhelfen wuerde. Andernfalls blieb immer noch die Option, endgueltig auf den Berufspfad des Landvermessers einzuschwenken.

Bei seiner Rueckkehr nach Braunschweig hatte er zuerst die zahlentheoretischen Ergebnisse der Goettinger Zeit zusammengetragen und diese Schrift zur Promotion an der Universitaet Helmstedt eingereicht. Es war eine derart praezise und weitsichtige Abhandlung, dass sie noch heute von Mathematikern als Vorlage fuer ihre Forschungen benutzt wird. Damals ist sie nur von wenigen Fachkollegen verstanden worden, aber dass da etwas im Keimen war, was man foerdern und hegen musste, und nicht verkuemmern lassen durfte, das ist auch Aussenstehenden und mathematischen Laien wie dem Herzog Carl Wilhelm Ferdinand evident gewesen.

Zur Zeit jener Gartenparty konzentrierte er sich auf die Geometrie, zum einen, weil das zu der Option passte, sein Geld als Geometer zu verdienen.

Uebrigens ist ihm diese Aussicht im Vergleich zu einem Professorentitel nie zweitrangig vorgekommen. Die ruhige und ueberlegte, durchaus hoch qualifizierte Arbeit des Landvermessers schien ihm ehrlich erstrebenswert, die Beschwerlichkeiten der Arbeit und Bewegung unter freiem Himmel, oftmals tagelang ohne nach Hause zu kommen, ueber unwegsames oder unerkundetes Gelaende reisen zu muessen - damals gab es zwischen den Staedten noch keine Strassen im heutigen Sinn, und in den Provinzen vielfach nicht einmal einfache Forstwege - konnte er sich mangels konkreter Erfahrung nicht vorstellen. Fuer ihn war die Geodaesie die elementarste Form, Macht ueber die Natur zu gewinnen, nicht indem man sie subjektiv nach ihrem Geldwert, sondern objektiv nach schierer Groesse bemisst.

Die Geometrie war aber auch vom Standpunkt der hoeheren Mathematik ein lohnendes Forschungsobjekt. Schliesslich hatte er schon 8 Jahre zuvor mit seinem Ergebnis ueber das 17-Eck einen sensationellen Erfolg erzielt, an den er anknuepfen konnte.

Nunmehr wandte er sich maehlich gekruemmten, zweidimensionalen Flaechen zu, wie sie der Geometer zu verwalten hat, und suchte nach Moeglichkeiten, sie koordinaten-unabhaengig, das heisst, aus sich selbst heraus zu beschreiben. Erst Riemann hat die Resultate spaeter auf hoeherdimensionale Raeume verallgemeinert. Gauss sah darin bis kurz vor seinem Tode keine Notwendigkeit.

Er konnte bei seinen Ueberlegungen auf die Theorie gekruemmter Kurven zurueckgreifen, die schon seit mehr als hundert Jahren bekannt war. Eine gekruemmte Linie ist nichts als die Funktion einer Veraenderlichen, und heutzutage lernt jeder Schueler, dass deren Kruemmung durch die zweite Ableitung dieser Funktion bestimmt wird. Analog entspricht eine gekruemmte Flaechen einer Funktion zweier Variabler, der x- und der y-Koordinate, die auf einer Ebene gegeben sind, und es war jedem Experten klar, dass wieder die zweiten Ableitungen die Kruemmung liefern mussten. Das Problem bestand darin, dass ein und dieselbe Flaechen durch verschiedene solcher Funktionen dargestellt werden kann und diese Funktionen im allgemeinen verschiedene zweite Ableitungen besitzen ... das Problem der Parametrisierungsabhaengigkeit, ueber das Gauss schon auf der Klassenfahrt in den Harz reflektiert hatte.

Jetzt machte er sich systematisch daran, nach Groessen zu suchen, gebildet aus Kombinationen von ersten und zweiten Ableitungen, die nicht von der Parametrisierung abhaengen, sondern nur von der Metrik, das heisst, von der Art, wie auf der Flaechen Entfernungen gemessen werden. Auf diese Weise traf er als erster die wichtige Unterscheidung zwischen den inneren(=Metrik und Kruemmungsradien) und aeusseren(=die Art und Weise, wie sie in den Raum eingebettet ist) Eigenschaften einer Flaechen. Er stiess auf die heute so genannte Gauss'sche Kruemmung, die zwar nicht fuer die einfache, wohl aber fuer die hoehere Geodaesie von erheblicher

Bedeutung ist. Und schliesslich benutzte er diese Grosse, um alle zweidimensionalen Flaechen zu klassifizieren.

Die Flaechen, die er betrachtete, waren immer 'glatt', das heisst, ueber kleine und kleinste Unebenheiten des Bodens oder Pflanzen mit ihren Blaettern, Blumen oder spitzen Dornen usw sieht man hinweg, wie es ein Geometer eben tut, und er ist also von differenzierbaren Flaechen ausgegangen, was zum damaligen Zeitpunkt und noch heute und moeglicherweise auch in Zukunft keine grosse Einschraenkung ist (aber wer weiss schon, was kommen wird), und hat eine Reihe von weitreichenden theoretischen Ergebnissen erzielt. -

Natuerlich hatten ihn all diese Forschungen bei der Suche nach einer Frau nicht einen Schritt weitergebracht, sondern nur die Zeit ueberbrueckt ...

Beim Eintritt ins Pfarrhaus waren ihm gleich ein paar gut aussehende Maedchen aufgefallen – woran man sieht, wie sehr sich sein Koordinatensystem verschoben hatte - und eines von ihnen, dessen Gesicht ihm bekannt vorkam, quittierte seinen Blick mit einem langen, neugierigen Laecheln. Leider stand sie mit Haeussler zusammen. Ausgerechnet Haeussler. Der die Politik schon lange aufgegeben hatte und, obwohl er dabei war, sich in Goettingen festzusetzen, haeufig in Braunschweig auftauchte. Im Moment voll und ganz damit beschaeftigt, die Kleine fuer sich einzunehmen.

Sie hiess Hanna Osthoff und war die Tochter eines Gerbermeisters, ein huedsches Geschoepf, drei Jahre juenger als Gauss, von heiter-besonnenem Temperament und mit lebendigen Zuegen. Sie hatte gelegentlich von seinen Erfolgen und Aussichten als Mathematiker gehoert und sich sein Gesicht eingepraegt. Aus Gruenden, die bei jeder Frau im Dunkeln liegen, hatte sie es nicht auf einen der aufstrebenden jungen Kaufleute abgesehen, sondern auf intelligente Akademiker a la Gauss oder Haeussler.

Ihre Figur und Aussehen waren ganz danach, dass sie die meisten Maenner um den Finger wickeln konnte und denjenigen auch bekommen wuerde, den sie sich in den Kopf setzte. Sie war gross und schlank und hatte langes schwarzes Haar, dessen Pony die hohe, ebene Stirn verdeckte, und gesunde weisse Zaehne.

Sie bemerkte die Blicke wohl, die Gauss ihr bei seiner Ankunft zuwarf, doch fiel ihr auch auf (und das alles, waehrend sie mit Haeussler plauderte), dass er nach ihr noch Andere taxierte. - Wie denn auch sie verschiedene Moeglichkeiten in Betracht zog. Haeussler, dessen Gesicht sich unnatuerlich verzog, als er Gauss eintreten sah, war so ein Kandidat, der ihr aeusserlich mindestens ebenso gut gefiel, von groesserer Statur als der Mathematiker und mit vollerem Haar. Doch hatte sie wohl vermerkt, dass in der Oeffentlichkeit von seinen Talenten weniger die Rede war.

Immerhin, es gab mehrere Alternativen, sie wuerde ruhig abwarten, wie sich der Abend entwickelte.

Etwas spaeter stand sie neben der Gastgeberin, ihrer Freundin Lisa, und unterhielt sich mit ihr ueber die Organisation des Festes; da trat Haeussler erneut heran. Er wollte noch einmal mit ihr ins Gespraech kommen, so gut gefiel sie ihm, und sich mit ihr verabreden. Vorhin waren sie unterbrochen worden, ehe er die Rede darauf bringen konnte. Lisa verstand sofort und entfernte sich bald.

So standen sie beieinander, fuer jedermann sichtbar im Zentrum des Gartens, und besprachen sich 10 Minuten lang angeregt, ja vergnuegt, sie sahen sich suchend in die Augen, und zum Schluss lud er sie zu einem Picknick mit seinen Eltern ein.

Gauss beobachtete die Beiden und aergerte sich. Er stellte fest, dass ihm Haeussler dauernd in die Quere kam; genau dies Maedchen wuerde auch ihm vortrefflich gefallen, das wusste er. Als er Haeussler so lange mit ihr herumstehen sah, empfand er das wie eine Herausforderung. Erst dadurch wurde er vollends auf sie aufmerksam und vergass alle anderen Frauen, die ihn auf dieser Party eventuell auch interessiert haetten. Ohne bewusst darueber Rechenschaft abzulegen, fixierte er sich auf Hanna Osthoff und wuerde nicht zufrieden sein, bevor er nicht noch diesen Abend mit ihr gesprochen hatte.

Zwei Stunden spaeter, die Dunkelheit war schon hereingebrochen, sah er sie mit dem Sohn des Pastors zusammen stehen. Auch der versuchte also sein Glueck! Hanna hatte ihm allerdings schon mehrfach ihr Desinteresse signalisiert. Aus mehrjaehriger Praxis beherrschte sie das Verfahren perfekt, den direkten Blick eines unerwuenschten Bewerbers niemals zu erwidern, sich ihm nur aus objektiver Notwendigkeit zu naehern, und sich jedesmal so schnell zu verabschieden wie die Regeln der Hoeflichkeit zulieszen.

Gauss wusste freilich nichts von ihren Gefuehlen. "Lieber Freund", dachte er nur, "dein Pech, dass du mit mir so gut bekannt bist" und gesellte sich frech den Beiden hinzu. Eine seltene Entschlossenheit hatte ihn gepackt, und der Pfarrerssohn sah sich gezwungen, ihn vorzustellen, nicht ohne giftige Seitenblicke, die bedeuten sollten, er laufe Gefahr, nicht wieder eingeladen zu werden, wenn er nicht baldmoeglichst sich trolle.

Gauss war nicht in der Stimmung, sich beirren zu lassen und mit derselben Wucht, die sonst die schwierigsten mathematischen Probleme loeste, stuerzte er sich blindlings ins Gemetzel.

Tatsaechlich konzentrierte das Maedchen seinen Blick und ganze Haltung sofort vollstaendig auf den Hinzugetretenen; der Bruder der Freundin sollte endlich begreifen, dass er bei ihr keine Aussichten hatte.

Gauss wusste den starren Blick der Dame zu deuten. Er nahm die Gelegenheit wahr und trat, wie nur selten bei Fremden, ganz aus sich heraus, und die beiden begannen einen so intensiven Dialog, als haetten sie den dumm Danebenstehenden voellig vergessen. Gauss erzaehte drauflos, von den zwei Jahren in Goettingen, von seiner Schulzeit und Kindheit, und ploetzlich gab es viele Beruehrungspunkte; es stellte sich naemlich heraus, dass sie aus dem gleichen Viertel stammte; und er raetselte, warum er sie damals nie gesehen hatte. Aber so ist das eben, kleine Maedchen fallen den Jungen gewoehnlich erst auf, wenn sie geschlechtsreif sind.

Sie wussten sich ueber alles moegliche zu unterhalten; da war eine weite vertraute Ebene, die sich vor ihnen auftat, als berge jeder Satz und jedes Wort, das sie sprachen, gemeinsame Erfahrungen, und etwas kam ins Schwingen wie oefter bei Leuten, die die soziale Welt aus derselben Perspektive wahrnehmen,

Endlich verzog sich der Pfarrerssohn mit finsterer Miene. Die Freundschaft mit Gauss war fuer ihn beendet. In der Gruppe junger Maenner, zu der sie gehoerten, lauerte hinter einer friedlichen Fassade der Krieg, ein unerbittlicher Konkurrenzkampf um das andere Geschlecht und die fruchtbarsten Frauen. Gauss' Verhaeltnis zu diesen Bekannten in Braunschweig war ganz anders als das zu Bolyai, oberflaechlicher und durchaus sich bewusst, dass eine solche 'Freundschaft' in jenem Kampf leicht in Abneigung, ja Hass, sich verwandeln konnte.

Im Moment vergeudete er seine Zeit natuerlich nicht mit Reflexionen ueber den Wert von Maennerfreundschaften, sondern packte die Gelegenheit beim Schopfe. Er wagte sich weit vor und fragte direkt, ob er sie wiedersehen koenne. Und in seiner momentanen Extrovertiertheit fiel ihm ein, diese Frage mit dem Kompliment zu garnieren, unter allen Freundinnen von Lisa sei sie mit Abstand die schoenste.

"Mit Freude", sagte sie laechelnd (denn alles in ihr draengte sich nach ihm) jedoch mit schlechtem Gewissen (da sie ja schon mit Haeussler verabredet war). "Ach was", dachte sie dann, "solche Rendezvous bedeuten gar nichts", und betonte nachdruecklich, wie sehr sie sich freuen wuerde, wenn er sie zu Hause bei ihren Eltern besuchte.

Haeussler war ins Haus gegangen, um sich etwas zu essen zu holen, und geriet dabei in ein Streitgespraech mit dem politisierenden Pastor ueber die Entwicklung in Frankreich, das er schliesslich mit der Bemerkung abbrach, er halte schon seit Jahren nichts mehr von der franzoesischen Revolution, und sei also die falsche Adresse, sich ueber die imperialen Gelueste der ehemaligen Revolutionaere zu beschweren. So entging ihm der Erfolg seines Feindes.

In den folgenden Wochen liess Hanna beide Bewerber ungefaehr auf dieselbe Entfernung an sich herankommen. Sie hatte sowohl Gauss wie Haeussler in ihr Herz geschlossen und konnte sich schwer entscheiden, einem von ihnen den Vorzug zu geben. Sie wartete, ob ueberhaupt ein Antrag erfolgen wuerde, und meinte, dann sei immer noch Zeit, sich endgueltig festzulegen. Geschickt verhinderte sie, dass die Haehe einander in die Quere kamen, und so wurde keiner gewahr, wie weit die Bemuehungen des anderen gediehen.

Beide waren gleichermassen und heftig verliebt und meinten, Hanna's Verhalten gebe Anlass zu hoffen, dass ihre Gefuehle erwidert wuerden. Das Maedchen schien wahrlich nicht abgeneigt, sich mit ihnen einzulassen; immer suchte oder erwiderte sie den Augenkontakt und ermunterte jede Avance.

Wenn Gauss und Haeussler abends in ihren dunklen Betten lagen, wurden sie von zarten Gefuehlen regelrecht uebermannt. Das Maedchen war ihnen ja so teuer! Wie gern wuerden sie sie an ihr Herz druecken (und dabei ihren warmen Koerper spueren)! Sie war so ruhig, so lieb, so nachgiebig und voll waren ihre Lippen, man konnte den Wert dieser Frau gar nicht hoch genug einschaeetzen. "Der Herzog hat mein Stipendium erhoehrt", dachte Gauss. "Ich habe mehr als ich allein verbrauche und koennte ohne weiteres eine kleine Familie ernaehren. Ich wuerde sie so gern an die Hand nehmen und durchs Leben fuehren." Dabei streckte er seine Rechte sehnsuechtig in die Luft und stellte sich vor, er beruehre Hannas Handflaeche. Haeussler dachte in dieselbe Richtung; er war bereit, wenn noetig in die Fusstapfen seines Vaters zu treten, um ihr ein sorgenfreies Leben zu bieten.

Dann wurde beiden in ihren Betten ploetzlich heiss und bang. Hatten sie ihr auch genug geschmeichelt? Ihr genug Honig in die Haare geschmiert? Frauen liebten es, zu hoeren, wie huebsch und attraktiv sie sind, und sie hatten dies bisher womoeglich nicht deutlich genug zur Sprache gebracht. Dabei waere es bei ihr wahrhaftig nicht die Unwahrheit. Mit brennenden Farben haetten sie ihr ein Bild malen koennen, wie sie sie sahen. Warum hatte er, Gauss, sich ueber ihre Haltung und Figur nicht laenger ausgelassen, und er, Haeussler, nicht ueber ihre schoenen Augen.

Doch vielleicht waere das nur peinlich und aufdringlich gewesen, dachten sie, sich entspannend. Es war schon genierlich genug, ihr gegenueber zu sitzen und zu wissen, wie sehr sie sie begehrt; das musste sie ohnehin spueren; und es vereinfachte nicht gerade die Zusammenkuenfte, wenn sie noch darauf herumritten.

Nein, fuers erste wollten sie weiter unverfaenglich mit ihr plaudern. Das an sich machte bei einem so reizenden Geschoepf schon Vergnuegen. Trotz aller Hemmungen fielen ihnen bei den Rendesvous immer neue Themen ein, die sie mit ihr besprechen konnten. Ihr schien das zu gefallen; nie

zeigte sie sich gelangweilt; noch der langatmigsten Beschreibung wissenschaftlicher Projekte zollte sie Bewunderung.

Man wird", sagte der Alte, "meinen Worten unschwer entnehmen, dass Hanna Osthoff eine attraktive Frau mit einer gewissen Intelligenz, aber ohne grossen Ehrgeiz oder spezielle Talente gewesen ist. Ich bitte jedoch, diese Tatsache nicht allzu negativ zu beurteilen! Schliesslich kann nicht jeder Mensch ein Genie sein; das wuerde nicht funktionieren. Gauss und Haeussler jedenfalls haetten wenig mit einer begabten Frau anzufangen gewusst und solche Merkmale eher als stoerend empfunden.

In einer Verbindung mit ihnen wuerde es um die Selbstverwirklichung der Frau gewiss nicht besonders bestellt sein. Doch Hanna besass, was bei den ersten vorsichtigen Annaeherungen nicht zutage trat, einen robusten Charakter und viel, schwarzen und weissen, Humor; sie wuerde, mit ihrer innerlichen Heiterkeit, sogar einem launischen oder gar schwermuetigen Gatten Paroli bieten; und so etwas fuehrt eine Ehe sicherer zum Erfolg als jeder andere Vorzug.

Wochen und Monate vergingen. Der Herbst zog ins Land. Sowohl Gauss wie Haeussler hatten Hemmung, ihren Antrag vorzubringen. Gegen jeden Anschein fuerchteten sie, doch abgewiesen zu werden, und meinten, es waere besser, die Bekanntschaft in aller Ruhe noch zu vertiefen. Vielleicht haette sich alles anders entschieden, wenn sie von ihrer Konkurrenz gewusst haetten!

Bei Haeussler ging die Befangenheit so weit, dass er seine Zuneigung schliesslich in einem Brief offenbarte, den er lange wog und aenderte, und erst abschickte, kurz bevor er zu einer laengeren Studienreise nach England aufbrach. In dem Brief bat er um schriftliche Antwort auf seinen Antrag. Er mochte ihr nicht gegenueber stehen, falls er abgewiesen wurde. So verklemmt war der Ex-Revolutzler!

Doch ach, sein Brief ging verloren. Es war einer jener Zufaelle, die einem jungen Leben, das sich im breiten Strom der Zeit gerade behaglich einrichten will, eine tragische Richtung geben. Denn seine anschliessende Abwesenheit entschied die Situation. Hannas Zutrauen zu dem Rivalen vertiefte sich derart, dass sie ohne grosses Zoegern ihre Zustimmung gab, als er endlich allen Mut zusammennahm und ihr seine Vorschlaege unterbreitete.

Im Juli 1804 konnte Gauss an Bolyai schreiben: "Ich habe ein Maedchen kennengelernt, wie ich es mir als Partnerin immer gewuenscht habe. Ein wunderschoeses Gesicht, ein Spiegel des Seelenfriedens, zaertliche schwaermerische Augen, eine gute Figur (ja, ja), ein heller Verstand, eine gebildete Sprache und dazu eine stille heitere Seele, die niemandem weh tun kann. Seit drei Tagen ist sie meine Braut, und ich koennte nicht gluecklicher sein. Mehr noch, ich haette mir nicht vorstellen koennen, dass

es einen solchen Zustand vollkommener Seligkeit ueberhaupt gibt. Das Leben liegt vor mir wie ein ewiger Fruehling mit funkelnden Farben.

Sie ist viel besser als ich und wahrscheinlich habe ich sie gar nicht verdient; ich bin nicht schoen, nicht galant, ich habe nichts anzubieten als ein grosses Herz voll treuer Liebe. Im letzten Winter noch verzweifelte ich, je eine Frau zu finden, und jetzt! Jeder Tag gibt mir neue Buergschaften fuer mein Glueck."

—

Eines Nachts hatte Gauss einen schrecklichen, bizarren Alptraum: Er irrte allein durch dunkles Dickicht und wusste, dass Hanna im Sterben lag. Wenn er sie noch einmal lebend sehen wollte, musste er so schnell als moeglich aus diesem finsternen Forst heraus.

Doch es gab kein Entrinnen. Wann immer er in der Ferne einen Lichtschein ausmachte, stellten sich Ungeheuer ihm entgegen; sie spuckten Feuer, sie schlugen nach ihm und lenkten ihn so lange ab, bis das Licht erlosch. Schliesslich erreichte ihn die Nachricht, dass sie tot war.

Voellig verzweifelt wachte er auf; und da lag seine Frau ruhig schlummernd neben ihm, den Kopf halb ins Kissen gedruickt, Haare, Wange und Augenlider derangiert - und trotzdem sah sie huebsch und reizvoll aus. Gauss empfand seine Beziehung zu ihr wie ein fortwaehrendes Wunder, ja, das war es, ein groesseres Wunder als seine geniale Begabung, und beide, Frau und Begabung, waren ihm von einem wohlmeinenden Schicksal geschenkt worden.

Erleichtert drehte er sich ihr zu und legte seine Handflaeche auf ihre Huefte, vorsichtig, damit sie nicht wach werde; das erregte ihn zuerst und, da sie nicht reagierte, beruhigte ihn dann so sehr, dass er wieder einschlief und erst munter wurde, als helles Morgenlicht ins Zimmer fiel.

Die Gaussens waren kurz nach der Hochzeit in eine kleine Wohnung im Braunschweiger Westen gezogen. Viel Platz hatten sie nicht, aber das Quartier war fuer damalige Verhaeltnisse hochmodern, helle Zimmer vertrieben truebe Stimmungen und neue Oefen mit blitzenden Kacheln sorgten fuer eine ansprechende Athmosphaere.

Bevor sie einzogen, hatten sie die Raeume gemeinsam renoviert und weiss gestrichen. Gauss sparte, zum ersten Mal in seinem Leben, nicht mit Mitteln und schaffte solides wertbestaendiges Mobiliar an, das fuer viele Jahre den Kern seiner Wohnungseinrichtung bildete.

Natuerlich setzte er seine theoretischen Studien fort, mit leichter Hand als jemals zuvor. Gleichzeitig entwickelte er Plaene, die herzoglichen Laendereien, und eventuell auch die der angrenzenden Fuerstentuemer,

neu und umfassend geodaetisch zu vermessen. Daneben fand er genug Zeit, zusammen mit seiner Frau ein sorgloses Dolce Vita zu fuehren, ohne grosse Verpflichtungen. Sie trafen sich haeufig mit anderen jungen Paaren in aehnlicher Lage, privat oder bei oeffentlichen Tanzveranstaltungen, und genossen ihr Leben auf eine Art, die Gauss von zuhause, und auch vom Studium her, voellig fremd war.

Fruerer war er immer irgendwie angespannt gewesen und unbefriedigt, und hatte staendig das Gefuehl gehabt, etwas Wichtiges zu versaeumen, wenn er sich nicht sofort wieder zu seinen Buechern begab. Und der Besuch von Gartenparties war auch nicht ganz zweckfrei gewesen.

Nun aber nahm er sich einfach die Zeit fuer Vergnuegungen und fuer Hanna. Ja tatsaechlich, nun gab es etwas wichtigeres als seine Studien. Die Beschaeftigung mit den Wissenschaften stand hinter einem menschlichen Wesen zurueck.

Sie gab ihm alles auf vielfache Weise mit Zinsen zurueck. Ihr frohes freundliches Wesen verbreitete in seinem Herzen eine Stimmung besonderer Art, die er nie zuvor kennengelernt hatte. Bei seinen Eltern war es recht freudlos zugegangen und auch er selber war nicht gerade ein Ausbund an Lebensfreude. Von Natur eher ein verdriesslicher Charakter, der sich von Rueckschlaegen leicht aus dem Gleichgewicht bringen liess, neigte er zu pessimistischen Urteilen und Einstellungen und agierte haeufig uebervorsichtig, so dass er im praktischen Leben manche Moeglichkeit versaeumte.

Seine Erfolge und nun die glueckliche Ehe machten jedoch den Hang zu depressiven Stimmungen mehr als wett. Das grosszuegige Stipendium, das immer wieder verlaengert wurde, gab ihm materielle und soziale Sicherheit. Er konnte sich spaeter an keinen Lebensabschnitt erinnern, in dem er so gluecklich gewesen war; das erklaerte wohl auch die Verlastaengste, die sich in jenem Albtraum ausdrueckten.

Seine einzige Sorge betraf Napoleon, der mit seinen Truppen immer tiefer nach Deutschland einrueckte. Wenn ihm nicht bald Einhalt geboten wurde, wuerde er auch Braunschweig in seine Gewalt bringen; und was dann geschaehe, vermochte sich Gauss nicht auszumalen ...

Hanna hatte bemerkt, dass er aufgewacht war und streckte die Beine, um ihn mit ihren Zehen zu kitzeln. Er blinzelte zu ihr herueber und rieb sich die Augen.

"Na, wie hast du geschlafen", fragte sie.

"Ganz gut" sagte er. Von dem Albtraum mochte er ihn nichts erzaehlen. "Und du? Wie geht es dir."

"Auch ganz gut", sagte sie munter, "aber es ginge mir noch besser, wenn du zu mir unter die Decke schluepfen wuerdest, um mich ein bisschen zu waermen."

Gauss liess sich das nicht zweimal sagen. Wieder einmal fand er bestaetigt, dass er und Hanna vortrefflich zusammenpassten und ihre Beduerfnisse sich praechtig ergaenzten.

Als er eine halbe Stunde spaeter aufstehen wollte, bat sie ihn: "Bleib noch ein wenig. Lass uns noch etwas reden. Du weisst doch, ich mag es nicht, wenn man nach der Liebe so sang- und klanglos auseinander geht. Dein Termin bei der Gueterverwaltung ist doch erst um 11. Erzaehl mir noch mal, wie du deine Plaene vorstellen wirst."

Er hatte alles schon mehrmals mit ihr durchgesprochen, und sie hatte ihre Meinung kundgetan, was er anziehen solle und wie er bei der Praesentation vorzugehen habe. Aber er war gern bereit, es noch ein weiteres Mal zu eroertern. Ein selig verliebtes Paar kann sich gar nicht genug mitteilen und ist um so gluecklicher, je mehr es miteinander zu reden hat. Auch die belanglosesten Wiederholungen stimulieren seine Leidenschaft.

Er setzte sich also zurueck auf das Kopfkissen. "Heute ist ein wichtiger Tag fuer uns, und ich sollte eigentlich unruhiger sein. Andererseits weiss ich gar nicht, ob ich bei der Geodaesie bleiben werde. Der Herzog ueberlegt angeblich, mir eine Stelle als Astronom zu verschaffen; und ich habe mir ueberlegt, solange das Stipendium laeuft, werde ich mich nicht mit anstrengenden Vermessungen abgeben, sondern lieber meine theoretischen Studien fortsetzen."

"Immerhin hast du viel Zeit investiert, um die Plaene auszuarbeiten, und solltest dir bei der Vorstellung entsprechend Muehe geben."

"Auf jeden Fall. Ich werde zuerst mit dem Sekretaer und dann mit dem Landesamtmann sprechen, und, wie du empfohlen hast, erst ganz zum Schluss meinen Vorschlag zur Sprache bringen, auch die angrenzenden Fuerstentuemer in die Vermessung mit einzubeziehen."

—

Als er bei der Gueterverwaltung eintraf, ahnte er schon, dass seinem Konzept nicht die gebuehrende Aufmerksamkeit zuteil werden wuerde. In den Strassen hatte sich das Geruecht verbreitet, Napoleon habe die preussischen Truppen, mit denen Braunschweig verbuendet war, bei Jena vernichtend geschlagen.

Und tatsaechlich, in dem Verwaltungsgebaeude schwirrte es wie in einem Bienenkorb. Niemand war in der Lage, ihm zu sagen, wo er den Amtmann antreffen konnte, und als er ihn endlich gefunden hatte, erhielt er statt einer

hoeflichen Begruessung einen aufgeregten Vortrag ueber die Austerlitzer Ereignisse; es war, als muesse sich der Mann damit seine Existenzsorgen von der Seele reden. Ehe Gauss es sich versah, wurde er verabschiedet und auf einen ungewissen Termin in der Zukunft vertroestet.

Der Sekretaer liess sich an der Vorzimmertuer zwar noch zu einer laengeren Entschuldigung herab, aber Gauss hoerte gar nicht richtig zu. Auch er hatte Angst bekommen. Seine eigene Zukunft, so meinte er, hing ja ebenso vom Fortbestand des Braunschweiger Herzogtums ab.

Als er aus dem Gebaeude trat, blickte er noch einmal zurueck. Die Balken des breiten Fachwerkhauses mit seinen vielen Giebeln und Fenstern waren ungewoehnlich bunt gestrichen. Er wusste, dass sich im Hof manchmal Hochzeitsgesellschaften versammelten und an der farbenfrohen Kulisse freuten, bevor sie ins nahe gelegene Standesamt gingen. Er fragte sich, wie dieser Platz wohl in einigen Wochen aussehen und ob er hier jemals wieder Zutritt erhalten wuerde.

Wie viele Braunschweiger, sorgte auch er sich um den Herzog, da dieser an der Schlacht teilgenommen hatte. Niemand wusste ihm Moment, was aus ihm geworden war. "Wenn er tot ist, koennen wir einpacken", sagte er daheim zu Hanna. "Mein Stipendium, meine ganzen Zukunftsplaene, alles ist so fest an seine Person geknuepft. Ohne ihn werde ich vermutlich gezwungen sein, mir anderswo Arbeit zu suchen. Falls ich in den Nachkriegswirren ueberhaupt eine Beschaeftigung finde!"

Hanna richtete sich innerlich und aeusserlich auf und strahlte ihn wie ein helles Licht an. "Das wuerde mir ueberhaupt nichts ausmachen", behauptete sie ruhig, in dieser Minute mannhafter als Gauss. Er solle sich nur keine Sorgen machen. Sie fuehle sich, solange er bei ihr sei, stark genug, neu anzufangen. Ausserdem, von der preussischen Niederlage muesse sich wohl jeder bedroht fuehlen. Er aber, mit seinen Faehigkeiten, werde ueberall Arbeit finden. Die Franzosen haetten sicher von ihm schon gehoert.

So leicht liess sich Gauss nicht beruhigen. Er hatte sich seine Zukunft ganz gesichert vorgestellt und fand sich nun auf schwankendem Boden. Instinktiv fuerchtete er, das Schiff seines Lebens koenne in dieselben Wasser geraten wie das seines Vaters. Auch meinte er, besser als Hanna abschaeetzen zu koennen, dass sich die franzoesische Soldateska um einen Mathematiker nicht scheren werde. Von all dem aber liess er nichts verlauten, sondern gab ihr halbherzig recht. Erst kuerzlich habe er wieder Korrespondenz mit St. Petersburg gehabt, wo sie bekanntlich immer noch einen Nachfolger fuer Euler suchten. Dann jedoch schwieg er bedrueckt.

"Ich kann es nicht ertragen", sagte Hanna nach einer Pause, "dich so bekuemmert zu sehen. Aber ich weiss auch keinen besseren Rat als

abzuwarten, wie sich die Dinge entwickeln. Am besten waere es, du wuerdest deine Sorgen fuers erste vergessen ..."

"Wie kann ich gelassen bleiben, wenn ich voraussehe, dass naechsten Monat mit dem Stipendium Schluss ist?"

"Versuch es doch einfach. Komm, wir wollen es uns auf unserem neuen Sofa gemuetlich machen."

Er setzte sich neben sie und nahm sie in die Arme, und natuerlich lenkte ihn das von seinen Zukunftsangsten ab. Hanna erregte ihn, und spaeter oeffnete sie ihren Koerper, und alle Anspannung wich von ihm.

Es folgten ungewisse Tage und Naechte, Wochen und Monate. Er nahm Verbindung zu verschiedenen Universitaeten und Forschungsinstituten auf, vor allem in Laendern, die nicht vom Krieg betroffen waren, musste jedoch meist lange warten, bis er Antwort erhielt. Anfangs fiel es ihm schwer, Bitt- und Bewerbungsbriefe an Menschen zu schreiben, die er hoechstens dem Namen nach kannte. Nachdem er aber gemeinsam mit Hanna ein wiederverwendbares Muster entworfen hatte, hielt sich der Aufwand in Grenzen. "...in Braunschweig hat uns ein unglueckliches Geschick getroffen. Wenige Tage zuvor noch im Genuss von allen Segnungen des Friedens, sahen wir unsere Fluren auf einmal zum Schauplatz des Krieges werden, unseren geliebten Fuersten toedlich verwundet, kaum ein paar Tage Ruhe in seinem Lande findend, die Verfolgungen der Feinde fliehend, und bald in fremder Erde begraben." Solche oder aehnliche Saetze standen in den Briefen, samt einer vollstaendigen Anpreisung und Auflistung seiner Resultate und Publikationen.

Insgeheim fuerchtete er sich davor, zu einem Vorstellungsgespraech eingeladen zu werden. Nicht dass er Lampenfieber gehabt haette. Sein Talent, meinte er, wuerde sich ueberall durchsetzen. Doch konnte man sich in jenem Jahr als Zivilperson nur schwer in Europa bewegen. Er waere heilfroh gewesen, fuers erste in seiner vom Krieg weitgehend verschonten Heimatstadt bleiben zu koennen, und wuenschte sich nichts weniger als fern der Heimat zum Freiwild militaerischer Willkuer zu werden.

Einer der Briefe war nach St. Petersburg gegangen, an Nikolaus Fuss, und von ihm erhielt er endlich, nach langem Warten, einen positiven Bescheid. Doch hatten die Petersburger, wie sich herausstellte, zu lange gezoegert. Sie bekamen ihn nicht. Eines Tages klopfte es naemlich an der Wohnungstuer und ehe sichs Gauss versah, stand ein franzoesischer Leutnant im Flur, der ihn aufforderte, zum Hauptquartier der Besatzungstruppen mitzukommen. Aeusserlich ruhig, bat Gauss den Mann, einige Minuten zu warten, er wolle sich anzukleiden und seiner Frau, die ausgegangen war, eine Nachricht hinterlassen.

Er begab sich ins Schlafzimmer, wo er kopflos mehrere Schraenke oeffnete. Dann eilte sein Blick die Waende entlang, als suche er einen Fluchtweg.

Endlich, in einem Versuch, sich zu besinnen, schloss er die Augen und fragte sich, was er sich hatte zuschulden kommen lassen. An seinem Stammtisch war es gang und gäbe, die Franzosen zu schmähen, und wenn er auch nicht der Vorlauteste unter den Brüdern war, so hatte er doch nie ein Hehl aus seiner Abneigung gegen die Besatzer gemacht.

Der Leutnant verhielt sich freilich nicht gerade, als ob er ihn verhaften wollte. Er war höflich oder neutral ... wahrscheinlich wusste er gar nichts über den Zweck der Vorladung.

Gauss wurde zu demselben Gebäude geführt, wo er vor Wochen seine Landvermessungspläne unterbreiten wollte. Anstelle des herzoglichen Wappens prangten die Kokarde und ein zweisprachiges Hinweisschild neben der Pforte, und fremde Soldaten eilten über den Vorplatz. Bei ihrem Anblick schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, dass mit der französischen Vorherrschaft über Westeuropa die besten Bedingungen für eine wahrhaft weiträumige Triangulation gegeben waren.

Auf den Fluren hörte man kein Wort deutsch; alle Beamte waren vorläufig nach Hause geschickt und nur einige wenige, für den laufenden Betrieb unverzichtbare Handwerker und Ingenieure übernommen worden. Doch ging die Rede, Jerome, der 'König von Westfalen' und Bruder Napoleons, beabsichtige, die Meisten demnächst in ihre alten Positionen wieder einzusetzen.

Er wurde in ein Büro geführt und musste eine Zeitlang dort warten. Das Zimmer war kürzlich umgeräumt worden, wie helle Flecken auf Parkett und Tapete bewiesen. In der Ecke am Fenster türmten sich Akten, anscheinend aussortiert. Überall, auf Regalen, Tischen und Stühlen lagen frische Druckfahnen herum, und an der Wand hatte man - etwas schief - ein Bild des Kaisers aufgehängt.

Gauss schritt unruhig hin und her und überlegte zum dutzendsten Mal, wodurch man auf ihn aufmerksam geworden war, da öffnete sich plötzlich die Tür, und ein Mann trat herein, der ihn auf Deutsch ansprach.

"Sie sind Dr. Carl Friedrich Gauss?" vergewisserte er sich und sagte dann: "Ich möchte mich entschuldigen, Sie so mir nichts dir nichts hierher gezerrt zu haben, aber ich bin nur diesen Nachmittag in Braunschweig und wollte Sie unbedingt kennenlernen. Mein Name ist von Mueller. Ich bin der neu eingesetzte Generalstudiendirektor des Königreichs Westfalen" - ein Kollaborateur also, dachte Gauss verächtlich, aber natürlich hielt er den Mund, von Mueller schien nichts Böses gegen ihn im Sinn zu haben, eher das Gegenteil, so freundlich wie er redete - "wir sind dabei, uns einen Überblick über die fähigsten Akademiker des Landes zu verschaffen, um unsere Hand über sie zu halten und dafür sorgen, dass sie an den Folgen des Krieges keinen Nachteil haben. Ich habe schon so viel Positives

ueber Sie gehoert, sowohl von deutscher als auch von franzoesischer Seite, dass Sie zu den ersten gehoeren sollen, die von dieser Politik profitieren."

Gauss wusste auf diese Anrede nicht viel zu sagen. Auch er freue sich, stotterte er schliesslich, von Mueller kennenzulernen, und natuerlich ueber die Aufmerksamkeit seitens der neuen Regierung.

"Tatsaechlich ist es so", fuhr der andere fort, "es ist ein Fonds eingerichtet worden, aus dem Wissenschaftler, die ohne Geld und Arbeit dastehen, versorgt werden koennen. Sie haben ja bisher ein Stipendium bezogen, und es ist beschlossen worden, Ihnen den entsprechenden Betrag in der neuen Waehrung weiter auszuzahlen. Die letzten Monate, in denen Sie nichts erhalten haben, werden selbstverstaendlich nachentrichtet.

Ausserdem moechte ich Sie von der Ehre in Kenntnis setzen, dass Ihnen die Mitgliedschaft als korrespondierendes Mitglied der Pariser Academie des Sciences angetragen wird, und moechte Sie bitten, diese Urkunde zu unterschreiben."

Gauss konnte sich kaum vorstellen, dass er die Wahl hatte abzulehnen. Das haette ihn wohl um jedes Wohlwollen der Besatzer und auch um einen schoenen Batzen Geld gebracht. So unterschrieb er, und dankte seinem Gesprachspartner, aber ohne ihm dabei in die Augen zu sehen. Im Abwenden des Kopfes fiel sein Blick auf das Portait des Korsen, das er vorhin noch feindselig studiert hatte. Daneben war eine weisse Stelle an der Wand, und Gauss ueberfiel schlagartig die Erkenntnis, dass dort ein Bild des Herzogs gehangen haben musste.

Da liess von Mueller, dessen schlaue Augen ihn aufmerksam musterten, die Bombe platzen: "Wir moechten in dem neuen Koenigreich, zu dem auch die ehemaligen Fuerstentuemer Hannover und Braunschweig gehoeren, die Universitaeten neu organisieren und besonders faehige Leute motivieren, sich dabei zu engagieren. Der bisherige Direktor der Goettinger Sternwarte, ein Englaender, hat sich aus dem Staub gemacht, und wir moechten Sie bitten, den vakanten Posten einzunehmen."

Jener Englaender war fuer Gauss waehrend des Studiums der Inbegriff des unfaehigen Professors gewesen und die leibhaftige Erklaerung, warum alle wichtigen Entdeckungen der Astronomie in den vergangenen Jahrzehnten von Amateuren wie Zach-Olbers gemacht worden waren. Als er sich mit Hanna ueber das franzoesische Angebot beriet, sah er also wenig Anlass, ein schlechtes Gewissen zu haben, wenn er zusagte.

Die Offerte aus St. Petersburg war damit obsolet geworden, und er war froh darueber. Wenn er ehrlich war, konnte er sich nichts Schrecklicheres ausmalen, als auf lange Zeit in jenem kalten fernen Land gefangen zu sein, wo er sich an eine voellig fremde Kultur haette gewoehnen muessen und ihm womoeglich die Ideen abhanden gekommen waeren. Um sich wohl zu fuehlen, bedurfte Gauss dessen, was manche abschaetzig die 'deutsche

Pantoffelgemuetlichkeit' nennen; er glaubte allen Ernstes, die Qualitaet seiner Arbeit haenge davon ab, und konnte sich nicht vorstellen, obwohl das eigentlich naheliegend ist, dass solche Idyllen auch in Russland gedeihen.

An jenem Abend liebte sich das Paar, und diesmal wieder mit dem altvertrauten Gefuehl, Gauss als der Bewunderte und Ueberlegene, der beileibe nicht mehr getroestet und aufgefangen werden musste, und Hanna voll Lust an der Hingabe und im Empfangen der maennlichen Gunst.

Wollen Sie wissen, was das Geheimnis hinter jenem Angebot der Franzosen war?" unterbrach sich der Erzaehler. Er fuhr aber sogleich fort, ohne erst meine Reaktion abzuwarten: "Eine Gruppe von Pariser Mathematikern, die Kontakt mit Napoleon hatten, unter ihnen die beruehmte Sophie Germain, hatte sich mit Gauss' 'Disquisitiones Arithmeticae' beschaefigt und dabei die Bedeutung des Werkes erkannt. Waehrend die Mehrheit der Wissenschaftler ihn noch wegen seiner astronomischen Resultate feierte, gehoerten diese Franzosen zu der kleinen Minderheit, die auch seine zahlentheoretischen Meisterleistungen zu wuerdigen wussten.

—

Eines Tages begegnete Hanna beim Einkaufen in der Braunschweiger Innenstadt Jens Haeussler, den sie lange nicht gesehen hatte. Die beiden erkannten sich schon von weitem, doch keiner wusste, wie er auf den anderen reagieren sollte.

Als sie sich nun naeherte, erschien sie ihm um so begehrenswerter, da er wusste, dass sie Gauss gehoerte. Gern haette er die Augen demonstrativ in eine andere Richtung gelenkt und so getan, als kenne er sie nicht, doch waehrend sie langsam auf ihn zuschritt, konnte er den Blick nicht von ihr wenden, wohl wissend, was fuer eine Macht sie ueber ihn besass (und fuer immer besitzen wuerde). Er war unfaeelig, sich auch nur einigermassen normal zu benehmen, selbst ein Gruss wollte nicht von seinen Lippen kommen.

Schliesslich, im allerletzten Moment, als sie schon fast aneinander vorbei waren, beschloss sie, seine Flegelhaftigkeit zu uebergehen und ihn anzusprechen. "Hallo, Herr Haeussler", rief sie ihm zu und blieb stehen. "Man hat Sie in Braunschweig lange nicht gesehen."

Er sah, wie sie sich zu ihm hin drehte und ihre ueppigen Haare dabei wie eine Stola ueber die Schultern wallten, und schluckte und das Herz wurde ihm eng. "Ich bin auf Studienfahrt gewesen", sagte er angestrengt. Das wisse sie doch.

"Sie hatten mir von Ihren Plaenen erzaehlt. Aber richtig verabschiedet hatten Sie sich nicht. Sind damals einfach so verschwunden."

"Verschwunden? Ich habe Ihnen einen langen Brief geschrieben, und ... aeh ... mit vielen Details, und warum es fuer mich wichtig ist, meine Ausbildung im Ausland abzuschliessen."

"Ein Brief? Ich weiss von keinem Brief. Ich weiss nur, dass Sie sich nicht mehr gemeldet haben."

Er war bestuerzt und fassungslos. In dem Brief hatte er ihr in ziemlicher unverbluemter Weise seine Liebe gestanden. Er hatte lange auf eine Antwort gewartet, doch nie eine erhalten, und schliesslich durch Dritte von ihrer Verlobung erfahren.

Er war dann nach Ende des Londoner Semesters spontan nach Paris gereist. Was sich im uebrigen als nicht ganz ungefaehrlich erwiesen hatte, weil er war fuer einen preussischen Spion gehalten und wochenlang eingesperrt worden war.

Seltsamerweise hatte er im Kerker seinen Seelenfrieden wiedergefunden und war danach in Lage, den Aufenthalt in der Fremde zu geniessen, ohne dass dauernd innere Bilder von Hanna oder der Aerger ueber die Unbestaendigkeit und Pflichtvergessenheit mancher Frauen seine Gedanken truebten, oder der Neid auf den vom Schicksal so sagenhaft beguenstigten Gauss.

Paris war nicht mehr die Stadt seiner Traeume. Was er von Robespierres Terrorregime erfahren hatte, von den Geschaeftemachern, die ihn beseitigten und an seine Stelle rueckten, und schliesslich vom machtversessenen Napoleon, hatte ihn ueberzeugt, mit der franzoesischen Revolution sei kein 'Staat' zu machen, jedenfalls keiner im Hegelschen Sinne, der die Fackel des Fortschritts voran trug.

"Wie kann das moeglich sein", sagte er. "Ich habe dich in dem Brief ueber verschiedene Absichten unterrichtet ... ein paar wichtige Dinge standen darin. Aber da kann man wohl nichts machen. Was geschehen ist, ist geschehen", und fuegte so ruhig wie moeglich hinzu: "Meine Reise hat uebrigens wesentlich laenger gedauert als beabsichtigt. Ich bin noch in Frankreich und Spanien gewesen."

"Da hast du sicher eine Menge erlebt ...", sagte sie ratlos.

"Ja, in Frankreich ist immer noch viel in Bewegung, wenn auch nicht von der Art, wie man gutheissen koennte, aber jetzt, wo ich wieder zu Hause bin, merke ich, nichts ist mehr, wie es einmal war. Die meisten meiner Freunde sind verheiratet und haben damit ... " Bei diesen Worten wurde sie rot und er verhaspelte sich, fing sich dann wieder und sagte: "Ich habe vor, fuer immer aus Braunschweig weg zu gehen."

Man hatte ihm eine Stellung in der optischen Abteilung der Goettinger Universitaet angeboten, und er war - in Unkenntnis des Gauss'schen Vorhabens - begierig gewesen, das Angebot anzunehmen; denn er fuehlte sich in seiner Heimatstadt, als dem Ort bitterer Niederlagen, nicht mehr wohl.

Hanna wusste auf diese Mitteilung nicht viel zu sagen, so dass das Gespraech versandete, und schliesslich verabschiedeten sie sich scheinbar emotionslos wie zwei oberflaechlich Bekannte.

—

Im August 1807 siedelte das Paar nach Goettingen ueber. Dabei wurde Gauss' Mutter, nachdem der Vater ueberraschend gestorben war, in den gemeinsamen Haushalt integriert.

Seine Rueckkehr in die Stadt an der Leine glich einem Triumphzug - jedenfalls in den Kreisen, die sich in einer Universitaetsstadt fuer massgeblich halten. Die Entdeckung der kleinen Planeten war eine ueberaus populaere Erfolgsgeschichte (wiewohl auf laengere Sicht fuer den Fortschritt der Astronomie bedeutungslos) und wurde von vielen haupsaechlich als sein Verdienst angesehen.

Die Eheleute wurden zu allen moeglichen oeffentlichen und halb-oeffentlichen Veranstaltungen wie Lesungen, Vortraegen, Ausstellungen und Matineen eingeladen und auf privaten Feiern herumgereicht. Damit er es sich mit niemandem verdarb, musste Gauss lange Abende mit muessiger Konversation vertun. Wie hasste er die oberflaechliche Athmosphaere solcher Gesellschaften, in denen man in Gruieppchen mit mehr oder minder Fremden herumstand und versuchte, mit geistreichen oder witzigen aber entbehrlichen Bemerkungen Verlegenheiten zu vertreiben und die Leute auf Laune zu bringen, ohne ihnen eigentlich etwas zu sagen zu haben.

Zu gern haette er sich diesen Verpflichtungen entzogen, um von frueh bis spaet die astronomischen Projekte voran zu treiben, die ihm vorschwebten. Denn man hatte ihm Gelder fuer neue Instrumente und Ausruestung zur Verfuegung gestellt, damit die Goettinger Sternwarte endlich mit anderen Observatorien konkurrieren konnte, und er verbrachte viel Zeit mit der Organisation der Bestellungen, und reiste sogar quer durch Deutschland, nach Muenchen und Jena, um dort Linsen und optische Geraete einzukaufen.

Von Muenchen aus machte er einen kurzen Abstecher in die Alpen, und dort erlebte er gekruemmte Flaechen, die alles in den Schatten stellten, was er jemals gesehen hatte, und ihn maehnten, sich wieder mehr mit der

Geometrie zu beschaeftigen. Doch die Zeit war noch nicht reif dafuer; er wuerde nicht nur die Reorganisation der Sternwarte, sondern auch die groesste Tragoedie seines Lebens hinter sich bringen, bevor er zu den godoetischen Entwuerfen und Messungen zurueckkehrte.

An jenem Morgen, als er aus Muenchen heimkam, trat ein lange schwelender Konflikt zwischen Hanna und ihrer Schwiegermutter offen zutage. "Kannst du ihr nicht klar und deutlich erklaren, dass dies nicht ihr Haushalt ist", fluesterte ihm seine Frau in der Kueche zu. "Staendig mischt sie sich in alle Angelegenheiten, weiss alles besser, und gibt Ratschlaege, wie ich zu kochen habe. Ich stehe kurz davor zu platzen. Ich verbringe meine Tage hauptsaechlich im Park und mit Einkaufen, weil ich es zu Hause nicht mehr aushalte. Dauernd versucht sie, mich zu provozieren. Zuerst passt ihr dies nicht, und dann jenes. Immer ist sie grantig und schlechter Laune und zieht auch meine Stimmung mit hinab. Ich fuehle mich ganz ungluecklich, weil sie mich absolut nicht leiden kann. Auch wenn du es bestreitest; aber es ist so: sie ist grundsaeztlich gegen mich eingestellt. Ich bin nicht gut genug fuer ihren einzigen Sohn, das Genie."

Ihm steckte noch die Reise in den Knochen, und er fuehlte sich weder in der Lage noch war er willens zu schlichten. "Es ist nun einmal so, sie ist meine Mutter", sagte er, "und du wirst dich mit ihr arrangieren muessen. Als einziger Sohn habe ich die Verpflichtung, sie bei mir unterzubringen, nachdem mein Vater tot ist."

"Ja, das hast du damals nach der Beerdigung alles so fuer dich entschieden, und mir keinerlei Mitspracherecht eingeraeumt."

"Ich sage es noch einmal: es gab keine andere Moeglichkeit. Ich weiss, die Situation ist nicht angenehm fuer dich. Aber es ist auch nicht so schlimm wie du es darstellst; also verschone mich mit deinen Klagen und mit hypothetischen Erwaegungen, wie schoen alles waere, wenn wir meine Mutter nicht bei uns haetten."

"Ich halte es nicht aus", schrie Hanna, "wie du mich behandelst. Wie ein Stueck Dreck, das sich alles gefallen lassen muss. Ich weiss, dass es durchaus andere Moeglichkeiten gibt. Denk an deinen Kollegen. Wo wir letzte Woche eingeladen waren. Du willst nur nicht darueber nachdenken, weil du die Kosten scheust. Aber du wirst schon sehen, was du davon hast, wenn ich durchdrehe und mit einem Nervenzusammenbruch ins Krankenhaus muss."

"Die Kosten waeren mir voellig egal. Nichts liegt mir ferner, als dir das Leben schwer zu machen. Ich liebe dich ..."

"Pah, Liebe! Dann beweise es doch endlich! Wie gluecklich waren wir in Braunschweig, als uns niemand in unseren kleinen Haushalt hereinredete! Ich weiss nicht, wie ich zu meiner alten Lebensfreude zurueckfinden soll, wenn ich staendig so einen miesepetrigen alten Besen um mich habe."

Er sehe keinen Sinn, sagte er, auf dieser Ebene mit ihr zu diskutieren und fluchtete in die Sternwarte. Dort lief ihm Harding ueber den Weg.

"Guten Morgen, Herr Harding." - "Guten Morgen, Herr Gauss." Die beiden hatten sich noch nicht daran gewohnt, dass dem neuen Direktor der erste Gruss zustand.

Eigentlich mochte keiner eine Unterhaltung beginnen; ein unkluger Impuls hielt sie dennoch davon ab, einfach aneinander vorbei zu gehen. So standen sie sich sekundenlang zoegernd und abschaetzend, schweigend und abwartend, ja lauernd, gegeneber. In diesem Augenblick verdoppelte sich Gauss' Aerger (ueber Frau und Mutter und seine eigene Unzulaenglichkeit hinsichtlich der Bewaeltigung von Konflikten) und richtete sich unerklaerlicherweise gegen Harding. Er erkannte, dass ihr frueher fast freundschaftliches Verhaeltnis durch seine neue Stellung einen Sprung bekommen hatte.

Auch Harding war missmutig. Gewiss haette er, mit seinen Erfahrungen, die Position des Direktors viel besser ausgefuellt als dieser junge Spund, der sich neuerdings so aufreizend gebaerdete. "Wie war denn die Reise?" fragte er. "Haben Sie alles erfolgreich zum Abschluss gebracht?"

Gauss war nicht in der Stimmung, ausfuehrlich Bericht zu geben, bequeme sich dann aber doch zu einer Erklaerung. "Sehr gut. Erfolgreicher als ich gehofft hatte. Ich habe fuer alle neuen Teleskope vollstaendige Linsensaetze bestellt, obwohl die Fraunhoferschen Glaeser eigentlich viel zu teuer sind."

"Hoffentlich haben Sie unser Budget nicht ueberschritten", entfuhr es Harding.

"Wahrscheinlich schon. Aber es war keine andere Entscheidung moeglich, wenn ich meine Plaene realisieren will."

Genauso habe ich mir das vorgestellt, dachte Harding. Oh, wenn die Stelle des Sternwartendirektors doch vakant geblieben waere! Er haette dann weiter nach Belieben schalten und walten koennen. So war er in allem an Gauss' Vorgaben gebunden. Der mochte zwar ein grosser Rechenkuenstler sein; aber das machte noch lange keinen guten Astronomen aus ihm.

3(!) Teleskope hatte sich der neue Direktor fertigen lassen! Nach Hardings Meinung alle mit der falschen Technik ausgestattet! Die Richtung, in die Gauss die Sternwarte trieb, wollte ihm nicht gefallen. Er fand, der Andere fuehre sich wie ein Anfaenger auf. Die neueste und teuerste Technik, ohne jeden Blick fuer ein vernuenftiges Preis-Leistungs-Verhaeltnis! Was die Franzosen wohl von diesem Finanzgebaren halten wuerden? Gauss hatte sicher nicht nur eigene, sondern auch Mittel aus dem gemeinsamen Jahresetat verbraucht. Da konnte es fuer ihn, Harding, eng werden. Nur gut, dass er letzte Woche die Filterbestellung noch unter Dach und Fach gebracht hatte!

Diese Gedanken sprach er natuerlich nicht offen aus, sondern sagte nur vieldeutig: "Ja, wer so eine weite Reise macht, muss ordentlich was heimbringen."

Gauss spuerte die Kritik in diesen Worten, so artig und hoeflich sie auch vorgebracht wurden. Da er ohnehin kein Vergnuegen an dem unergiebigem Gespraech hatte, drehte er sich abrupt um und liess Harding einfach stehen, was den zu der Erkenntnis brachte, der neue Direktor sei ein Mann von schlechten Manieren. "Als Student und solange er etwas von mir wollte, hat er sich zurueckgehalten. Jetzt zeigt er sein wahres Gesicht. Das wird noch ganz schoen schwierig werden."

Spaeter hatte Gauss einen Termin bei seinem Verwaltungsleiter. Auf dem Weg dorthin wurde er in der Halle von einem Studenten mit ziemlich lauter und unangenehmer Stimme angerufen. "Herr Direktor... eine Frage bitte, in Zusammenhang mit der Aufgabe, die Sie mir vor Ihrer Abreise gestellt haben."

"Im Moment geht es leider nicht. Ich bin verabredet. Kommen Sie ein andermal vorbei." Er war heute nicht darauf erpicht, Zeit mit Studenten zu vertun. Hanna und Harding hatten ihn schon genug aufgeregt.

"Aber ich kann sonst nicht mit meiner Arbeit fortfahren", klagte der junge Mensch so erregt, als waere Gauss verpflichtet, ihm sofort zu helfen.

Den kuemmerte das wenig. "Sehen Sie zu, dass Sie allein fertig werden. Sie haben doch selbst einen Kopf."

"Gut, in Ordnung. Wenn es partout nicht moeglich ist. Aber wie ist es mit morgen? Haben Sie morgen Zeit?"

"Kann ich im Moment noch nicht absehen. Schauen Sie einfach, ob ich da bin."

"Gut, in Ordnung", wiederholte sich der Student. "Aber koennten Sie mir vielleicht eine Uhrzeit angeben?" Er liess nicht locker und begann ganz entschieden, seinem Professor auf die Nerven zu gehen.

"Nein, das kann ich nicht", blaffte Gauss ihn ploetzlich an. "Ich weiss ueberhaupt nicht, ob ich morgen Zeit fuer Sie habe, oder uebermorgen. Ich bin im Moment staendig mit der Ausruestung der Sternwarte beschaeftigt; Sie muessen eben warten, ob und wann ich ein paar Minuten fuer Sie eruebrigen kann."

Wie Sie sehen", sagte der Alte, "war Gauss ziemlich launisch. Und dies bereits in jungen Jahren. Er konnte zwar, was eher selten vorkam, mit seinen Schuelern auch sehr liebenswuerdig umgehen. In solchen Faellen vereinbarte er mit ihnen einen Termin, an dem er sich fuer alle Fragen viel Zeit nahm. Wenn sie dann hereinkamen, wuerde er sich zuerst entspannt auf seinem Arbeitssessel niederlassen, die Augen nach unten gerichtet, die Haende ueber der Brust gefaltet, und ihren Ausfuehrungen lauschen. Dann

wuerde er antworten; in freier, klarer, offener und einfacher Sprache. Und wenn er einen wichtigen Gesichtspunkt hervorheben wollte, wuerde er den Kopf heben, sich direkt an einen der Zuhoerer wenden, und ihn waehrend einer kurzen emphatischen Rede mit seinen blauen Augen eindringlich mustern. Wenn er von allgemeinen Prinzipien zur Entwicklung spezieller Formeln ueberging, wuerde er sich erheben und in gerader Haltung und mit seiner sauberen Handschrift auf die kleine schwarze Tafel schreiben, die an der Wand dem Fenster gegenueber angebracht war. Immer gelang es ihm, durch oekonomische Anordnung mit dem geringen Platz auszukommen, und auf die Durchfuehrung numerischer Beispiele legte er mindestens ebenso viel Wert wie auf das Verstaendnis von Prinzipien.

Heute jedoch liess er den studentischen Bittsteller abblitzen; es gab mehr als genug Gruende, schlecht gelaunt zu sein. Wenn er ehrlich in sich hinein horchte, so langweilten ihn die Muehen der astronomischen Beschaffungen. Trotz seiner Stellung fuehlte er sich nicht wirklich als Sternenforscher, sondern als Mathematiker; und die heimliche Irritation, die daraus resultierte, verdarb ihm nachhaltig den Seelenfrieden.

Er begab sich schnurstracks ins Buero seines Verwaltungsleiters, dem er eine Liste mit den verausgabten Geldbetrageen uebergeben wollte, zusammen mit einigen Vorabrechnungen, die zu begleichen waren. Der Mann legte schnell einige Papiere zur Seite, an denen er gearbeitet hatte, ehe Gauss eintrat, und machte zwei Buecklinge. Dann beugte er sich geschwind ueber die Zahlen und Figuren, er verhielt sich wie das ganze Gegenteil von Harding, und das war in diesem Moment genau das Richtige, um Gauss zu besaenftigen.

Es ist eben ein Unterschied, ob einer des Morgens Bleistifte gespitzt und waehrend einer ausgiebigen Fruehstueckspause die 'Goettinger Neuesten Nachrichten' studiert hat, mit einem Bericht ueber die Hochzeit des Prinzen Soundso, oder ob er die ganze Nacht am Fernrohr gesessen und vergeblich gehofft hat, der Himmel moege ihm einen klareren Blick auf die Sterne goennen.

Gauss blieb geduldig stehen, waehrend der Beamte die Summen pruefte und schliesslich eine Akte hervorholte, in der jene Geldbetragee verzeichnet waren, die die Sternwarte im laufenden Geschaeftsjahr investieren durfte. Schliesslich blickte er auf, und in seinem Laecheln lag eine seltsame Befriedigung.

"Herr Direktor, wenn mich nicht alles taeuscht, sind Sie genau innerhalb des vorgegebenen Grenzwertes geblieben, genau auf Linie sozusagen. Wenn man die heuern Mittel der Sternwarte mit dem Fonds, der Ihnen persoendlich zur Verfuegung steht, zusammenrechnet, sind alle Ausgaben gedeckt."

Er enthielt sich der Bemerkung, dass die uebrigen Astronomen somit im laufenden Jahr jedweder Moeglichkeit fuer weitere Einkaeufe beraubt

waren. Vielleicht fiel es ihm in seiner Unterwerfung noch nicht einmal auf ... aber doch, an Harding und seine unorthodoxen Beschaffungsmethoden musste der Mann mit Sicherheit denken.

Sie wurden alle gezwungen sein, mit ihren alten Ausrüstungen weiterzumachen, oder, was Gauss natürlich zupass käme, ohne weitere Diskussion zu seinen Instrumenten über zu wechseln und sich an den von ihm geplanten Beobachtungen zu beteiligen. Mit den Jüngeren hatte er ohnehin schon gesprochen, die liessen sich nicht lange bitten. Nur Harding und sein engster Mitarbeiter wurden wohl an ihrem eigenen Forschungsprogramm festhalten.

Vor allem war Gauss erleichtert, dass er nicht bereits bei seinen ersten Transaktionen als Direktor Schwierigkeiten mit der Universitäts- oder gar der Besatzungsverwaltung bekommen würde. Er hatte sich schon vorgeworfen, nicht genauer nachgerechnet zu haben.

Er wollte sich eben von seinem Beamten verabschieden, da hörte er: "...ach uebrigens, Herr Direktor, es wird doch moeglicherweise eine Schwierigkeit geben. Und zwar Professor Harding ... er hat fuer sein Teleskop einige ziemlich teure Filter bestellt ... und ich bin mir nicht sicher, ob die Order unter dem Vorbehalt Ihrer Unterschrift oder schon endgueltig erfolgt ist. Herr Harding hat immer noch die Angewohnheit, solche Vertraege als Direktor zu unterzeichnen. Sie sollten auf jeden Fall mit ihm sprechen."

Das hoerte sich nach Schwierigkeiten an, fand Gauss und marschierte spornstreichs in Hardings Buero, um diesen zu vernehmen.

"Herr Harding", fragte er, "haben Sie einen Moment Zeit fuer mich?"

Der Angesprochene drehte sich verwundert auf seinem Stuhl und zog die Augenbrauen hoch.

"Ich habe soeben vernommen, dass Sie neue Filter fuer Ihr Teleskop bestellt haben", setzte er an, und das Ungeduldige und Barsche seiner Stimme vibrierte foermlich in der Luft.

"Ja und?" fragte Harding, aeusserlich provozierend kalt, aber innerlich alarmiert.

"Ich habe darueber mit der Verwaltung gesprochen und muss Sie bitten, die Bestellung rueckgaengig zu machen. Die Institutsmittel geben das im Moment nicht her. Sie muessen die Beschaffung auf naechstes Jahr verschieben."

"Das wird nicht moeglich sein", erwiderte Harding. "Ich habe den Vertrag bereits rechtsgueltig unterschrieben; ein Ruecktritt ist ganz ausgeschlossen. Ausserdem, offen gesagt, selbst wenn es moeglich waere, ich wuerde es nicht tun. Die neuen Filter sind unbedingt erforderlich, wenn ich meine Messungen sinnvoll fortsetzen will. Die alten verzerren das Bild in einer

Weise, dass sie jeden Fortschritt in unseren Beobachtungen verhindern. Daher mussten wir in diesem besonderen Fall das modernste Produkt einkaufen - so sehr wir uns auch sonst bemuehen, mit bescheideneren Mitteln und veralteter Technik auszukommen. Anders als gewisse Leute, die selbst fuer Rohre und Stative nur die teuersten Legierungen bestellen."

Durch den letzten Satz fuehlte sich Gauss direkt angegriffen. "Falls Sie mich damit meinen, moechte ich darauf hinweisen, dass man mir persoendlich entsprechende Mittel zur Verfuegung gestellt hat ..."

"Dann verstehe ich nicht, wo die Schwierigkeit liegt", unterbrach ihn Harding ironisch.

"Ja", ereiferte sich Gauss, "das Problem liegt darin, dass Sie eigenmaechtig Bestellungen aufgeben und als Institutsleiter unterzeichnen! Sie haetten sich auf jeden Fall vorher mit mir absprechen muessen."

"Diese Ausgaben waren schon lange geplant. Es war in der ganzen Sternwarte bekannt, dass wir die Filter unbedingt benoetigen. Sogar beim Mittagessen in der Kantine ist darueber gesprochen worden."

"Ich werde Ihnen jetzt etwas sagen, Herr Harding. Es ist mir ganz gleich, was Sie in der Kantine besprechen oder besprochen haben. Sie werden morgen Ihre Order im Namen der Sternwarte rueckgaengig machen, und ich hoffe in Ihrem Interesse, dass die Herstellerfirma so kulant ist, dem zuzustimmen. Ausserdem verbiete ich Ihnen in Zukunft, solche Auftraege ohne meine Erlaubnis zu vergeben."

"Gar nichts werde ich tun. Schliesslich werden die Filter dringend gebraucht."

"Dann mache ich selber die Bestellung rueckgaengig. Ich habe keine Schwierigkeiten, Sie zu blamieren. Das werden Sie schon sehen. Ich werde das durchziehen, und wenn ich dazu die Hilfe der Franzosen in Anspruch nehmen muss!"

"Tun Sie, was Sie nicht lassen koennen", sagte Harding, und damit war das Gespraech fuer ihn beendet.

Gauss war, als sei sein Bewusstsein in zwei Teile gespalten. Mit der einen Haelfte stand er neben sich selbst und beobachtete, wie die andere mutwillig ein gewachsenes Vertrauensverhaeltnis zerstoerte. Er haette gern alles zurueckgenommen oder sich wenigstens dafuer entschuldigt, befand sich jedoch in einer derart gereizten Stimmung, dass sich die andere Haelfte seines Ich immer weiter in einen unmaessigen Zorn hinein steigerte und ihn an jeder versoehnlichen Geste hinderte. Sie lechzte foermlich danach, dass der Streit eskaliere.

Harding wiederum war nicht der Mann, so mit sich reden zu lassen, mehr noch, solche Saetze jemals zu vergessen, und haette selbst eine umgehende Entschuldigung nicht angenommen. Er konnte nicht mehr an

sich halten und vergass alles, wozu er sich vor einer Stunde noch ermahnt hatte; denn er hielt fuer gezielte Provokation, was bei Gauss nur ein Anfall von schlechter Laune war, und haette um keinen Preis auch nur einen Zentimeter nachgegeben.

Waehrend der folgenden Tage gingen sich die beiden Streithammel so weit wie moeglich aus dem Weg, und sprachen kein einziges Wort miteinander. Gauss setzte sich tatsaechlich mit der Universitaetsverwaltung in Verbindung, deren Juristen mit dem Filterhersteller einen Vergleich schlossen.

Dies erboste Harding dermassen, er fuehlte sich durch den Juengeren oeffentlich herabgesetzt, ja entmuendigt, dass er ihn von da an nie mehr gruesste, wenn sie sich zufaellig auf dem Flur begegneten. Dass Gauss juristisch im Recht war und ihm in Zukunft noch reichlich schaden konnte, war ihm ganz gleichgueltig. Im Grunde war er ein ausgeglichener, auf Ausgleich bedachter und keineswegs ein zaenkischer oder allergischer Charakter. Hier jedoch meinte er, sei eine Grenze ueberschritten; durch die Vorgaenge war ein harter Kern in seinem konsilienten Wesen freigelegt worden.

Das Zerwuerfnis erreichte seinen Hoehepunkt, als Gauss einige Wochen spaeter ohne Ruecksprache anordnete, Hardings Teleskop muesse aus der grossen Kuppel entfernt werden und in eine kleinere, wesentlich weniger komfortable mit stark eingeschaerktem Sichtwinkel umziehen, um Platz fuer seine eigenen Instrumente zu schaffen.

Es kam zu einem Wortgefecht zwischen den Kontrahenten, das beinahe in ein Handgemenge ausartete. Ich will ueber diesen unerquicklichen, doch fuer den weiteren Fortgang der Chronik bedeutungslosen Dialog hinweggehen und stattdessen den Blick in Gauss' Privathaushalt zuruecklenken.

—

Dort war es an jenem Vormittag, als er sich zum ersten Mal mit Harding stritt, zu einem heftigen Streit unter den Frauen gekommen, der damit begann, dass die Mutter in die Kueche stolzierte, um der Dienstmagd und einer von Gauss unzufrieden und veraergert zurueckgelassenen Hanna beim Kochen auf die Finger zu schauen - so jedenfalls empfand es die junge Frau, sobald ihre Schwiegermutter eintrat; nichts als Abwehr und, nachdem sich die Alte ueber den Zustand des Gemueses ausgelassen hatte, helle Empoerung.

Der Zustand des Gemueses sei ausgezeichnet, erwiderte sie, und ueberhaupt, das muesse einmal deutlich gesagt werden, ginge er die Schwiegermutter einen feuchten Kehricht an.

Das konnte diese nicht auf sich sitzen lassen. Sie reagierte ebenso feindselig und voellig unbeeindruckt, dass Hanna die Hausherrin hervor kehren wollte. Ein Wort gab das andere und schon war man mitten drin im schoensten Jahrhundertstreit ...

Im allgemeinen verlaufen solche Gefechte zwischen Muettern und Schwiigertoechtern ausgeglichen. Mal gewinnt die eine ein Scharmuetzel hier, mal die andere eines dort. Ein jedes verteidigt sein Terrain und wartet darauf, dass der Hausherr den Streit bei seiner Heimkunft schlichtet. Doch heute fuehlte Hanna sich muede und angeschlagen und krank und verlor ploetzlich die Lust, sich weiter mit der kiebigen Alten herumzuaergern. Was sollte das auch bringen. Es wuerde ihr nur den Rest des Tages vergaellen. Wortlos legte sie ihre Schuerze ab und verliess die Kueche. Die Andern wuerden schon ohne sie zurechtkommen. Sie streifte im Flur den Mantel ueber und machte sich auf den Weg in die Stadt.

Nichts haette der alten Frau Gauss besser schmecken koennen, als im Hause das Zepter zu schwingen. Sie fuehlte sich auf der ganzen Linie als Siegerin, sie frohlockte, und erst Stunden spaeter, als sie sich auf der Chaiselongue im Wohnzimmer entspannen wollte, meldete sich in einem Winkel ihres Hinterkopfes das schlechte Gewissen.

Hanna aber spazierte gedankenverloren durch die Innenstadt, so dass sich schon einige Ladenbesitzer zu wundern begannen, und als sie sich einigermassen beruhigt hatte, lief ihr Haeussler ueber den Weg; da er allein lebte und nur ueber ein mittleres Gehalt verfuegte, musste er seine Einkaufe selbst erledigen.

Die beiden sahen sich haeufiger, als ihnen lieb war. Gewoehnlich versuchte Hanna, ihm auszuweichen, aber heute war es ihr ganz recht, sie wollte ausprobieren, wie er darauf reagierte, wenn sie ihm einen ermunternden, auffordernden Blick zuwarf. Ob seine gewohnt finstere Miene sich aufhellen wuerde?

Schliesslich, warum sollte sie das nicht tun. Sie hatte ihn immer gern gemocht und fuehlte sich noch heute zu ihm hin gezogen. Das Finstere stand ihm nicht schlecht. Mit Gauss lebte sie schon fuenf Jahre zusammen, gluecklich und zufrieden, wie es so schoen heisst, kannte sein Wesen in- und auswendig ... wenn sie ehrlich war, sie haette nichts dagegen gehabt, von Haeussler angesprochen zu werden.

So sind die Frauen. Jahrelang zeigen sie einem Mann die kalte Schulter und ploetzlich, wenn es ihnen einfaellt, meinen sie, er muesse auf dem Sprung sein, wenn sie pfeifen. Haeussler jedenfalls blickte starr geradeaus, als er ihr ansichtig wurde, und tat, als wuerde er sie nicht erkennen. Oh, da

hasste sie ihn, wie er so teilnahmslos und abweisend an ihr vorbei eilte. Haette nicht wenigstens er heute ein gutes Wort fuer sie haben koennen? Jetzt in diesem Augenblick konnte sie es gebrauchen, und vielleicht noch etwas mehr; aus seinem Blick und seiner Stimme, aus dem Zittern seiner Lippen und der unruhigen Bewegung der Brauen haette sie Zeichen von Verwirrung oder gar Leidenschaft herauslesen moegen, die er ihr immer noch entgegenbrachte.

Nichts dergleichen! Er hatte es wohl vermerkt, dass sie ihm immer ausgewichen war. Das war ihm auch ganz recht gewesen; sonst haette er es noch weniger ausgehalten, sie gluecklich mit Gauss verheiratet zu wissen, alle Intimitaeten mit dem Nebenbuhler teilend, die man sich denken kann. Er wuerde es nie in Betracht gezogen haben, nur einen einzigen Zoll auf sie zuzugehen.

—

Die Zeit verging ... Napoleon wurde vertrieben, Gauss versoehte sich mit seiner Frau, und Hanna arrangierte sich notduerftig mit ihrer Schwiegermutter. Eines Tages erhielt er von den Bruedern Humboldt einen liebenswuerdigen Brief. Wie er wisse, seien sie dabei, in Berlin eine neue Universitaet zu gruenden und diesbezieglich in der Lage, ihm ein sehr grosszuegiges Angebot des preussischen Innenministeriums und der Berliner Akademie der Wissenschaften zu unterbreiten. Es handele sich um eine ganz besondere Position, vollkommen frei von Lehr- und anderen Verpflichtungen (die Gauss, wie jedermann wusste, als sinnlose Opfer ansah) und nur der Forschung verpflichtet, so dass er ungestoert von Nebengeschaeften sich seinen Neigungen hingeben koenne.

Er muesse nicht sofort entscheiden, duerfe sich ein halbes Jahr bedenken, bis zu der wissenschaftlichen Konferenz im naechsten Fruehjahr, ueber die er im beiliegenden Faltblatt mehr erfahre und zu der man ihn hiermit herzlich einlade.

Gauss las seiner Frau den Brief laut vor. Zu jener Zeit hielt sich die Zahl seiner akademischen Ehrungen noch in Grenzen und er liebte es, die Anerkennung, die er erfuhr, mit ihr zu teilen.

Sie bemerkte, wie seine Augen leuchteten und sagte etwas beklommen: "Das hoert sich ja sehr gut an. Man scheint dort viel von dir zu halten. Wirst du das Angebot annehmen?"

"Eigentlich muesste ich", erwiderte er leichthin. "Nachdem Preussen in Deutschland mehr und mehr die Oberhand gewinnt, wird sich Berlin in den naechsten Jahren sicherlich zum Zentrum der Naturforschung entwickeln. Wie du siehst ... sie sind jetzt schon dabei, die bekanntesten Leute

zusammenbringen. Und doch - jetzt habe ich mich in Goettingen gerade eingewoehnt, die Sternwarte neu organisiert, das Buero eingerichtet, meine Stellung in der Fakultaet gefestigt. Es kann also richtig mit der Arbeit losgehen. In Berlin muesste ich ganz von vorn anfangen. Ausserdem, zuallererst sollte ich dich fragen, was du von der Sache haeltst. Wuerdest du gern dahin ziehen?"

"Mir geht es genau wie dir", antwortete sie erleichtert. "Ich beginne gerade, mich hier heimisch zu fuehlen, habe mich mit den Nachbarinnen angefreundet und so weiter. In Berlin muesste ich mich voellig neu orientieren. Natuerlich werde ich mitkommen, falls du den Ruf annimmst. Bedenke aber auch, dass unser Kind noch ganz klein sein wird. Ich glaube, so ein Umzug ist ziemlich anstrengend und nervenaufreibend." Seit ihre Schwangerschaft feststand, reagierte sie vorsichtig und empfindlich auf aessere Einfluesse. Sie lehnte laengere Wandertouren im Weserbergland, im Bramwald und im Reinhardswald, die noch vor Wochen jeden zweiten Sonntag auf dem Programm der Eheleute gestanden hatten, neuerdings rundweg ab, mit der Begruendung, starke Belastungen oder gar ein Sturz koennten sich nachteilig auf das Ungeborene auswirken. Gauss hatte sich damit abzufinden, dass sonntags nach dem Kirchgang nurmehr kurze Spaziergaenge durch die Stadt oder die nahegelegenen Felder unternommen wurden. Wenigstens lernte er dadurch Goettingen besser kennen, jenen Ort, der ihm inzwischen zur zweiten Heimat geworden war. Die Bande zum einst innig geliebten Braunschweig begannen zu verblassen.

Goettingen war und ist auch heute noch ein kleines Nest, das nur durch die Universitaet eine gewisse Bekanntheit erreicht hat. Wer gut laufen kann, braucht keine zwei Stunden fuer eine Runde entlang des Stadtwalles. Durch das Zentrum gibt es zwei breite Verbindungswege von Ost nach West, die Groner Strasse (nach einem nahegelegenen Staedtchen benannt) und jene, welche heute die Goethe-Allee heisst. Von Nord nach Sued bricht ein alter Handelsweg durch den Ort, welcher das Niedersaechsische mit den hessischen Grosstaedten verbindet. Zwischen all dem eingebettet sind Markt, Johanniskirche, Rathaus und die diversen Einrichtungen der Universitaet.

Sie wandelten in den kurzen Seitengassen, trafen hie und da einen Bekannten, und schliesslich zogen sie sich in ihr Heim bei der Albanikirche nahe des oestlichen Schutzwalles zurueck. Er konnte sich genau vorstellen, wie sie als Mutter sein wuerde, uebervorsichtig, und ihre Kinder wuerden an allererster Stelle stehen, noch vor dem Ehemann. Sie wuerde sie zu sehr behueten, dachte er, hatte aber nichts dagegen; bei ihm zu Hause war es nicht anders gewesen.

Er ueberlegte lange, wie er auf das preussische Angebot reagieren sollte. Schliesslich entschied er endgueltig, den Ruf abzulehnen. Er wollte den

Humboldts dies jedoch nicht schriftlich, sondern in einem persönlichen Gespräch mitteilen. Daher sagte er seine Teilnahme an der Tagung zu.

Am 20.5.1810 brach er in die preussische Hauptstadt auf. Dort angekommen, fand er alles viel imposanter und spektakulärer als in der Provinz. Wo in Göttingen enge Gassen und windschiefes Fachwerk das Strassenbild bestimmten - sogar das Rathaus und die Gebäude der Universität, die Aula, die Bibliothek und die Mensa sind erst im Laufe des 19. Jahrhunderts, lange nach Gauss' Tod, durch modernere Bauten ersetzt oder ergänzt worden - spiegelte sich in der Berliner Architektur - durch die kurze Phase der französischen Fremdherrschaft nicht wirklich unterbrochen - die Entwicklung zu einer europäischen Hauptstadt. Die ursprüngliche, spätmittelalterliche Bebauung war weitgehend niedergerissen worden, auch an der Spree und ihren Kanälen, wo sie bis ans Ufer gereicht hatte, und nun reihten sich riesige steinerne Quader mit einer einheitlichen Traufhöhe von über 50 Metern an breiten Boulevards. Die Stadt sah in ihrem Skelett bereits so monumental aus, wie ein Tourist sie heutigentags in Erinnerung behält.

Gauss war beeindruckt. Um so mehr, als er mit grossem Tamtam und Brimborium empfangen wurde. Er war in ein nobles Hotel unmittelbar bei der Akademie einquartiert, inklusive vorzüglicher Verpflegung nach freier Auswahl. Ausserdem hatte man ihm einen der Hauptvorträge zugewiesen, denjenigen über die Fortschritte der Mathematik. Da brauchte er sich übrigens nicht anzustrengen, die zeitgenössische deutsche Mathematik, das waren hauptsächlich seine eigenen Forschungsergebnisse; und trotzdem machte ihm dieser Termin zu schaffen, denn er war kein grosser Redner und zog die Debatte der Vorlesung vor.

Noch mehr zu schaffen machte ihm die bevorstehende Unterredung mit Wilhelm von Humboldt, der ihn, so glaubte Gauss, bereits fest in Berlin sah. Doch brachte er beide Hürden glücklich hinter sich. Die Besprechung mit dem preussischen Bildungsminister war einfacher als befürchtet. Als ein Mann von grosser Umsicht hatte er durch verschiedene Kanäle erfahren, dass er sich eine Absage einhandeln würde, und dachte, man sollte es sich mit Gauss nicht verderben, vielleicht, dass er in einigen Jahren seine Meinung änderte.

Alexander von Humboldt, der umtriebige Weltreisende, ist berühmter geworden, und doch ist sein Bruder in mancher Hinsicht genialer gewesen, ein Künstler im Umgang und der Führung von Menschen ...

... jetzt sind sie beide tot" entfuhr es jaehlings heftig meinem Erzähler, ganz so, als würde er eine Befriedigung aus dieser Tatsache ziehen, und es entstand ein beklemmendes Schweigen.

Dann setzte der Redestrom wieder ein: "Nach seinem Vortrag und jener Unterredung fühlte sich Gauss wie befreit und offen fuer wissenschaftliche

Diskussionen mit den fast 100 Konferenzteilnehmern aus den verschiedensten Disziplinen, die ihn nun alle kannten und sich ihrerseits freuten, mit ihm ins Gespraech zu kommen. Zwischen den Sitzungen stand er mal mit Astronomen, mal mit Physikern zusammen und liess sich neue Entwicklungen schildern. Am wenigsten mochte er von den Mathematikern hoeren. Er hatte selber noch grosse Plaene, und was ihm ueber die Franzosen berichtet wurde, die eine grosse produktive Gruppe in Paris bildeten, machte ihn eifersuechtig.

Die Gespraechе fanden in den Wandelhallen der Akademie statt. Dort waere uebrigens Gauss, als er sie zuerst betrat, fast in seiner Entscheidung schwankend geworden, denn wo in Goettingen Enge herrschte und leere Kassen, bestimmte hier weite lichte Fueelle und eine Ahnung von unbegrenzten Ressourcen den Blick des reisenden Wissenschaftlers.

"Herr Professor Gauss", wurde er ploetzlich angerufen, als er zufaellig einmal allein dastand. Ein junger Mann ruderte auf ihn zu und stuerzte sich mutig in den folgenden Monolog: "Bitte entschuldigen Sie, dass ich Sie anspreche. Mein Name ist Wilhelm Weber. Ich bin Physikstudent aus Leipzig und habe gerade meine Doktorarbeit ueber Optik abgeschlossen. Ich wuerde mich gern ueber Ihre astronomischen Resultate mit Ihnen unterhalten, die ja leider nicht Thema Ihres Vortrages waren. Denn ich beabsichtige, mich nach dem Studium als Konstrukteur fuer optische Geraete selbststaendig zu machen, und es waere sehr freundlich, wenn Sie mir einen Ueberblick geben koennten, welche Instrumentierungen nach Ihrer Meinung in diesem Bereich eine Zukunft haben und wie Ihre Beschaffungsplaene fuer die Sternwarte aussehen."

Weber hatte ueber eine halbe Stunde lang (und auch schon am Tag zuvor) auf einen guenstigen Moment gewartet und staendig von weitem zu Gauss hinueber geschielt, waehrend er in einer Ecke der Halle gelangweilt bei saechsischen Landsleuten herumlungerte und sein Gewicht unruhig vom rechten Fuss auf den linken und zurueck verlagerte, und sich im selben Moment von der Gruppe geloest, als Gauss' Gespraechspartner sich entfernte.

Er hatte ein Mondgesicht und schon mit Anfang 20 ausgesprochen duennes Kopfhaar (nur hinten hielt sich ein Kranz duenner Locken), und wulstige Lippen, die er beim Sprechen vorzustuelphen pflegte. Er war von gedrungener Gestalt und hielt seinen Kopf meist leicht vorgebeugt, und mit dieser Haltung und seinem ganzen Blick und Gehabe signalisierte er dem Gegenueber Verbindlichkeit, ja Beflissenheit. Dabei war er im Innern impulsiv und voller Unruhe. Jetzt zum Beispiel befragte und vergewisserte er sich jede Sekunde, wie er mit seinem Verhalten bei Gauss ankaeme, und dass er auch ja nichts falsch mache.

Bei seiner Arbeit war er ein unsteter Geist, der sich selten lange auf ein Problem konzentrieren konnte. Nur wenn er eine Sache fuer wirklich wichtig

erkannt hatte, steigerte er sich in sie hinein und blieb dann bei ihr stehen. So war es mit seiner Anhaenglichkeit und Zuneigung fuer Gauss - und uebrigens auch mit dem Gedanken der wissenschaftlichen Freiheit, der ihn spaeter mit den Behoerden in Konflikt gebracht hat.

Bitte entschuldigen Sie", unterbrach der Erzaehler hier seinen Vortrag, "wenn ich eine Beschreibung abgebe, die auf einen ziemlich haesslichen und unangenehmen Menschen schliessen laesst. Aber meine Meinung ist durch ein persoenliches Vorurteil gepraeagt; und ich will daher nichts mehr ueber ihn sagen, nur dass er die aeusseren Nachteile durch ein offenes und zuvorkommendes Temperament wett machte, ein Naturell, das einen schwerbluetigen Charakter wie Gauss unweigerlich anziehen musste. Er naehrte sich dem Aelteren mit dem grossten Respekt, wobei ihm die Bewunderung aus allen Poren stroemte, zugleich aber auf eine dem Anschein nach unbefangene und natuerliche, fast burschikose Weise, die gegen das kuenstliche Getue vieler Wissenschaftlerkollegen wohlthuend abstach, und Gauss gleich bewog, zu ihm Vertrauen zu fassen. Dass Weber in der Oeffentlichkeit gelegentlich ins Fettnaepfchen trat, darueber sah er hinweg; und so bahte sich hier eine Bekanntschaft an, von der beide noch profitieren wuerden.

Er wartete nun auf Gauss' Reaktion. Er wusste aus Erfahrung, dass bei Annaeherungsversuchen an bekannte Persoenlichkeiten immer mit einer Abfuhr zu rechnen war, besonders wenn die Arbeitsgebiete sich nicht eigentlich deckten.

In diesem Fall aber traf er auf offene Ohren, nicht nur der allgemein guenstigen Stimmung wegen, sondern auch, weil den Goettinger die Kenntnisse interessierten, die ihm der Andere in der Optik und dem Magnetismus voraus hatte.

"Ich fuehle mich nicht nur als Mathematiker und Astronom", sagte Gauss nicht wenig selbstverliebt im Laufe ihres Gespraeches, "sondern auch als Physiker. Urspruenglich habe ich eine Karriere als Landvermesser angestrebt, und alles, was auf jenem Gebiet geschieht, interessiert mich nach wie vor brennend. Mit den Franzosen hatte ich bereits Kontakte, um in Deutschland eine umfassende Landvermessung durchzufuehren, und hoffe nun, dass sich die Preussen zu einem aehnlichen Projekt ueberzeugen lassen."

Weber machte grosse Augen, dass ein Grundlagenforscher sich fuer ein so profanes Handwerk interessierte, schwieg aber fuer den Moment. Er sah die Fuehlungnahme bereits dadurch als Erfolg, dass er den grossen Mathematiker dazu gebracht hatte, ueber sein Steckenpferd zu plaudern. "Dabei interessieren mich die Grundlagen der Geodaesie am meisten", setzte der seine Rede fort, "zum Beispiel der Erdmagnetismus, auf den man sich bei der Vermessung grosser Flaechen viel mehr stuetzen sollte, aber vor allem auch grundlegende Fragen, zum Beispiel, ob die vermessenen

Dreiecke tatsaechlich gewoehnliche ebene Dreiecke sind, oder womoeglich leicht gekruemmt, aufgrund bisher unbekannter Phaenomene, die das Licht von seinem geraden Wege ablenken.

In der taeglichen Praxis des Geometers sind solche Effekte ohne Belang; aber auf lange Sicht, wenn man, wie Humboldt, ganze Laender oder Kontinente praezise vermessen will, koennten sie wichtig werden. Ich fuerchte nur, mit den heutigen Theodolithen werden sich derart genaue Untersuchungen nicht durchfuehren lassen. Ausserdem ist man durch die endlichen Sichtverhaeltnisse eingeschraenkt. Ich habe schon ueberlegt, ob man die Lichtstrahlen der Sonne, gespiegelt und ueber weite Entfernungen sichtbar, noch besonders bearbeiten koennte, um die Praezision der Messungen zu erhoehen."

"Das ist vielleicht eine Moeglichkeit", raeumte Weber ein, und gab dann zu bedenken: "Die Messgenauigkeit wird auch durch den Linsenschliff und die Feinmechanik der Montierung eingeschraenkt." Und nachdenklich: "Man muesste einen echten Qualitaetsprung bei den Theodolithen erreichen." Und dann: "Vielleicht koennte ich Ihnen dabei helfen. Wenn Sie nichts dagegen haben, werde ich mich mit dem Thema beschaeffigen, und zu einem spaeteren Zeitpunkt darueber Bericht erstatten."

"Ueberhaupt nicht. Im Gegenteil", sagte Gauss. "Man sollte tatsaechlich einmal ausloten, was sich in dieser Hinsicht erreichen laesst. Die Geraete, die heutzutage von Landvermessern verwendet werden, sind mit Sicherheit nicht das nonplusultra, was sich technisch erreichen laesst."

—

In jenen Tagen stand in Goettingen die Berufung eines Professors fuer Optik an, und Gauss wusste im Voraus, dass sich hier ein neuer Kriegsschauplatz zwischen Harding und ihm entwickeln wuerde. Den Astronomen war bei der Besetzung der neu eingerichteten Stelle ein Mitspracherecht eingeraeumt worden, da der Lehrstuhlinhaber sich auf die Konstruktion astronomischer Linsen und Geraete konzentrieren sollte, damit Goettingen nicht vollends den Anschluss an die Fraunhoferschen Werkstaetten in Muenchen und an Schott und Zeiss in Jena verloere, und sowohl er wie Harding waren Mitglieder in dem neunkoepfigen Berufungsausschuss.

Die beiden Astronomen machten sich, getrennt voneinander, an einem kalten Dezembertag, vom Beobachtungsposten der Sternwarte auf ins Stadtzentrum. Der Kommission stand in der alten Aula ein eigener Besprechungsraum zur Verfuegung. An den Laengswaenden wechselten schwere Leuchter mit Bildnissen verblichener Professoren und Fuersten ab, und an der Querwand hingen zwei ueberdimensionale Protraits, Georg

August von Hannover samt seines Geheimrates Muenchhausen, die die Hochschule vor fast hundert Jahren in der tiefsten niedersaechsischen Provinz sozusagen aus dem Boden gestampft hatten, mit dem Hintergedanken, hier liessen sich Gelehrte nicht so leicht von ihrer Arbeit ablenken wie in der Landeshauptstadt.

Waehrend der franzoesischen Besatzung hatte die Universitaet durchgesetzt, gegen einigen Widerstand wohlgermerkt, dass Georg August dort haengenbleiben durfte. Er war zu einer Zeit englischer Koenig gewesen, so hatte man argumentiert, als die beiden Staaten noch Verbuendete und Freunde waren.

Gauss traf als erster ein, waehrend der Dekan noch dabei war, Notizbloecke und Getraenke fuer die Teilnehmer zurecht zu legen, eine Aufgabe, die er sich anscheinend zur Ehre anrechnete. Sofort unterbrach er seine Taetigkeit. Er wusste, dass der junge Mensch, der da ehrfuerchtig vor ihm stand, in allen Disziplinen, die er vertrat, die Gilde der Forscher anfuehrte, waehrend seine eigene Blutezeit schon lange hinter ihm lag.

Dekan Minnigerode's Spezialgebiet war die Elektrizitaet, ein Thema, mit dem sich Gauss noch nicht beschaefigt hatte. Um so neidloser konnte er die Gauss'schen Arbeiten anerkennen und bewundern. Er hatte allerdings vor, das Steuer der Fakultaet noch ein paar Jahre in der Hand zu behalten, und es sich nicht ohne weiteres aus der Hand nehmen zu lassen, auch nicht vom sogenannten Koenig der Mathematiker.

Der gab ihm keinen Anlass, zu vermuten, er habe es auf dieses Amt, das gewiss dem Faehigsten zustand, abgesehen. Im Gegenteil, wiederholt hatte er zu verstehen gegeben, wie sehr ihn Verwaltungsaufgaben langweilten und von seinen eigentlichen Interessen ablenkten.

Fuer die Naturforscher an der philosophischen Fakultaet war es ein Glueck, dass der Dekan einer der ihren war, und es war keineswegs ausgemacht, dass dies immer so bleiben wuerde. Damals bildeten die Wissenschaftler, also ausser Mathematikern, Astronomen und Physikern auch Chemiker, Germanisten, Altphilologen usw, zusammen mit den Philosophen eine einzige grosse Fakultaet, und die anderen Fachbereiche wuerden ebenfalls Anspruch auf die Position erheben, wenn Minnigerode abtrat.

"Guten Morgen, Herr Gauss, haben Sie endlich einmal wieder von ihrem Kloster" - er meinte die Sternwarte - "zu uns herueber gefunden?"

"Ja. Leider komme ich viel zu selten in die Stadt."

"So geht es den meisten Kollegen. Sie sind so stark in ihrem Spezialgebiet engagiert, dass sie keine Zeit haben, sich mit den anderen Disziplinen auszutauschen. Unter diesen Umstaenden sind Berufungen noch die bequemste Gelegenheit, sich zu treffen."

"Ich fuer mein Teil freue mich immer, mit echten Physikern und Chemikern zu konferieren", sagte Gauss. "Immerhin stellen sie mir die Instrumente fuer meine Arbeit zur Verfuegung. Von daher bin ich an einem regen Gedankenaustausch interessiert. Kuerzlich war ich auf einem Kongress in Berlin ..."

"Habe davon gehoert. Ich waere selbst gern hingefahren, hatte aber wichtige Verpflichtungen, mehrere Doktor-Pruefungen ...", sagte der Dekan, der nicht gern reiste.

"Von Humboldt perfekt organisiert. Es waren uebrigens mehr Physiker als Mathematiker oder Astronomen dort. Die Physik, und namentlich die Elektrodynamik, ist eben eine wichtige, weit verzweigte Wissenschaft, die ihre Arme ueberall ausstreckt." Das war ein gezieltes Kompliment, um Minnigerode gewogen zu stimmen. Eigentlich hatte Gauss in seiner jetzigen Stellung solche Schmeicheleien nicht mehr noetig; um so unverfroener und kaltbluetiger setzte er sie ein, wenn ihm, wie in diesem Fall, besonders daran gelegen war.

Da er die Gelegenheit zu einem diskreten Gespraech nicht verstreichen lassen wollte, kam er gleich auf sein Anliegen: "Ich habe dort einen sehr guten jungen Physiker kennengelernt. Wilhelm Weber, ein Optiker aus Leipzig. Er hat mir eine Reihe von wirklich interessanten Neuigkeiten ueber sein Fachgebiet beigebracht."

"Der Name kommt mir bekannt vor", meinte der Dekan, obwohl er nie von Weber gehoert hatte.

"Ja - er hat auf seinem Spezialgebiet bereits einen ausgezeichneten Ruf. Humboldt erwaegt, ihn zur Mitgliedschaft in der preussischen Akademie vorzuschlagen." Bei dieser Luege hielt Gauss die Luft an. Sie stimmte den Dekan, dem diese Ehrung nie angetragen worden war, allerdings nicht gewogen. Gauss spuerte das auch sogleich, setzte seinen Angriff aber neuerlich fort, indem er sagte: "Bei den Diskussionen habe ich sozusagen am eigenen Leib erfahren, dass dieser Mensch ausgezeichnete paedagogische Faehigkeiten besitzt. Ueberdies ist er ausgeglichen und kontaktfreudig, und hat ein lebhaftes Interesse an der Astronomie. Ich habe mit ihm ein Projekt verabredet, das sich trotz grosser Entfernung nach Leipzig gut anlaesst."

Der Dekan war nicht dumm. "Mit einem Wort, Sie schlagen ihn als Kandidaten fuer unseren Lehrstuhl vor", sagte er laechelnd. "Nun ... wenn er geeignete Referenzen besitzt; an mir soll es nicht scheitern. Bei der Besetzung der Stelle ist es das Hauptanliegen von uns Physikern, die Kontakte mit den optischen Anwendern, das heisst hauptsaechlich mit den Astronomen, zu intensivieren, damit sie genau die Instrumente bekommen, die bisher teuer im Ausland eingekauft werden. Die Astronomie in Goettingen wird aber vornehmlich von Ihnen verkoerpert!" Damit gab er das

Kompliment zurueck, und Gauss bewies mit einer angedeuteten Verbeugung, dass er verstanden hatte. Hier machten zwei einflussreiche Herren deutlich, wie wenig sie untergegebene Wissenschaftler und deren Arbeit achteten.

Als es von der Kirche zehn Mal herueberschlug, hatten sich alle Teilnehmer zu der Sitzung versammelt, die vom Dekan alsbald eroeffnet wurde ... "Wir haben", sagte er, "heute zuvoerderst eine Liste anzufertigen mit jenen Bewerbern, die wir zur Vorstellung einladen wollen."

Jedes Kommissionsmitglied durfte einen (oder auch zwei) geeignete Kandidaten vorschlagen. Als einer der ersten wurde Haeussler genannt, sowohl von einem der Physiker als auch von Harding. Haeussler war der einzige ausgewiesene lokale Experte auf dem Gebiet der Optik und die beiden blickten erwartungsvoll auf den Dekan, ob er sie unterstuetzen wuerde. Der hielt sich wohlweislich bedeckt und bat stattdessen Gauss, seinen Vorschlag zu machen, der daraufhin ein Loblied auf Weber anstimmte. Harding widersprach sogleich, wobei er angestrengt versuchte, ruhig zu bleiben und nicht die Kontrolle zu verlieren. Er habe von Weber und dessen Projekten noch nie etwas gehoert. Gauss ging darauf im Moment nicht ein, sondern wiederholte, wie sehr er Weber schaezte. Er bestehe darauf, ihn auf die Liste zu setzen.

Haeussler selbst sass derweil in seiner Werkstatt und polierte Linsen. Er hoffte natuerlich und meinte, den Posten nach Jahren harter Arbeit auch verdient zu haben. Mit Gauss als Direktor der Sternwarte war allerdings vorherzusehen, dass es Schwierigkeiten geben wuerde, und ein ungutes Vorgefuehl ueber seine Zukunft breitete sich in ihm aus. Obwohl seine Qualifikation ausser Zweifel stand und eine Hausberufung damals keine Probleme aufwarf, wuerde ihm Gauss garantiert in den Arm fallen. Auch wenn die Zeit voran schritt, das Verhaeltnis der frueheren Schulkameraden hatte sich nicht verbessert. Haeusslers blosse Anwesenheit fuehrte bei Gauss zu Missvergnuegen (und umgekehrt), und jeder war froh, den anderen moeglichst weit von sich entfernt zu wissen.

Ausser den beiden Astronomen bestand die Kommission aus drei Physikern und zwei Mathematikern. Letztere sollten darauf achten, dass der neue Lehrkoerper auch in der Lage waere, die Huygensschen und die neuen Fresnelschen Formeln (die sich aus der Wellennatur des Lichtes ergeben) zu verstehen, und dass nicht etwa ein einfaeltiger Handwerker oder gar ein Anhaenger der Goethe'schen Farbenlehre eingestellt wurde. Da Gauss bei den Mathematikern - zu Recht - fuer einen der ihren galt, hatte er diese von vornherein auf ihrer Seite.

Als die Liste komplett war, legte man fuer jeden Kandidaten einen Termin fest und besprach, wo Empfehlungsbriefe und Zeugnisse angefordert werden konnten. Dann vertagte man sich.

—

Wenn der Dekan gehofft hatte, der Konflikt zwischen Gauss und Harding werde durch die Gutachten beigelegt oder wenigstens abgemildert, so wurde er bei der naechsten Kommissionssitzung eines besseren belehrt.

"Ich fuer mein Teil werde auf jeden Fall fuer Haeussler votieren", gab Harding ungefragt zu Protokoll und wandte sich dann, zum seltenen Male, direkt an Gauss. "Wer ist denn eigentlich dieser Wilhelm Weber? Ich hatte von ihm noch nie etwas gehoert, bis Sie ihn uns hier aufgetischt haben. Was hat er geleistet? Was hat er vorzuweisen?" Bei dieser unverfrorenen Rede eines Untergebenen an seinen Vorgesetzten hielten die uebrigen Kommissionsmitglieder die Luft an. Der Dekan wunderte sich im Stillen. Wenn er sich recht erinnerte, war Harding der Erste gewesen, der vor Jahren den franzoesischen Besatzern die Berufung von Gauss empfohlen hatte.

"Er hat einige interessante Untersuchungen ueber Linsen durchgefuehrt", erklarte Gauss ruhig. "Und wie Sie sehen, besitzt er mehrere exzellente Referenzen von Fachleuten aus Sachsen, Thueringen und Bayern, aus jenen Gegenden also, wo das optische Know-how bekanntlich konzentriert ist. Ausserdem konnte ich mir bei Vortraegen und Diskussionen in Berlin persoendlich einen Eindruck von seinen Faehigkeiten verschaffen. Und ich muss sagen, nicht nur ich, alle dort waren von seinem Vortrag hoch beeindruckt. Wir sollten uns die Moeglichkeit nicht entgehen lassen, einen solchen Mann anzuwerben, der frisches Blut in unsere Werkstaetten bringen wuerde. Wenn wir Haeussler waehlen, fehlt uns dieses Element." Er vermied es, Worte wie 'festfahren' oder 'steckenbleiben' zu benutzen, das konnte man einerseits von Haeusslers Forschungen nicht ernsthaft behaupten, andererseits waeren die Anwesenden vielleicht verschnupft gewesen, wenn man Goettinger Forschungsergebnisse so abqualifiziert haette. Nachdem er hier studiert und eine so hohe Position erlangt hatte, war Gauss unzweifelhaft einer der ihren, durch unbedachte Aeusserungen wollte er sich diesen Status nicht verscherzen.

Er wusste aber auch, er durfte kein Blatt vor den Mund nehmen, um jedem klarzumachen, dass eine vernuenftige Zusammenarbeit zwischen Hauessler und ihm, dem Direktor der Sternwarte, niemals moeglich sein wuerde. So fuegte er hinzu: "Von Haeussler halte ich nicht sehr viel, um es einmal frank und frei auszusprechen. Ich habe in den letzten Monaten wiederholt mit ihm zu tun gehabt. Jedesmal hat er mich kaum zu Wort kommen lassen. Er hat zu allem eigene Vorstellungen, und ist anscheinend nicht in der Lage, Wuensche zu beruecksichtigen, die von den Anwendern an ihn herangetragen werden."

"Es ist mir ein Raetsel, wie Sie zu dieser Einschaeztung kommen", widersprach Harding. "Ich habe mit Dr. Haeussler ganz andere, genau entgegengesetzte Erfahrungen gemacht. Er ist ein unglaublich kompetenter Ansprechpartner, nicht nur in der Optik, sondern bei allen Problemen, die die Instrumentierung der Astronomie betreffen, und sogar bei theoretischen Fragen. Ich glaube, seine Kollegen von der Physik werden bestaetigen, wie umgaenglich und freundlich er ist, und dass er fuer alle wissenschaftlichen Fragen ein offenes Ohr hat. Ich bin der festen Ueberzeugung, um seiner bisherigen Verdienste willen muessen wir Haeussler berufen."

Dagegen liess sich schwerlich viel anderes sagen, als dass man in der Beurteilung dieses Mannes offenkundig nicht uebereinstimmte, und als dieser Gegensatz sich auch in den folgenden Sitzungen und nach der Vorstellung der Kandidaten und monatelangem Grangel nicht abmilderte, kam es in einer nachmittaeglichen Entscheidungssitzung nochmals zu einem offenen Schlagabtausch zwischen den Kontrahenten, mit beleidigenden Untertönen, so dass der Dekan schliesslich ein Machtwort sprechen musste. "Herr Harding", verwarnte er den Astronomen, "ich bin sehr irritiert ueber die Heftigkeit dieser Auseinandersetzung. Herr Gauss ist nun einmal der Leiter des Observatoriums, und Sie werden sich damit abfinden muessen, dass wir uns bei der Neubesetzung hauptsaechlich nach seinen Wuenschen richten."

Als Haeussler die Mitteilung von seiner Niederlage erhielt, fuehlte er sich aufs Tiefste getroffen und in seinem Forscherstolz verletzt. Er meinte, sein Kopf muesse zerspringen; Fluchtimpulse mischten sich mit Hassgefuehlen und Rachedgedanken, und nicht viel spaeter erfasste ihn ein derartiger Widerwille gegen die Wissenschaften, dass er glaubte, jegliches Interesse daran sei ihm fuer immer vergaellt.

Gewiss, bei rationaler Abwaegung der Situation hatte er mit dieser Entscheidung rechnen muessen und Gauss die menschliches Groesse, die Qualitaet seiner Arbeit anzuerkennen, nicht zugetraut. Und doch hatte er waehrend aller Phasen des Berufungsverfahrens die Hoffnung nicht aufgegeben, dass seine Physikerkollegen ihn nicht ihm Stich lassen wuerden. Doch nur Harding hatte am Ende zu ihm gehalten, die Abstimmung war 6:1 fuer Weber ausgegangen.

Muehsam hatte er sich vor Jahr und Tag mit Hanna's Anwesenheit in Goettingen arrangiert. Seine an sich interessante Taetigkeit hatte ihn von allzu traurigen Gedanken abgelenkt; und er war gewissermassen zufrieden gewesen - bis die Stellenausschreibung sein kleines Universum durcheinander wirbelte.

Haeussler also war schwer gekraenkt. Ausserdem konnte er sich nicht vorstellen, mit dem wesentlich juengeren Weber friedlich zusammen zu arbeiten. Gauss, so meinte er, werde seine Machtstellung im Laufe der Jahre immer weiter ausbauen, wichtige Positionen mit Leuten seiner Wahl

besetzen, die ihm, Haeussler, das Leben schwer machen wuerden ... mit einem Wort, man werde ihn immer weiter an die Wand draengen, dieweil der andere mit Hanna ein glueckliches Leben fuehrte - kurz gesagt, die Situation schien ihm unertraeglich.

In Wirklichkeit war Gauss keineswegs durch und durch der Machtmensch, der nach einflussreichen Aemtern giert, um dort ein Netz von Verbindungen zu spinnen. Im Gegenteil, er wollte nur moeglichst viel Zeit fuer seine Arbeit haben; alles andere interessierte ihn wenig. In seinem Feldzug gegen Haeussler war es ihm hauptsaechlich darum zu tun, einem Menschen, den er nicht mochte und dessen blosse Anwesenheit ihm Unbehagen bereitete, aus seinem Wirkungskreis fernzuhalten.

Auch war er viel weniger zufrieden, als es nach aussen den Anschein hatte. Wahre Forscher sind selten mit dem zufrieden, was sie bewiesen oder erfunden haben; sie werden, trotz Anerkennung, trotz gut dotierter Position, staendig von Zweifeln geplagt, ob sie Fehler gemacht haben, ob sie ueberhaupt das richtige Feld bestellen oder ob sich, bei groesserem Geschick, aus ihren Ideen nicht viel mehr herausholen liesse. Und gluecklich? Als gluecklich haette sich Gauss wohl kaum bezeichnet. Natuerlich, er besass Hanna, die eine grosse Liebe seines Lebens. Doch hatte sie eine Fehlgeburt erlitten und war darueber untroestlich. Auch ihm ging der Verlust an die Nieren. Er versuchte aber, ihn durch rastlose Arbeit weitgehend zu verdraengen.

—

Die Zeit verging. Hanna wurde wieder schwanger und Weber trat die Stelle in Goettingen an. Die Beziehung zu ihm entwickelte sich fuer Gauss erfreulicher, als er zu hoffen gewagt hatte. Insgeheim war ihm durchaus bewusst gewesen, welches Risiko man mit der Verpflichtung eines unerfahrenen Fremden fuer den Lehrstuhl einging. Wenn man eine so wichtige Position falsch besetzte, hatte die ganze Physik und Astronomie auf viele Jahre darunter zu leiden.

Bereits nach kurzer Zeit entstand eine regelrechte Freundschaft zwischen den beiden Maennern (fast so wie damals zu Bolyai) und, angefacht von Webers Bestreben, seinen Goenner nicht zu enttaeuschen, ein produktives Arbeitsverhaeltnis, in dem Gauss jederzeit die Oberhand behielt.

Ueber weite Teile des Jahres verbrachte der Optiker mehr Zeit in Gauss' grossem Buero an der Sternwarte als in seinen Werkstaetten oder am physikalischen Institut. Ein Fruehaufsteher, der noch vor dem Pfoertner dort eintreffen wuerde, um mit den Experimenten fortzufahren, an denen sie gerade arbeiteten. Endlich, obwohl er sich hatte wecken lassen, wuerde auch Gauss erscheinen, ebenso ungeduldig, voran zu schreiten, und den

ganzen Tag ueber wuerden sie hantieren, justieren und aufgereggt diskutieren, um die richtigen Einstellungen an ihren Geraeten zu finden ...

Hier uebrigens, ob Sie es glauben oder nicht", und dabei liess der Erzaehler seine krummen arthritischen Arme kreisen, "war sein Arbeitszimmer. Wie Ihnen bekannt sein duerfte, sind die Gebaeude der alten Sternwarte vor Jahren der Bibliothek einverleibt worden. Man hat hier die naturwissenschaftliche und die mathematische Abteilung untergebracht, und dieser Nebenraum ist tatsaechlich sein Buero gewesen. Wir befinden uns an einem Ort, wo grosse Entdeckungen gemacht wurden!

Sie wundern sich? Ein geraeumiges Kontor, gewiss. So etwas steht einem Minister oder Kanzler an - und einem Gauss. In diesem Raum hat er all seine Schaetze gehuetet, Auswertungen und Aufzeichnungen sowohl wie die neu entwickelten Instrumente.

Uebrigens hat er bald nach Webers Verbannung und nach jenen unseligen Tagen des Jahres 1813, auf die ich gleich zu sprechen kommen werde, kaum noch jemanden hereingelassen. Erst nach seinem Tod ist eine Inventur vorgenommen worden. Doch seltsam: die kostbarsten seiner Ergebnisse fehlten und sind nie wieder aufgetaucht.

Weber und er optimierten damals nicht nur die Teleskope, sondern betaetigten sich auch in anderen Fachgebieten. Unter anderem entwickelten sie den ersten funktionsfaehigen Telegrafen, der zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Institut zum Echt-Einsatz kam, und sodann jenes Instrument, Helioskop genannt, welches Gauss die schier unglaublichen Resultate bescherte, von denen noch zu reden sein wird.

"Wir haben jetzt alle Fernrohre mit unserem neuen System ausgestattet", stellte er eines Tages fest, "und, im Vertrauen, die Arbeit beginnt mich zu langweilen. In der Himmelskunde sind keine echten Herausforderungen in Sicht. Meine praktischen Astronomen koennen jegliche Beobachtung, die sie fuer notwendig erachten, gut ohne mich ausfuehren, und ich finde, wir beide sollten uns ein anderes Betaetigungsfeld suchen.

Bringe doch endlich einmal die Apparatur hierher, die du dir in Leipzig ausgedacht hast. Ich habe mich zwar schon lange nicht mehr mit meinem Vermessungsprojekt beschaefigt, aber gestern abend bin ich zufaellig ueber die alten Plaene gestolpert ..."

"Du meinst, den Theodolithen. Der liegt gut verpackt bei mir zu Hause."

"Wenn ich dich damals richtig verstanden habe, ist das mehr als ein gewoehnlicher Theodolith. Du hast mir doch aus Leipzig eine ausfuehrliche Ankuendigung geschickt; und wir hatten auch schon in Berlin besprochen, welche Anforderungen das Geraet erfuellen muss."

"Ja, gewiss. Ich werde ihn nachher gleich holen. Aber bitte, verspreche dir nicht zuviel davon; ich habe vielleicht etwas uebertrieben in dem, was das Ding zu leisten vermag", gab Weber selbstkritisch zu.

"Das macht nichts. Du wolltest den Bericht deiner Bewerbung beilegen, und es ist ganz klar, dass du ihn dafuer aufpolieren musstest." Er nickte dem Freund aufmunternd zu. "Ich weiss jetzt schon, es wird viel Spass machen, das Geraet mit dir zusammen weiter zu entwickeln. Uns wird bestimmt etwas einfallen." Voller Vorfriede rieb er sich die Haende. "Ich bin sicher, dass sich bei entsprechender Anstrengung die Genauigkeit handelsueblicher Instrumente weit uebertreffen laesst."

Er werde gleich losgehen und die Kiste holen, sagte Weber. Er konnte sich zwar nicht recht vorstellen, was Gauss mit einem derart genauen Instrument fuer die Landvermessung eigentlich bezweckte, die fruerehen Andeutungen hatten ihn nicht schlaue gemacht; aber so war eben die Arbeitsteilung zwischen den beiden organisiert, auch bei den Linsen hatte er keine tiefer gehenden Fragen gestellt.

Gauss holte unterdessen ein paar Landkarten hervor und fuhr mit den Finger darauf herum.

"Mmh", seufzte Gauss bedenklich, als Weber eine halbe Stunde spaeter zurueck kam und das wacklige Trumm auspackte. Er sah auf den ersten Blick, dass hier nicht viel mehr getan worden war, als einen gewoehnlichen Sextanten mit einem Spiegel fuer das Sonnenlicht auszuruesten. Das sei immerhin ein Anfang, sagte er dann jedoch aufmunternd.

"Ich habe es dir gesagt. Wir werden ganz schoene Schmalz investieren muessen."

"Macht nichts. Immerhin koennen wir auf deine grossartigen Linsen zurueckgreifen und die Montierungen, die wir fuer die Telekope entworfen haben. Ich moechte mit dir jetzt sofort einen Plan entwerfen fuer ein wesentlich groesseres Instrument als dieses hier, ausgestattet mit den genauesten Glaesern und Spiegeln, die wir haben, um das Sonnenlicht auf einen extrem kleinen Punkt zu konzentrieren. Schau her. Dann koennen wir die Skala um mehrere Zehnerpotenzen verfeinern."

—

Anfang Oktober 1813 stand Hannas Niederkunft kurz bevor. Eines Abends kam Gauss muede von der Arbeit nach Hause. Seine Mutter oeffnete ihm mit finsterer Miene. "Ihr ist schlecht geworden", sagte sie. "Ich musste den Arzt holen. Er ist noch bei ihr. Am besten, du sprichst hinterher gleich mit ihm."

"Das ist wohl normal in ihrem Zustand", dachte er, setzte sich ruhig ins Wohnzimmer und wartete, bis der Gynaekologe herunter kam, ein hochgewachsener Mensch mit durchdringendem Blick und von ziemlich direkter Wesensart. "Ich muss Ihnen leider mitteilen", hoerte ihn Gauss nach den Begruessungsfloskeln sagen, "der Zustand Ihrer Frau ist ziemlich besorgniserregend. Sie verliert staendig Blut, ohne dass ein Grund dafuer zu erkennen ist. Ich halte es fuer besser, wenn wir weitere Experten zu Rate ziehen und sie in die neue Geburtsklinik einweisen."

"Warum auch nicht", meinte Gauss nach kurzer Ueberlegung. Schliesslich wuerde sie dort unter der Aufsicht erfahrener Aerzte stehen.

Wenn er gewusst haette, dass er damit ihr Todesurteil unterschrieb! Das Krankenhaus war der Wirkungskreis unfaehtiger Chirurgen und eine Brutstaette des Kindbettfiebers. Ganz gleich, welche Komplikationen bei einer Hausgeburt aufgetreten waeren, sie waren nichts im Vergleich zu jenem Drama, welches sich nun anbahnte.

Innerhalb weniger Tage wuerde Gauss den wichtigsten Stuetzfeiler seines Daseins verlieren und sein Leben fuer immer auf eine abschuessige Bahn geraten. Ein Vorgefuehl, eine Ahnung davon, erfasste ihn, als er den Krankensaal der Klinik zum ersten Mal betrat. In dem duesteren Raum roch es nach menschlichen Ausscheidungen, nach Schweiss und Erbrochenem, und feuchtem Faulig-Verdorbenem. Nach Vergaenglichkeit. Schwer wie Blei lag die Luft, und Saeuglingsgeschrei mischte sich mit dem Gestoehn und Gewimmer kranker oder gebaerender Frauen. Wackelige Trennwaende teilten die Bettstellen ab; dazwischen waren Leinen gespannt, auf denen grosse graue Tuecher zum Trocknen hingen.

Bleich und sterbenselend lag Hanna in ihren Kissen. Kaum, dass sie zur Begruessung den Kopf heben konnte. Stunden vorher war es den Aerzten endlich gelungen, das tote Kind aus ihrem Unterleib zu schaben. Auf einem Beistisch lagen noch die medizinischen Bestecke herum, in Eiter und Blut. Troestend legte Gauss seine Hand auf ihr verschwitztes Haar. Er mochte sich gar nicht vorstellen, was man mit ihr angestellt hatte.

"Hoffentlich kommt sie schnell ueber Berg", dachte er, und tatsaechlich sass sie am naechsten Tag, als er sie besuchte, aufrecht im Bett, ein seltsames Laecheln auf den Lippen. Am naechsten Abend aber ging es ihr wieder schlechter, und am uebernaechsten hatte sie hohes Fieber. Sie war zu schwach, ihm auch nur die Hand zu geben. Das schreckliche Unglueck, von dem sie bedroht wurde, liess sich mit Haenden greifen.

Danach wurde ihr Zustand kritisch. Gauss machte sich Vorwuerfe, sie waehrend der Schwangerschaft zu oft allein gelassen zu haben, wenn Aengste vor der Niederkunft sie plagten oder die Schwiegermutter ihr zusetzte. Wie oft hatte er bis spaet in die Nacht gearbeitet und war heim gekommen mit dem einzigen Wunsch, ins Bett zu fallen, schnell

einzuschlafen und gleich am naechsten Morgen seine Experimente fortzusetzen.

Was, wenn er sie verloere? Viel zu wenig Lebenszeit hatte er mit ihr verbracht! Solche und aehnlich verzweifelte Gedanken suchten ihn heim, waehrend er an ihrem Bett sass und nichts fuer sie tun konnte. Jetzt, wo es zu spaet war, sagte er alle beruflichen Termine ab.

Ein paar Tage ging es hin und her. Wenn er morgens zu ihr kam, den mitleidigen Blick einer Schwester im Ruecken, schien sie ihm ein klein wenig munterer, doch er wusste es schon, solche Fieber haben die Eigenschaft, vormittags abzuklingen, bevor sie abends mit um so grosserer Heftigkeit zurueck kehren.

"Oh Hanna", sagte er. "Ich liebe dich so unbeschreiblich! Bitte verlass mich nicht. Ich koennte ohne dich nicht weiterleben."

Ihre Stimme kam fluesternd; lautes Sprechen strengte sie an. "Ich weiss nicht, wie es weitergehen wird mit mir. Doch wenn das Schlimmste geschieht, graeme dich nicht zu sehr. Ich kann im Himmel nur gluecklich sein, wenn ich dich hier unten zufrieden weiss." Sie atmete schwer und schloss vor Anstrengung die Augen.

Dann oeffnete sie sie wieder und er meinte darin einen Hauch ihrer frueheren Lebendigkeit zu erkennen. "Ich glaube wirklich, bald bin ich nicht mehr da", sagte sie. "Bin nicht mehr da, um bei dir zu sein, um dich zu troesten, wenn dir irgendetwas Arges widerfaehrt, oder um deinen Zorn zu zerstreuen, wenn dich Harding geaergert hat." Dabei laechelte sie, und in diesem Moment schienen seine beruflichen Streitigkeiten und Sorgen, sein ganzes wissenschaftliches Vorwaertskommen vollkommen nebensaechlich und bedeutungslos.

Das war am Dienstag gewesen, und am Donnerstag war sie tot. Gauss erlebte den Vorgang wie einen Albtraum, an dem sein Bewusstsein nicht teilhaben wollte. Er floh aus der Klinik nach Hause, und schloss sich dort in sein Zimmer ein; von der Mutter wollte er sich nicht troesten lassen.

Natuerlich fand er dort keine Ruhe. In seinem Kopf raste ein Tornado der Trauer, der alle Gedanken wie duennes Papier in Schnipsel zerfetzte. Er heulte und weinte und ploetzlich floss es auch aus allen anderen Koerperoeffnungen, Magen und Darm stiessen die Mahlzeiten ab, als liesse sich dadurch die Vorstellung ihres Nicht-Mehr-Seins aus seinem Koerper vertreiben. Als er sich schliesslich ganz und gar entleert hatte, beruhigte sich sein Metabolismus, und da griff Gauss, der sonst wenig trank und Alkohol schlecht vertrug, bedenkenlos zu dem Weinbrand, der lange Zeit unberuehrt im Schrank gestanden hatte, und soff, bis sein Verstand voellig betaeubt war.

Einer alten Sitte folgend lag die tote Frau am naechsten Morgen im Erdgeschoss des Hauses aufgebahrt; jedermann sollte von ihr Abschied

nehmen koennen. Die Anwesenheit des Leichnams, die er 24 Stunden lang zu ertragen hatte, machte ihn halb wahnsinnig. Er ueberliess es seiner Mutter, die Kondolenzbesuche abzufertigen. Die Ablenkung, sich auf das Geschaetz Anderer zu konzentrieren, wuerde seinen Schmerz nicht lindern. Im Gegenteil, der Kopf wuerde ihm dabei zerspringen.

Er blieb im Bett und waelzte sich in den Kissen, wobei er abwechselnd leise weinte und stoehnte und schrie oder erschoept an die Decke starrte. Er wusste, dass alle Freuden des Lebens fuer immer verloren waren.

Und die ganze Zeit lauerte es hinten in seinem Bewusstsein auf den Moment des Begraebnisses, und als der naechste Morgen daemmte und unten das Gepolter der Dienstleute zu hoeren war, die den Sarg zur Leichenhalle befoerdern sollten, erhob er sich hektisch; er musste ja aufstehen und sich fertigmachen. Da drehte sich alles um ihn her, das war wohl der Kreislauf, und unter seinen verklebten Lidern sah er Schatten durchs Zimmer jagen, Tauschungen eines von Alkohol und Muedigkeit benebelten Verstandes. Tranig kleidete er sich an (seine Mutter hatte den schwarzen Anzug zurechtgelegt) und begab sich nach unten, wo man bereits auf ihn wartete.

Da standen Hannas Verwandte, ihr Vater und zwei Geschwister, die eben aus Braunschweig eingetroffen waren und ihm seine Verschlossenheit nicht uebel nahmen. Sie umarmten ihn wortlos, wie man Menschen umarmt, deren Elend man teilt. Zuletzt blickte er nach der Mutter. Er war nicht mit ihr im Unreinen (Wohin haetten auch Vorwuerfe fuehren sollen?), er umklammerte ihre Schultern und schloss die Augen, er schluckte und gab sie dann wieder frei.

Anschliessend machten sich alle schweigend auf den Weg zum Friedhof. Gauss versuchte, sich gerade zu halten, und spuerte doch ein unwiederstehliches Verlangen, sich im Strassengraben oder im naechsten Hausflur zu verbergen, so gern waere er mit seinem Kummer allein gewesen und so sehr fuerchtete er die Naehة jenes toten Fleisches, das einmal seine Frau gewesen.

Sie betraten die Friedhofskapelle, sie schlepten sich vorwaerts, an Dutzenden Menschen vorbei, die sich auf den Hinterbaenken versammelt hatten - Hanna's Hinterlassenschaft an Goettinger Bekannten, Nachbarn und Freunden, die nun ihre Koepfe gesenkt hielten, kein Laut war zu hoeren. Die meisten konnte Gauss von hinten nicht identifizieren, fremd und seltsam wie Ausserirdische schienen sie ihm.

Die Familie befand sich jetzt keine drei Meter vom offenen Sarg entfernt und setzte sich auf die freigehaltenen Plaetze in der vordersten Reihe, Gauss in der Mitte.

Waehrend dieses ganzen Vorganges des Hinbewegens und Platznehmens hatte er die Augen gesenkt gehalten, um die Leiche nicht ansehen zu

muessen. Nur einmal war sein Blick nach ihr ausgeglichen, da hatte er schlucken muessen und schnell wieder weg geschaut.

Der Sarg war auf einer Empore abgestellt und konnte im Sitzen zum Glueck nicht richtig eingesehen werden. Drumherum waren Blumen arrangiert. Gauss wusste nicht, sollten sie an das bluehende Leben erinnern, das Hanna einmal gewesen war?

Da nun die Trauergemeinde versammelt war, und nach weiteren Minuten der Andacht, trat der Pfarrer vor, und mit langsamen Bewegungen zuendete er einige grosse Kerzen an.

Dann breitete er die Arme aus, er senkte sie wieder und predigte. Gauss hielt die Augen halb geschlossen. Er wusste, dass man die Toten wusch und zurechtmachte, bevor man sie in den Sarg legte. Hanna's Gesicht sah wahrscheinlich nicht ganz so verzerrt aus wie es sich ihm von ihren letzten Stunden eingepraegt hatte, und doch ... das Unheimliche, dass sie nun wie eine waechserne Puppe da lag, aus der alles Menschlich-Vertraute wie aus einem lecken Ballon herausgestroemt war, mochte er sich nicht vorstellen und schon gar nicht besichtigen.

Er suchte sich dadurch von der grausigen Gegenwart des Leichnams abzulenken, indem er seine Gedanken auf die Hoffnung konzentrierte, im Himmel moege es ihr besser gehen. Doch das brachte ihn nur zurueck zu der Verzweiflung ueber den Verlust, den er auf der Erde erlitten hatte. Zuletzt versuchte er den Worten des Pfarrers zu folgen. Die aber wollten ihm nicht ins Bewusstsein gelangen. Wie eine undurchdringliche Mauer war seine Depression.

Irgendwie brachte er den Gottesdienst hinter sich, ohne auf dem Stuhl zusammen zu brechen. Die groesste Pruefung aber stand ihm noch bevor. Denn nun schlossen die Traeger den Deckel. Sie trieben Naegel hinein und ihr Haemmern toente graesslich durch die Halle und machte jedem Anwesenden das Endgueltige dieses Tuns bewusst. Dann nahmen sie Aufstellung, um den Sarg zu schultern und zu seinem Bestimmungsort zu transportieren, und alles geschah bedaechtig und gemessen und so, als wolle man den an sich praktischen Handlungen dadurch eine besondere, sakrale Bedeutung verleihen.

Als naechstes stellten sich die Trauergaeste auf, und danach begann der langsame und, wie Gauss schien, schwankende Umzug ueber die Friedhofswege zum offenen Grab. Mit einer Geste, die ihm aus der Kindheit vertraut war, nahm ihn die Mutter am Arm.

Dass er direkt hinter dem Sarg gehen sollte, machte ihm besonders zu schaffen. Er versuchte sich nur auf Aeusserlichkeiten zu konzentrieren, die schweren Schritte der Maenner, Blumen, Straeucher und manches Geschirr bei den Graebnern, an denen sie vorbeikamen; auch der Ruf eines einsamen Vogels war ihm willkommene Ablenkung.

Ploetzlich brachen von hinten die Posaunen los. Sie spielten so laut und kreischend, dass sie selbst ihn, in der Tiefe seines Elends, erschreckten; und waehrend des ganzen furchtbaren Weges zur Grabstaette wurde die Prozession von ihrem Gebruell begleitet. Einige Schnaepse hatten die Musiker munter gemacht; vielleicht meinten sie auch, boese Daemonen mit ihrem Donnerhall zu vertreiben. Dabei machten sie Gauss diesen Gang nur schwerer.

Endlich erreichte man eine Biegung, hinter der die frisch ausgehobene Grube in Sicht kam. Gauss stockte der Schritt, so dass seine Mutter ihn ihn vorwaerts ziehen musste.

Der Sarg wurde abgesetzt und an Seilen vorsichtig herabgelassen. Die Trauergaeste verteilten sich in der Runde.

Gauss nahm dies alles nur rein aeusserlich wahr, waehrend sein Geist danach duerstete, der boesen Wirklichkeit zu entfliehen. Er wusste, nun sollte er vortreten und mit dem bereit stehenden Spaten Erde auf seine Frau werfen. Tatsaechlich, da stand er, blickte betaeubt in die Grube und zoegerte einen Moment, in dem er sich vorstellte, wie ihr starrer Koeper dort unten lag und bald verwesen wuerde. Da kniete er nieder, von Verzweiflung ueberwaeltigt. Er hatte alles verloren, was ihm lieb und teuer war. Nur tote Formeln waren ihm geblieben. Die wollte er nun auch nicht mehr. Und ploetzlich ueberkam ihn ein solches Entsetzen, wie eine schnell wirkende Droge breitete es sich in seinem Koeper aus, dass er aufsprang und, statt nach dem Spaten zu greifen, sich flugs umdrehte, den erstaunten Blicken der Anwesenden entweichend und den grauenvollen Ort mit schnellen Schritten floh.

Wahrscheinlich sind Sie schon einmal auf einem Begraebnis gewesen", wandte sich der Alte unmittelbar an mich, "und wundern sich, warum ich dies alles in so schwarzen Farben male. Fuer Aussenstehende ist der Tod eines Menschen etwas ganz und gar gewoehnliches. Er steht uns allen bevor, und wir haben uns mit seiner Existenz abzufinden. Fuer enge Angehoerige aber ist er die schlimmste Katastrophe, etwas, was sich nicht wieder gut machen oder ausgleichen laesst; und in dem letzten Geleit, das sie dem lieben Menschen geben, empfinden sie dieses am heftigsten. Manchen gelingt es, sich zu einer aufrechten Haltung zu zwingen, in der Meinung, damit den Toten zu ehren. Gauss jedoch konnte den Augenblick des Abschieds nicht ertragen, so zerschmettert war er, so ausser sich und so am Rande eines Nervenzusammenbruches, dass er nicht die Kraft dazu fand.

Mit fliegender Hast lief er aus dem Friedhof hinaus, durch die Gassen der Stadt und das oestliche Stadttor. Er lief und er rannte und hielt erst bei den Kuhweiden an, wo er sich keuchend ins feuchte Gras hockte. Bald schon hatte ihn der furchtbare Jammer wieder eingeholt, doch hier erschreckten ihn wenigstens nicht die Insignien des Todes, hier war friedvolle

Lebendigkeit; ein Baum, ein Strauch, das Gras war lange nicht geschnitten, und hinten lag ein Feld, auf dem der Bauer gestern noch mit Pferd und Pflug einher geschritten war.

Zwei Tage spaeter reiste er zu Zach-Olbers, von dem er abends daheim folgende Mitteilung vorgefunden hatte: "Verehrter Gauss, mein herzlichstes Beileid. Ich kann verstehen, wie Sie sich fuehlen - wenn Sie wuessten, wie gut ich Sie verstehen kann! - da ich selbst einmal Aehnliches durchgemacht habe.

Wie leidenschaftlich haben Sie Ihre Frau geliebt! Wie unermesslich muss Ihr Schmerz sein! Auch wenn wir Lebenden allenthalben Zeugen von Geborenwerden und Sterben sind, so gibt es doch Faelle, die uns besonders niederwerfen und staerker bedruecken, als wenn es uns selber getroffen haette.

Ich empfehle Ihnen, den Ort des Schreckens zu verlassen und mich in Bremen zu besuchen. Hier koennen Sie sich von der Naehe des Meeres und vom flachen weiten Land, der Marsch und der Geest, troesten lassen - und von den Sternen, die wir gemeinsam beobachten.

Wahrscheinlich wird selbst die Groesse und Erhabenheit des Kosmos (die Zeugnis von der Groesse Gottes gibt) Sie nicht ganz von Ihrem persoenlichen Leid ablenken, und da es der Kosmos nicht vermag, wird auch nichts anderes dazu in der Lage sein. Doch will ich Sie lehren, mit der Trauer zu leben, die Sie noch lange begleiten wird, so wie ich es selber gelernt habe, und Ihnen beweisen, dass der einzige Wert, der uns zuletzt bleibt, derjenige unserer wissenschaftlichen Arbeit ist."

Gauss machte sich keine Illusionen. Nachdem er aber zwei Naechte in den eigenen vier Waenden nicht geschlafen hatte und vor Verzweiflung fast verrueckt geworden waere, eilte er nach Norden, ohne sich von jemand anders als seiner Mutter zu verabschieden. Er schlich sich regelrecht von Goettingen fort, und laenger als ein halbes Jahr verbrachte er bei Freund Zach-Olbers, in der Hoffnung, die klaffende Wunde der Trauer moege bis zum naechsten Fruehling und Sommer vernarben.

—

An duestern Winterabenden sah man oft einen noch ziemlich jungen, doch wie von einer schweren Last oder Enttaeuschung gebeugten Unbekannten mit gesenktem Haupt an dem frischen Grab in Goettingen stehen, der sich scheu zurueckzog, wenn Stimmen oder Schritte heran kamen. Er wollte die tote Frau Gauss nicht durch Gerede in Misskredit bringen und besuchte sie meist bei starkem Regen oder strengem Frost, wenn sich keine andere Menschenseele auf den Friedhof verirrte.

Er stand einfach so da, kraftlos, mit gesenktem Kopf und nur gelegentlich hob er den Blick auf die wettergebeutelte Natur, die allmaehlich hinter dem Schleier der Dunkelheit verschwand. Irgendwann wankte er heim und verkroch sich mit frierenden Gliedern im Bett. Er fragte sich, wie das Leben wohl verlaufen waere, wenn sie seinen Brief damals erhalten haette, und gab sich melancholischen Phantasien hin. Vor seinen Augen entstanden imaginaere Bilder eines gluecklichen Zusammenlebens, und das beruhigte ihn seltsamerweise, und er schlief so gut wie selten seit der Zeit, da er die Hoffnung auf einen Professorenposten aufgegeben hatte.

Sie koennen sich denken, um wen es sich handelte. Jahrzehnte spaeter wuerde er in einem Brief an seine Jugendfreundin Lisa Koeppe schreiben: "Es sind nun 25 Jahre her, seit ich Goettingen den Ruecken gekehrt und mich dauerhaft in Frankfurt niedergelassen habe. Waehrend dieser Zeit haben viele Ereignisse stattgefunden, so dass der Umfang des Briefes nicht ausreichen wuerde, Ihnen alles angemessen mitzuteilen. Keines dieser Ereignisse jedoch, auch nicht alle zusammengenommen, waren in der Lage, aus meinem Gedaechnis die Erinnerung an jene gluecklichen Augenblicke auszuloeschen, die ich in Hanna's Gegenwart genossen habe und die - heute kann ich es offen gestehen - die gluecklichsten meines Lebens waren. Immer wenn ich an meine Jugend denke, was ich oft tue, quaelt mich die Vorstellung, welches Glueck mir entgangen ist." Der Alte schien diesen Brief vollkommen auswendig zu kennen; denn er zitierte ihn fluessig und mit solcher Inbrunst und Intonation, als habe er ihn selbst soeben verfasst. Dann sagte er:

"Da hatte Gauss schon laengst sein furchtbares Schicksal ereilt ... Gauss, der uebrigens das Grab seiner Frau weiterhin gemieden hat, auch als er schon lange aus Bremen zurueck war. Dass die Ueberreste jenes lebendigen jungen Maedchen, das ihm so viel bedeutet hatte, dort unten in der Erde verfaulten, diese Vorstellung konnte er einfach nicht ertragen.

Stattdessen setzte er eine Gewohnheit fort, die er in der Hansestadt angenommen hatte, seine Tage draussen in den Waeldern und Feldern vor der Stadt zu verbringen und bis zur Erschoepfung im Weserbergland zu wandern. Soweit als moeglich entledigte er sich aller Verpflichtungen an der Sternwarte; er liess es ohne Widerstand geschehen, ja, foerderte es sogar, dass Harding die meisten Funktionen an sich zog.

Manchmal, wenn er nach Hause kam, schrieb er seine Gefuehle auf. "Oh Hanna, warum hast du mich verlassen? Mit dir habe ich alles verloren, was mir im Leben kostbar war. Es ist wahr, du warst so einzigartig und uneigennuetzig, eigentlich hatte ich dich gar nicht verdient. Wirst du wenigstens im Geiste bei mir bleiben?

Ich fuehle mich so einsam unter all den froehlichen Menschen auf dieser Welt, dass ich hart gegen sie werden koennte. Ich weiss, das ist ungerecht, ich weiss aber auch, dass ich meinen Schmerz niemals vergessen kann.

Warum hast du mich verlassen? Kannst du nicht sehen, dass du geboren warst, an meiner Seite zu bleiben? Bevor ich dich kennenlernte, war ich wie ein Ertrinkender im dunklen Ozean, ein Fisch in der Sandwueste, ein Blinder unter Sehenden. Erst durch deine Liebe habe ich alles bekommen, was ich mir wuenschte. Die Bedeutung des Wortes Glueck habe ich erst in deinen Augen gefunden. Du warst meine Haelfte, die mir gewaltsam aus dem Leib gerissen wurde. Ich habe dich mehr als alles andere auf der Welt geliebt ...

Jetzt haetest du schon lange das Kindbett verlassen, wandeltest neben mir, mit unserem Saeugling im Arm, und freutest dich deiner Genesung ... Oh, ich koennte irre werden an diesen Gedanken."

Natuerlich machten ihn diese Notizen nicht gluecklicher, und er beschloss, dass es besser sei, das Wandern bis zur Erschoepfung fortzusetzen als am Schreibtisch vor sich hin zu gruebeln. Die koerperlichen Anstrengungen wuerden seinen Geist schon in ruhigere Bahnen lenken. Allein, an manchen Tagen, und besonders wenn die helle Sommersonne von einem blauen Himmel schien, wurde er auch waehrend seiner einsamen Fussmaersche immer tiefer in den Strudel der Trauer hinein gezogen, und mehr als einmal erwog er ernsthaft, seinem Leben ein Ende zu setzen.

Er war nicht der Mensch, solche Ideen spontan in die Tat umzusetzen, sondern nahm sich Zeit, diese Option mit den Resten seines Verstandes von allen Seiten zu beleuchten. Trotz seines Ungluecks hatte er den Bezug zum analytischen Denken nicht vollends verloren.

Und so bewertete er die Vorteile des Freitodes: Waere er mit der Geliebten nicht wieder vereint und der Trauerlast ledig? Hatte er nicht genug erreicht im Leben, genug gegeben, und war ihm die Wissenschaft nicht fremd geworden seit Hanna's Tod? War er nicht wie eine leere Huelle, antriebslos und verzweifelt, von der niemand, und am allerwenigsten er selbst, noch viel erwarten konnte?

Laengst hatte er die Hoffnung aufgegeben, seine wahnsinnigen Qualen wuerden mit der Zeit einer ruhig ertraeglichen Depression weichen. Jeden Morgen aufs neue brandeten riesige Wogen unertraeglichen Leides an die geschundenen Ufer seiner zermuerbten, schmerzenden Seele. Wie eine staehlerne Faust fassten sie ihn, liessen ihn den ganzen Tag nicht los und stahlen ihm auch die naechste Nachtruhe. 'Die Zeit heilt alle Wunden' lautet ein alter Sinnspruch, der wie Hohn in seinen Ohren schallte; so oft hatte er ihn von wohlmeinenden Bekannten gehoert, die sich nicht vorstellen konnten, dass jemand Tag fuer Tag, Monat fuer Monat und ohne Unterlass von Trauer verfolgt wird.

In seinem Bett mochte er nicht mehr schlafen. Wenn es im Schlafzimmer dunkel wurde, erschienen die Schatten der Vergangenheit und zwangen ihn, sich daran zu erinnern, wie gluecklich er hier gewesen war. Wenn er es

ueberhaupt dort aushielt, wuerde er sich stundenlang herumwaelzen, ohne auch nur eine Minute Ruhe zu finden. Erst in der zweiten oder dritten Nacht war er dann gewoehnlich so muede, dass er drei oder vier Stunden lang in einen erschoepten traumlosen Schlaf fiel, aus dem er, lange vor Tagesanbruch, ploetzlich hochschreckte. Er war dann sofort hellwach, setzte sich aufrecht ins Bett und starrte ins Leere; und um den allerfinstersten Einfaellen zu entgehen, zuendete er schnell eine Kerze an.

Tagsueber machte ihm sein Herz zu schaffen. Es pochte heftig und arbeitete unregelmassig. Nur die Wanderungen und Schlaf in der sommerlichen Natur verhinderten, dass er chronisch krank wurde. Denn oft kampierte er im Freien, und die Anstrengungen, die naechtliche Kuehle und der Schmutz, in dem er erstarrte, sogar der wilde Bart, der ihm wuchs, befriedigten ihn auf unerklaerliche Weise.

Neben dem einzigartigen Feingefuehl fuer Theoreme und Relationen der Mathematik besass Gauss offenkundig auch eine besondere Veranlagung, Leid zu empfinden. Wenn uns gewoehnliche Sterbliche ein Schicksalschlag getroffen hat, und die Wochen und Monate sind ueber unseren Kummer hinweg gezogen, stumpfen wir gegen ihn ab, und, lange bevor wir zugrundegehen, kommt der Tag und die Stunde, wo wir uns wieder aufrichten und ins gewoehnliche Leben zurueckkehren.

Gauss' Trauer hielt unvermindert an. Er wusste jeden Morgen, sobald sein Geist sich aus dem Nachtlager des Vergessens schaelte, der neue Tag wuerde genau wie der vorige sein, und der morgige wie der heutige, Hanna's Tod ihm die Seele zerreißen. Und genau wie an jedem anderen Tag wuerde er sich an alle Einzelheiten ihres gemeinsamen viel zu kurzen Gluecks schmerzvoll erinnern.

Wozu also weiterleben? fragte er sich. Was sprach gegen den erloesenden Tod? Vor allem dies: er war nicht der Mann, Hand an sich zu legen. Ja, er war ein Feigling, und die reale Vorstellung davon, wie dies geschehen sollte, vergroesserte nur seinen Schrecken und seine Verunsicherung. Also wandte er schliesslich den Blick wieder nach aussen, versuchte sich auf nichts anderes zu konzentrieren als auf die unmittelbaren Sinneseindruecke und setzte die Wanderung fort.

Wenn er abends nicht nach Hause kam, machte sich seine Mutter natuerlich Sorgen, ob ihm etwas zugestossen war, wagte aber nicht, ihn zur Rede zu stellen und schon gar nicht, mit gewissen Vorschlaegen zu kommen, die Bekannte ihr gegenueber manchmal aeusserten. Er sei doch im besten Alter und solle sich endlich nach einer neuen Frau umsehen; das bringe ihn am ehesten auf andere Gedanken. Sie wusste, ein derartiger Vorschlag waere von ihm uebel aufgenommen worden. Es war schwierig genug, sich mit ihm ueber normale, alltaegliche Probleme auseinander zu setzen, ohne dass er ploetzlich schreiend oder weinend aufstand und sich schleunigst davonmachte.

Daher achtete sie nur darauf, seine Kleidung und das Haus in Ordnung zu halten. Ohne sie waere Gauss damals komplett verkommen. Im praktischen Leben also stand sie ihm bei; nur von der Verzweiflung, die wie eine autistische Starre sich ueber seinen Geist gelegt hatte, konnte sie ihn nicht befreien.

Er wollte auch gar nicht befreit werden. In Bremen hatte er sich verpflichtet gefuehlt, ein halbwegs normales Verhalten gegen seinen Gastgeber an den Tag zu legen, der alle Grillen zu recht auf den Trauerfall schob. In Goettingen verschlechterte sich sein Zustand insofern, als er alle Hemmungen gegenueber der Umgebung fallen liess und ganz seinen Leidensgefuehlen nachgab. Wozu freundlich tun, wenn man verzweifelt ist? Die Anderen lebten in Freude und Wonne, er aber war des Wichtigsten, des Einzigen beraubt, der Liebe seines Lebens. Und dazu hatte er sie noch monatelang vernachlaessigt! So haderte er mit dem Schicksal, voll ohnmaechtiger Wut gegen sich und die Welt, und nur das Wandern vertrieb zuweilen die Depressionen.

Einmal kam er an einem hohen Aussichtsturm vorbei und fuehlte eine vage Erinnerung in sich aufsteigen. Unwillkuerlich machte er sich daran, die wackelige Treppe hinaufzusteigen. Oben konnte man wenig sehen, so hoch waren die Baeume gewachsen. Nur in einer Richtung erhaschte man einen Blick in die Weite. Und da erinnerte er sich seiner Plaene, das Land zu vermessen. Jetzt war er frei und unabhaengig, und genug unterwegs, um es in Angriff zu nehmen.

Allein, ihm fehlte der Schwung. Es brauchte den ganzen Sommer, bis er sich in die Sternwarte begab und die von Weber liebevoll eingemotteten Helioskope hervorholte.

Weber naemlich, aber das ist eine andere Geschichte, die ich nicht mehr erzaehlen kann, der Morgen wuerde uns einholen, hatte die Stadt in der Zwischenzeit verlassen. Er gehoerte zu den 'Goettinger Sieben', die mit der Regierungsmacht in Schwierigkeiten gerieten, als der neue Koenig von Hannover versuchte, die Universitaet staerker an die Kandarre zu nehmen. Ich habe ja schon angedeutet, wie impulsiv Weber war, und da ihm die Wissenschaftsfreiheit so unmittelbar einleuchtete, unterschrieb er ohne Bedenken einen Aufruf gegen Drangsalierung und politische Gaengelei. Wahrscheinlich haette er nicht unterschrieben, wenn ihm die Konsequenzen bewusst gewesen waeren; denn eigentlich war er ein Gemuetsmensch, der viel Wert auf ein bequemes Leben legte ... Jedenfalls wurden er und die anderen sechs, darunter Wilhelm und Jakob Grimm, des Landes verwiesen, und mussten sich anderswo, dahin der Arm des Koenigs nicht reichte, eine neue Stellung suchen.

Wenn Gauss noch wissenschaftlich gearbeitet haette, waere die erzwungene Trennung von seinem wichtigsten Mitarbeiter ein herber

Verlust gewesen. So aber empfand er es fast als Genugtuung, dass ihm auch dieser Vertraute genommen wurde.

Solange er sich noch in Goettingen aufhalten durfte, hatte Weber mehrfach versucht, in die unglueckliche Kreatur, die einmal sein Freund gewesen war, einzudringen, um ihm begreiflich zu machen, dass das Leben weitergehe und man sich auch durch schwere Schicksalsschlaege nicht unterkriegen lassen duerfe. Er hatte sich, wenn Gauss nicht unterwegs war, mitunter stundenlang zu ihm gesetzt, ohne eine andere Reaktion zu erfahren als: "Lass mich zufrieden. Du siehst doch, dass ich den Verlust meiner Frau nicht verschmerzen kann. Ich fuehle mich am wohlsten, wenn man mich allein laesst" und gelegentliches bitteres Gelaechter.

Jetzt war er fort, und mit ihm die letzte professionelle Verbindung, die Gauss zur Aussenwelt hatte. Den uebrigen Kollegen begegnete der Schwermuetige launisch und schroff, ruede sogar, er verhielt sich abweisend wie frueher nur gegen aufdringliche Studenten.

Natuerlich machte er sich damit keine Freunde. Das oeffentliche Goettingen mied ihn und hatte Muehe zu uebersehen, dass er seinen beruflichen Verpflichtungen kaum noch nachkam. Denn er fand sich nur noch selten zu Vorlesungen ein, die er meist kurzfristig und mit fadenscheinigen Begruendungen absagte. In seinem Buero in der Sternwarte tauchte er nur unregelmassig auf. Wenn er aber einmal anwesend war, blieb er meist die ganze Nacht, und des Morgens sah man ihn schlafverquollen mit wirrem Haar und Finstermiene durch die Flure schlurfen. Mitgefuehl hin oder her - einen anderen als den beruehmten Gauss haette man seiner Aemter enthoben.

—

Die Reaktionen der Umwelt beruehrten ihn wenig. Wenn ueberhaupt, so lebte er nur bei seinen einsamen Wanderungen auf, und entwickelte dort, ueber dem Unterholz seiner Trauer, seine geodaetischen Ideen weiter. Dies schlug sich endlich in Briefen an Humboldt und mehrere Koenigshaeuser nieder, worin er um Unterstuetzung bei der Vermessung von Dreiecken im deutschen Mittelgebirge bat. Der Berliner, weitgehend in Unkenntnis des Gauss'schen Zustandes, und ohne die Plaene und Begruendungen im einzelnen zu beurteilen oder auch nur zu studieren, setzte sich massiv fuer den bewunderten Kollegen ein. Ihm gefiel, was er in der Zusammenfassung des Vorhabens las, und die praeziseste Ausmessung des groessten Dreiecks versprach, die man sich in der damaligen Zeit ueberhaupt vorstellen konnte.

Als Erfolg dieser Bemuehungen wurden mehrere Soldaten abkommandiert, die an den von Gauss bezeichneten Stellen Stationen errichten und

unterhalten sollten. Er teilte sie in zwei Gruppen und gab ihnen auf, Baumaterial sowie die mit Weber konstruierten empfindlichen Instrumente vorsichtig zum Brocken und zur Wasserkuppe zu ueberfuehren. Auf beiden Bergen bestanden ideale Bedingungen, nicht nur wegen ihrer ausgezeichneten Hoehenlage, sondern weil dort bereits Aussichtstuerme existierten, deren Benutzung ihm von den oertlichen Verwaltungen gestattet wurde. Zur Ueberbrueckung der grossen Entfernungen schaffte er sich ein Reitpferd an.

Die Instruktion der Soldaten half ihm ein weiteres Stueck ueber Lethargie und Depressionen hinweg. Er befand sich nun hoffentlich in jener Phase der Konsolidierung, die Zach-Olbers in seiner Beileidsadresse beschrieben hatte, und machte sich auf die Suche nach einem dritten markanten Eckpunkt. Wenn das Dreieck einigermassen gleichseitig und der Groesse nach seinen Vorstellungen entsprechen sollte, kam dazu offensichtlich nur das rheinische Bergland in Frage.

Gauss verbrachte Wochen in der Wildnis dieser duenn besiedelten Gegend, ohne einen geeigneten Gipfel zu finden, der alle Voraussetzungen erfuellte. Das wichtigste war, keine andere Erhebung durfte die freie Sicht zum Brocken und zur Wasserkuppe versperren. Ausserdem musste das Gelaende zugaenglich sein, damit man schwere Instrumente, Verpflegung und so weiter hinaufschaffen konnte. Die Suche dauerte laenger als einen Monat und griff zuletzt seine Gesundheit an; denn die langen Ritte bergauf und bergab, das haeufige Absitzen und die Fussmaersche bei schlechten Wegverhaeltnissen erschoepten ihn. Nicht selten war er gezwungen, bei Regen im Freien zu uebernachten. Schliesslich entschied er sich fuer das Rothaargebirge, zehn Meilen von der Kreisstadt Siegen entfernt. Auf der hoechsten Spitze, dem Grosskopf, gab es keinerlei Infrastruktur. Die Soldaten wuerden dort Wege anlegen und eigenhaendig einen stabilen Turm errichten muessen.

Um nicht allzu viel Zeit zu verlieren, zog er die Maenner bis auf eine kleine Bewachung von Brocken und Wasserkuppe ab, und sammelte sie in Goettingen. Von dort machten sie sich mit mehreren grossen Planwagen auf den Weg, der teils auf breiten Strassen, teils durch dunkle Waelder und vom Verkehr noch ziemlich unberuehrte Gegenden fuehrte. Am Grosskopf dann wurden die hoechsten Baeume gefaellt, um freie Sicht nach Osten und Holz fuer den Turmbau zu haben.

Er hatte sich anfangs wenig Vorstellung von den Beschwerlichkeiten und Faehrnissen seines Unternehmens gemacht; doch ich glaube, er waere auch dann bei seinen Plaenen geblieben, wenn er im voraus davon gewusst haette. Denn die Anstrengungen zwangen seinen Geist in die Wirklichkeit und lenkten ihn von der Trauer ab. Was ihn frueher gestoert und woran er sich gerieben haette, tagelang sich nicht waschen, und nur des Nachts und in erschoeptem Zustand Rechnungen zu pruefen und

Auswertungen vorzunehmen, war ihm nun hochwillkommen. Alles, was er tat, geschah zwar auf einem Hintergrund von Truebsal und Jammer, und wenn er sich auch manchmal wie ein Bewohner zweier Welten vorkam, der in der einen voller Tatendrang seine Ziele verwirklichen muss, waehrend er in der anderen bis zum Hals im Treibsand seiner Trauer steckt, so war diese Stimmung doch wesentlich der Vorangegangenen vorzuziehen; ihn deuchte, der Muehlstein um seinen Hals sei leichter geworden.

Als alle Vorarbeiten erledigt waren, freute er sich sogar auf die eigentlichen Messungen. Wenn die Sonne guenstig stand, wuerde man vom Brocken aus, wo er Hauptquartier beziehen wollte, zwei kleine Lichtpunkte im Sueden und Westen ausmachen koennen. Sorgfaeltig darauf justiert, wuerde das Helioskop sodann den Winkel liefern. Dieselbe Messung musste zeitgleich auf Wasserkuppe und Grosskopf durchgefuehrt werden, und Gauss reiste mehrfach zwischen den Eckpunkten seines Dreiecks hin und her, um den Zustand der Messstationen zu kontrollieren, damit ihm auch ja kein Fehler unterlaufe.

—

Ich werde jetzt einige Briefe holen, die ich in Buechern aus seinem Nachlass gefunden habe", sagte der Alte. "Gauss hat eine beachtliche Privatbibliothek besessen. Diese Schriften sind uns von seinen Erben vermacht, doch ueber die ganze lange Zeit bis heute beschaemenderweise nicht vollstaendig ausgewertet oder auch nur katalogisiert worden. Vieles hat man einfach in das normale und jedermann zugaengliche Bibliotheksinventar integriert. Wenn man darauf achtet, kann man auf manchem Buchdeckel seinen Namen lesen." Bei diesen Worten erhob er sich von dem bequemen Sitz, den er mir gegenueber eingenommen hatte und schlich davon, mich in dem daemmergrauen Raum allein zuruecklassend.

Die Minuten verstrichen. Untaetig sass ich in meinem Stuhl und hoffte, er werde bald wiederkommen. Ganz wohl fuehlte ich mich nicht, so einsam an diesem Ort seltsamer, unerklaerlicher Geschehnisse. Am liebsten haette ich mich irgendwo hinter den Regalen verkrochen. Stattdessen verhielt ich mich leise; ich wollte die Geister des grossen Mannes nicht provozieren.

"Bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie habe warten lassen", hoerte ich endlich die ruhige Stimme meines Erzaehlers ihm voraus durch das duestere Kabinett hallen, "aber ich habe die Briefe an einer geheimen Stelle deponiert, damit sie nicht verlorengehen. Sie sind der erste, dem ich sie zeige." Er war jetzt bei mir angelangt und oeffnete einen vergilbten Umschlag. Das Papier war an der Seite mehrfach eingerissen und derart bruechig, dass kleine Fetzen als grober Staub zu Boden rieselten.

"Dieser hier ist von Gauss an Bolyai gerichtet, und muss unter Umstaenden, die mir nicht bekannt sind, zu ihm zurueck gelangt sein." Der Alte hatte mir gegenueber tatsaechlich ein ungewoehnliches Mitteilungsbeduerfnis. Warum er gerade mich fuer besonders vertrauenswuerdig hielt, vermag ich nicht zu sagen. Vielleicht, weil ich Physiker bin. Vielleicht auch fuerchtete er sein Ende kommen und wollte - auf die Gefahr, dass ich seine Unterschlagung bei der Bibliotheksverwaltung anzeigte - die Geheimnisse nicht mit ins Grab nehmen.

"Wenn Sie sich erinnern", fuhr er fort, "ich erzaehlte, wie die beiden Studenten in Goettingen feierlich voneinander Abschied nahmen. Dabei hatten sie verabredet, am letzten Freitag jedes Monats zwischen 20 und 21 Uhr sich in ihre Arbeitszimmer zurueckzuziehen und bei Kerzenlicht, Pfeifenrauch und einem Glas Wein des Andern zu gedenken. Die Jahre vergingen, und je laenger ihre Trennung waehrte, um so schwerer war es Gauss gefallen, ueber seinen Forschungen und sozialen und familiaeren Verpflichtungen diesem Versprechen nachzukommen. Eine Weile hatten sie noch gefuehlvolle Briefe ausgetauscht, sich ihrer Freundschaft und Wertschaetzung versichernd, doch dann kam auch dieser Gedanken-austausch fast ganz zum Erliegen. Es war schon viel, wenn sie ein- oder zweimal im Jahr voneinander hoerten. Erst nach Hannas Tod war die Zeit gekommen, die alte Freundschaft zu reaktivieren, als mentale Stuetze gegen die Stuerme des Schicksals, die das laedierte Boot seiner Seele erschuetterten ..."

Dann begann er laut aus Gauss' Brief vorzulesen:

Lieber Farkas,

es ist mehr als ein Jahr vergangen, seit ich dir zum letzten Mal geschrieben und von dem qualvollen Verlust berichtet habe, der mich getroffen hat, und ich moechte dir noch einmal fuer die Zeichen des Mitgefuehls danken, die ich inzwischen von dir erfahren habe. Du bist einer der wenigen, die sich in mich hinein versetzen und sich wirklich vorstellen koennen, welche abgrundtiefe Verzweiflung mir zusetzt.

Um nicht vollends vernichtet zu werden, habe ich in den letzten Monaten begonnen, einen alten Jugendtraum zu verwirklichen, ein grosses Dreieck zwischen dem Harz, der Rhoen und dem Sauerland zu vermessen. Der Koenig von Preussen hat mir Mittel und Helfer an die Hand gegeben, um diesen Plan in die Tat umzusetzen. Das Dreieck wird von Lichtstrahlen berandet, die durch spezielle Spiegel zwischen den Spitzen der Berge hin und her reflektiert werden. Die Aufbauten sind so raffiniert, dass wir eine unglaubliche Genauigkeit bei der Bestimmung der Winkel zwischen den Schenkeln erreicht haben. Unser Ziel war nachzupruafen, ob dieses Dreieck in einer Ebene liegt, beziehungsweise, was wohl dasselbe ist, ob die Summe der Winkel, nennen wir sie alpha, beta und gamma, zu 180 Grad herauskommt.

Ich arbeite bis zum Umfallen. Morgens stehe ich gegen halb drei auf; denn ich schlafe schlecht und liege gewoehnlich schon ab zwei Uhr wach. Und wenn ich dann an Hanna denken muss, und sich mir alles im Kopf herumdreht, erhebe ich mich lieber gleich von meinem Lager. Tagsueber sitze ich viel zu Pferde, und reite zwischen den Ausruestungslagern und Messpunkten hin und her. Ueberall habe ich treue Techniker und Soldaten platziert, und ihnen genau aufgegeben, was sie zu tun haben. Fuer meine Reisen brauche ich meist mehrere Tage, ich uebernachte in verwehrlosten Absteigen oder in Scheunen, die gerade am Wegesrand liegen. Die Anstrengung des Reisens betaeubt mich, und befreit mich auch in gewisser Weise von meinem Schmerz. Da ich alle Unterlagen immer bei trage, kann ich abends die Auswertungen vorantreiben.

Ich komme immer wieder zu demselben sonderbaren Ergebnis. Die Winkelsumme weicht naemlich von 180 Grad ab, und zwar um einen Betrag, der sehr klein, aber messbar ist, in etwa um den 10 hoch 10ten Bruchteil des Vollkreises.

Ich selbst habe frueher bewiesen, wie sich nur bei einem gekruemmten Dreieck ein Defekt von jener Regel ergeben kann, und gezeigt, dass sich dieser Defekt als Integral des Kruemmungsskalars, den Dirichlet mittlerweile die Gauss'sche Kruemmung nennt, ueber die Dreiecksflaeche berechnen laesst. Wenn man dieses Integral auf einem sphaerischen Dreieck ausfuehrt, so ergibt sich als Winkeldefekt $(\alpha + \beta + \gamma - \pi)$ die Dreiecksflaeche/ r^2 , wo r der Radius der Sphaere ist. Man sieht ganz deutlich: wenn r gegen unendlich strebt, also die Sphaere zur Ebene entartet, wird der Winkeldefekt 0.

In meinen Augen kann man aus alldem nur einen Schluss ziehen: *die Lichtstrahlen muessen auf gekruemmten Bahnen laufen*. Wie gross die Kruemmung ist, kann ich aus meinen Messungen ablesen: ich habe, wie gesagt, den Winkeldefekt ungefaehr gleich 10 hoch -10, und die Dreiecksflaeche ist etwa 10000 Quadratkilometer, also r ganz grob gleich 10 hoch 7 Kilometer, beinahe so gross wie der Abstand zwischen Sonne und Erde.

Ob unser Tagesgestirn etwas damit zu tun hat? Nein, ich kann es mir nicht denken. Dieser Radius ist ja nur eine kuenstliche Konstruktion, die Auskunft ueber die Groesse des sonderbaren Effektes gibt.

Ich hoere schon deinen Einwand, dass die Ablenkung von Lichtstrahlen bekanntlich auch durch die Gase der Erdathmosphare verursacht wird, die das Licht der Abendsonne brechen und in seiner Bahn beeinflussen, so dass man den roten Feuerball selbst dann noch sieht, wenn er eigentlich schon hinter dem Horizont verschwunden ist. Aber bitte glaube mir, ich habe diesen Effekt berechnet und bei meinen Auswertungen gebuehrend beruecksichtigt!

Im Prinzip ist auch denkbar, dass lokale Luftdruckschwankungen und Temperaturunterschiede die Resultate verfaelschen. Ich habe aber meine Messungen unter verschiedensten Bedingungen wiederholt, um auf diese Weise derartiges heraus zu mitteln; und jedesmal erhalte ich das gleiche frappierende Ergebnis.

Ich moechte jetzt einige Ideen vorbringen, wie man es deuten koennte. Da der gemessene Winkeldefekt positiv ist, muss auch der daraus sich ergebende Kruemmungsskalar positiv sein. Daher kann man in erster Naeherung zurecht annehmen, dass mein Lichtstrahlendreieck auf einer riesigen Sphaere liegt. (Waere er negativ, so muesste man stattdessen mit Sattelflaechen arbeiten. Denn die Gauss'sche Kruemmung kann nur auf einer Sattelflaeche kleiner als 0 sein.) Die Lichtstrahlen bewegen sich also wie auf einer riesengrossen Seifenblase, die 10 Millionen mal groesser als unsere Erdkugel ist.

Was aber kann ihre Kruemmung verursachen? Nach meiner Ueberzeugung reicht nur das Gravitationsfeld der Erde weit genug, in dieser Form zu wirken. Andererseits ist bis heute keine Wechselwirkung des Lichtes mit der Newtonschen Kraft bekannt. Das Helle, welches in unsere Augen faellt, ist eine rein elektromagnetische Erscheinung, und die einzige Folgerung, die ich daraus ziehen kann, lautet: nicht die Lichtstrahlen werden beeinflusst, sondern der Raum selbst ist gekruemmt (aber vielleicht ist dies dasselbe, denn wir nehmen den Raum durch den Schein des Lichtes wahr, das sich in ihm bewegt), und seine Kruemmung muss durch die Staerke der Gravitation bestimmt sein. Kurz gesagt, das Kraftfeld der Erde, das jeden massiven Koerper zu Boden zwingt, lenkt auch die Lichtsignale ab.

Ein utopischer Gedanke, gewiss, den wohl noch niemand ausgesprochen hat. Wie kann das leichte, fluechtige Element des Lichtes durch jene Kraft beeinflusst werden, die sonst nur auf grosse, traege Massen wirkt. Es waere interessant herauszufinden, ob sich an meinen Ergebnissen etwas aendert, wenn man die Signale modifiziert. Man koennte zum Beispiel an der Polarisation des Lichtes drehen, indem man entsprechende Spiegel verwendet, oder seine Geschwindigkeit variieren, indem man die Spiegel auf einer schnell beweglichen Plattform anbringt. Ich werde mit meinen Leuten besprechen, ob sich so etwas realisieren laesst.

Nach meiner Meinung erstreckt sich die Kruemmung nicht nur auf Lichtstrahlen und Dreiecke, sondern auf den gesamten dreidimensionalen Anschauungsraum. Ich habe vor, meine Theorie der gekruemmten Flaechen auf dreidimensionale gekruemmte Raeume zu verallgemeinern, damit uns auch dort ein quantitativ fassbarer Kruemmungsbegriff zur Verfuegung steht. Dieser wird wieder eine zweite Ableitung sein, also eine Art Beschleunigung, die das Licht von seiner geraden Bahn ablenkt, und hoechstwahrscheinlich laesst sich diese Beschleunigung vermittels eines

neuen Naturgesetzes der Form 'Kruemmung ist gleich Gravitationskraft' berechnen.

Ich habe mich seit Hanna's Tod fast ganz von der Universitaet zurueckgezogen und dort nur noch die noetigsten Pflichten erfuellt, dabei trotz allerhand schlechten Gewissens meinen Lohn weiter eingestrichen. Die privaten Verbindungen zu den uebrigen Professoren sind mehr oder minder erkaltet, wie ich ueberhaupt die meisten Kontakte eingestellt habe, ausser zu den hilfreichen Haenden in meiner Vermessungstruppe.

Harding versucht, aus diesen Umstaenden und auch aus den phantastischen Befunden, die ich muendlich zu verbreiten mich nicht zurueckhalten konnte - sie haben dann schnell die Runde gemacht und sind von den meisten mit Unglauben zur Kenntnis genommen worden - Kapital zu schlagen, wenn auch mit maessigem Erfolg; zu gross ist noch immer mein Ansehen in der Fakultaet. Aber es ist doch aergerlich zu spueren, wie jedermann, der eine offen, der andere nur in Gedanken, meine Messungen und die erreichte Genauigkeit anzweifelt. Ich erlebe zum ersten Mal, dass mir bei einem Forschungsergebnis von allen Seiten Skepsis entgegen schlaegt, und dies ist eigentlich kein angenehmes Gefuehl, kann ich dir sagen.

Jedenfalls laesst er keine Gelegenheit aus, meinem Ansehen zu schaden. Wenn ich bedenke, dass wir ihn einmal fuer unseren besten Lehrer hielten! Lehre und Forschung machen eben noch keinen besseren Menschen, eher im Gegenteil; sie sind Naehrboeden der Zwietracht und schluepfrige Spiegel der Selbstsucht.

Es ist wahr, frueher haette ich nicht so geredet. Inzwischen denke ich oft, du, mein Freund, hast gut daran getan, dich von den Haendeln der sogenannten freien Wissenschaft fernzuhalten und im Kreis deiner Familie ein beschauliches und sorgenfreies Leben zu geniessen. Ich wuenschte, das waere mir auch vergoennt gewesen.

dein Freund Gauss

Und hier nun", deutete der Alte, ohne mein wachsendes Staunen zu beachten - denn dies war wirklich eine spektakulaere Enthuellung, eine Sensation, von solchen Entdeckungen hatte ich nie etwas gehoert - auf einen zweiten Brief, von anderem Format und mit einer ganz anderen Schrift verfasst, "ist die Antwort von Bolyai:

Lieber Freund,

vielen Dank fuer deine erstaunlichen Mitteilungen. Was du schreibst, klingt abenteuerlich, doch keineswegs unglaubwuerdig, und da ich deine sorgfaeltige Arbeitsweise kenne, und mich ausserdem als dein bester Kamerad fuehle, habe ich dreifachen Grund, dir zu glauben.

Lasse dich von den Philistern nicht irre machen. Ich fand schon immer, dass du zuviel Wert auf die Meinung der Mehrheit gelegt hast, und viel mutiger haettest sein sollen, auch unwahrscheinliche oder nur unvollstaendig bewiesene Ideen zu publizieren. Gewiss, es hat deiner Karriere gut getan, dass du solche Ruecksichten genommen hast, in der Rueckblende aber wirst du vielleicht auch meiner Einstellung etwas abgewinnen koennen, dass sich unsere Nachkommen um die Konventionen und Vorurteile der heutigen Zeit keinen Deut scheren werden und du Ihnen daher deine Kostbarkeiten nicht vorenthalten solltest.

Aus diesem Grunde ermuntere ich dich, deine Ergebnisse auf keinen Fall fuer dich zu behalten. Ich fordere dich auf, sie schnellstmoeglich unter die Leute zu bringen; selbst wenn dich die Woelfe zerreißen ... Ach was, so weit wird es schon nicht kommen!

Wie froh bin ich, dass dein alter reger Geist sich zurueck gemeldet hat. Leider kann ich nicht allen Details und den theoretischen Schluessen folgen, die du gezogen hast, da ich mich von der aktuellen Forschung zu weit entfernt habe.

Ich kann dir nur als Philosoph antworten und moechte im Geiste Platons ein imaginaeres Gespraech mit dir fuehren.

Stelle dir vor, du wuerdest mir auf einem deiner einsamen Ritte durchs Gebirge zufaellig begegnen. Wir wuerden uns wiedererkennen und uns freudig in die Arme sinken. Gemeinsam wuerden wir einen Abhang hinauf reiten, um die Aussicht zu geniessen. Dann wuerden wir droben am Waldesrand stehen und ein weites Tal ueberblicken. Ich wuerde auf deinen Brief zu sprechen kommen und erklaren: "Mir scheinen deine Ideen so fremd, so gewaltig, dass sie mir niemals von selber gekommen waeren. Licht, das sich auf gekruemmten Bahnen bewegt! Das hiesse, der Gipfel dort weit hinten in der Ferne liegt gar nicht geradeaus vor uns. Ich bin wahrlich kein phantasieloser Mensch, doch dieser Einfall liegt jenseits meiner Vorstellungskraft. Meine Phantasien gehen in eine ganz andere Richtung ..."

"Vielleicht hast du recht", wuerdest du nachdenklich erwidern, die Augen auf denselben Punkt gerichtet, und ich stelle mir vor, dass du dich dabei ein wenig entspannen wuerdest, in dem Bewusstsein, den zweitliebsten Menschen an deiner Seite zu haben. "Was Kruemmung ist, definiert eigentlich der Beobachter, und wenn man den Punkt dort hinten subjektiv als gerade vor sich liegend ansieht, ist die Bewegung des Lichtes gerade. Das und nichts anderes steckt hinter meiner Auffassung, dass nicht der Lichtstrahl, sondern der Raum selbst gekruemmt ist. Man kann es auch anders formulieren: wer, wenn nicht der Lichtstrahl, legt fest, was die gerade und kuerzeste Verbindung zwischen zwei Punkten ist?"

Und doch", wuerdest du hinzufuegen, "scheint es eine Art objektiven Standard zu geben. Wie koennte man sonst Abweichungen der Winkelsumme von 180 Grad feststellen? Und ich glaube, der Schluessel dazu ist die Gravitationskraft. Nur laesst sich das Ganze nicht im Rahmen der Newtonschen Theorie erklaren. Eine Erweiterung muss her, die eine Kruemmung vorhersagt, sobald man eine Masse in den Raum stellt", und dabei wuerdest du die Stirn in vertikale Falten ziehen und die Augen zusammenkneifen, wie du es frueher immer getan hast, wenn wir auf eine scheinbare Paradoxie stiessen.

Ich wuerde dich aber nicht deinen Theorien ueberlassen, sondern, um dich zu provozieren und den Unterschied in unserem Denken zu betonen, verkuenden: "Mir ist es gleich, ob das Licht auf einer gekruemmten Bahn daher kommt. Ich interessiere mich letztlich auch nicht fuer einzelne Punkte dort hinten, sondern fuer das gesamte Ensemble von Objekten, das die Welt mir darbietet. Die Philosophen lehren, dass es ueber den einzelnen Dingen ein Mehr gibt, eine universelle Verbindung ... Ich stimme mit ihnen ueberein, und das ist der tiefere Grund, warum der Gedanke von gekruemmten Lichtstrahlen mir so fremd ist. Er loest, wie manch andere physikalische Idee, das Ganze in unnatuerlich kleine Teile auf und wird der Wirklichkeit unserer Welt nicht gerecht."

Damit waeren die Differenzen deutlich benannt, und nachgiebig wuerde ich hinzufuegen: "Dem Geometer mag das reichen. Dreh- und Angelpunkt seines Daseins ist nicht die berauschende Fuelle und Schoenheit der Natur, sondern die einzelne Messzahl, die er in seine Tabellen eintraegt. Er ist um so zufriedener, je genauer diese Zahl ist, und selbst die funkelnden Strahlen der Sonne dienen ihm nur als Vehikel, sein Ziel zu erreichen."

Schliesslich wuerden wir unsere Pferde losbinden und gemeinsam weiter reiten, durch dein Vaterland, das ich fast genauso liebe wie du, mit seinen dichten Waeldern und fruchtbaren Taelern. Hoch oben ueber Fulda und Weser wuerden uns mittelalterliche Burgen von weitem gruessen, und auf sonnigen Marktplaetzen in verschlafenen Staedtchen machten wir Rast, bevor wir aus den Stadtoeren wieder hinausritten, durch schattige Alleen zurueck in die Waelder ... Und endlich, endlich wuerdest Du wieder tief und frei atmen, wie seit Jahren nicht mehr, und wenn wir schliesslich bei deiner Messstation ankaemen, waerest Du ledig deiner ganzen finsternen Trauer. -

Oh bitte, vergib mir, ich weiss, wie sehr du sie geliebt hast. Doch lass dir wenigstens raten, bei den Dichtern den Trost zu suchen, den du in der Wissenschaft nicht findest.

Dein Farkas

Lieber Farkas,

vielen Dank fuer die mehreren Briefe, die du mir zum Trost in immer kuerzeren Abstaenden sendest. Besonders dein letzter hat mir sehr gefallen. Ich wuerde dich gern wiedersehen und habe mir fest vorgenommen, dich naechstes Jahr zu besuchen.

Es ist jetzt schon so lange her, dass wir uns das letzte Mal von Angesicht zu Angesicht gegenueberstanden! Damals lag das hoechste Glueck meines Lebens noch vor mir (ohne dass ich freilich etwas davon ahnte), heute liegt es hinter mir, und wenn ich an dich denke, kommt mir unsere jugendliche Unbeschwertheit (und ueberhaupt meine ganze Jugend) wie die Wirklichkeit von einem anderen Stern vor. In jenen Tagen sprudelten wir vor Ideen ueber. Viele davon liessen wir leichten Herzens aus der Hand gleiten und von anderen ueberwuchern. Heute fließen sie spaerlicher, trocken sind die Aecker der Phantasie und ohne Frucht, und das wenige, was wir ernten, drehen wir liebevoll hin- und her, wir bearbeiten es sorgfaeltig und zoegern lange, bevor wir es zur Schau stellen. So ist es auch mit den seltsamen Messergebnissen und Interpretationen, von denen ich dir letzthin berichtet habe.

Ich danke dir fuer die moralische Unterstuetzung, die du mir in deinen Briefen gewaehrst, und fuer die Ermunterung, meine Resultate unbedingt zu publizieren. Wie du ganz richtig feststellst: Ich habe immer gezoegert, unwahrscheinliche Ergebnisse zu veroeffentlichen. Denke nur an unsere Diskussionen ueber das Parallelenaxiom. Wir sind und waren ueberzeugt, dass nichteuklidische ('hyperbolische') Ebenen existieren, d.h. Ebenen, in denen es zu jeder Gerade und jedem Punkt mehrere Geraden durch den Punkt gibt, die parallel zur Ausgangsgeraden verlaufen. Doch solange niemand ein explizites Beispiel dafuer konstruiert hatte, wollte ich keine abstrakten Saetze darueber veroeffentlichen.

Die allerneueste Entwicklung ist, ich habe etwas gemessen, was unsere vormaligen Diskussionen beruehrt. Ich hatte mir naemlich ueberlegt, dass es nicht schaden koennte, wenn man sich die Strahlen des Sonnenlichtes, die meinen Winkelmessungen als Basis dienen, einmal genauer vornimmt. Ich habe sie mit einem Prisma zerlegt und alle moeglichen Analysen durchgefuehrt, und schliesslich ist mir der Gedanke gekommen, die Spiegel, die das Licht reflektieren, auf einer beweglichen Schiene zu montieren und schnell hin und her zu bewegen. Auf den anderen Stationen habe ich rotierende Zahnraeder installiert, mit denen sich die Geschwindigkeit c der ankommenden Lichtimpulse bestimmen laesst. Nach meinen Messungen, die viel praeziser sind als alles, was du in der Literatur finden wirst, ist $c=299792555$ Meter pro Sekunde mit einer geschaezten Unsicherheit von 120 Metern pro Sekunde.

Und nun hoere: *Ich habe festgestellt, dass c voellig unabhaengig von der Geschwindigkeit ist, mit der die Spiegel bewegt werden (sic!).* Das Ergebnis

steht im Widerspruch zu allem, was man landläufig von realen bewegten Objekten erwartet, naemlich dass sich ihre Geschwindigkeiten addieren. Denke dir ein Ross, welches mit einem Tempo von 10 Kilometern pro Stunde auf einem Feld galoppiert, darauf ein Falkner mitsamt seinem Falken. Wenn der Falke nun in Vorwaertsrichtung mit einer Schnelligkeit von ebenfalls 10 Kilometern pro Stunde relativ zum Ross losfliegt, so erwartet man, dass er eine Geschwindigkeit von 20 Kilometern pro Stunde relativ zur Erde hat. So aehnlich sollte es sich auch mit dem Licht verhalten, die Geschwindigkeit der Lichtquelle sollte sich zu c addieren. Das Gegenteil ist der Fall! Der Wert von c bleibt derselbe, von wie immer schnell bewegten Fahrgestellten das Licht auch abgestrahlt wird.

Dieses Ergebnis ist mehr als erstaunlich. Nun wird mir erst recht niemand mehr glauben! Seit Wochen drehe und wende ich meine Zahlen und pruefe ihre Genauigkeit, um immer wieder zu derselben abstrusen Schlussfolgerung zu kommen.

Ich hatte reichlich Musse, ueber die Folgerungen nachzudenken, und bin schliesslich zu folgender Einsicht gelangt: um die Bewegung des Lichtes zu beschreiben, ist unser dreidimensionaler Anschauungsraum kein gutes Konzept. Vielmehr sollte man eine vierdimensionale Struktur waehlen, die sich aus den drei Raumdimensionen x, y, z und der Zeitkoordinate t zusammensetzt. In diesem Raum naemlich befindet sich Licht, das vom Punkte Null in alle Richtungen ausgesendet wird, meinen Messungen zufolge immerfort auf hyperbolischen Kugelflaechen der Form $(ct)^2 - x^2 - y^2 - z^2 = \text{const.}$

Und nun hoere: die Ebenen $x=y=0$ in dem kuenstlich konstruierten Raum mit den vier Achsen x, y, z und t verletzen das Parallelenaxiom! Es gibt zu einer Gerade und einem Punkt mehr als eine Parallele, die durch den Punkt geht - vorausgesetzt man definiert den Abstand d eines Punktes (x, y, z, t) vom Nullpunkt des Koordinatensystems nach der Formel $d^2 = (ct)^2 - x^2 - y^2 - z^2$.

Ich habe schon immer vermutet, dass eine Ebene mit hyperbolischen Eigenschaften noetig ist, um das 5. Axiom des Euklid zu verletzen, bisher jedoch kein geeignetes Beispiel gefunden. Dabei muss in der Definition des Abstandes nur ein negatives Vorzeichen eingefuehrt werden, um das Gewuenschte zu erreichen.

Als Mathematiker gefaellt mir diese Interpretation natuerlich. Man muss aber vorsichtig sein, nicht von dem eigentlichen Befund abzulenken, dass naemlich das Licht und der Raum sich *physikalisch* ganz anders verhalten als der gesunde Menschenverstand antizipiert. Den tieferen Grund dafuer werden kuenftige Generationen aufspueren; die beschaenkten Mittel meines Geistes und der gegenwaertigen Technik reichen dazu nicht hin.

Ich bin mir noch immer nicht schlussig, ob ich diese Resultate veröffentlichen soll. Einerseits fuerchte ich, dass man mir keinen Glauben schenken und sie fuer die Ausgeburt einer ueberreizten depressiven Phantasie halten wird. Schon jetzt spuere ich allenthalben Skepsis und Widerstand um mich herum. Andererseits bin ich laengst so weit, dass mir die Meinung der Anderen gleichgueltig ist. Hauptsache, ich kann meine Arbeit fortsetzen.

Es gruesst dich dein Gauss"

Der Alte verstummte. Er faltete die Briefe behutsam zusammen und verstaute sie in seiner Wolljoppe. Dann setzte er seine Erzaehlung fort.

"In den folgenden Monaten trieb Gauss seine Messungen in den Bergen voran. Mehrfach nahm er die langen beschwerlichen Reisen zwischen den Messstationen auf sich, und kampierte tagelang in den Zelten und Huetten, die nahe bei den Aussichtsplattformen errichtet waren - er tat alles, um eine weitere Verbesserung seiner Zahlenkolonnen zu erreichen.

Sein Ziel war, die Genauigkeit soweit zu steigern, dass auch der letzte Zweifel an seinen Hypothesen ausgeraemt werden konnte. Diese Anstrengungen standen eigentlich im Widerspruch zu der in dem Brief geausserten Behauptung, das Urteil seiner Zeitgenossen interessiere ihn nicht mehr; und vielleicht waren seine tieferen Motive tatsaechlich von ganz anderer Natur. Er machte sich jedenfalls kaum noch Gedanken darueber, wie und wann er der Oeffentlichkeit die Ergebnisse praesentieren wuerde; er arbeitete einfach wie ein Besessener, und erkannte in seltenen Momenten der Besinnung, dass er in Wahrheit - trotz aller Betriebsamkeit - um kein Deut gluecklicher geworden war. Gewiss, als Forscher hatte er Grosses zustande gebracht, und sein Verstand funktionierte besser als jede Rechenmaschine, doch zuunterst hielt tumbe Verzweiflung weiterhin seine Seele gefangen.

Und wieder entdeckte er, wie sehr er die Lebenden hasste, und ihr vermeintliches Glueck. In solchen Augenblicken waere es ihm am liebsten gewesen, wenn die ganze Welt mit einem Schlag zermalmt wuerde, und jedes Zeugnis der eigenen und aller menschlichen Existenz vernichtet.

So trieb es ihn durch die Lande. Auch frostige Temperaturen hielten den Mann nicht von seinen Expeditionen ab. Es war im Januar des Jahres 1817, und Gauss auf dem Weg zur Wasserkuppe. Nach einem eiskalten Dezember hatten heftige Sturmtiefs begonnen, ueber Hessen hinweg zu rollen, dazwischen Tage der Ruhe, an denen linde Vorfruehlingslueftchen um Hausecken spielten.

Mild war es auch heute gewesen. Sogar die Sonne hatte sich zwischen den Wolken gezeigt. Doch mit der Daemmerung frischte der Wind auf und immer dunkleres Wetter zog ueber den Himmel.

Eben war er in einen dichten Wald eingebogen. Er kam dort nur langsam voran und verirrte sich bald im Unterholz. Hohe Fichtenkronen verdeckten die freie Sicht nach oben und den Sturm hoerte man nur wie in weiter Ferne toben. Beruhigend taetschelte er den Hals seiner Stute und duckte den Kopf in den Pferdenacken, damit niedrig haengende Aeste ihm nicht das Gesicht zerkratzten. Das Tier wieherte unsicher, es konnte kaum erkennen, wohin es trat.

Eine Zeitlang war nur das Knacken von Aesten zu hoeren, waehrend sie sich vorsichtig fortbewegten, und das Gurren von Tauben, oder der Ruf eines Uhus, der aus dem Schlaf erwachte. Einmal, als sie ein groesseres Tier aufscheuchten, schnaubte der Schimmel unwillig und schuettelte die Maehne.

Jetzt tropfte Regen aus allen Aesten und Wipfeln, und endlich spuerte er einen Luftzug. Bald wuerden sie das Dickicht hinter sich haben.

Irgendwo vorn musste die Fulda fliessen, vielleicht schon am Fusse dieses Gefaelles, vielleicht aber erst durch das naechste Tal. Er kannte sich zu wenig aus in der Gegend. Das einzige Gasthaus war noch meilenweit entfernt, jenseits des Flusses.

Endlich hatten sie die Senke erreicht, der Wald lichtete sich, und ja, glueckauf, im dunklen Daemmer der Niederung stroemte gurgelndes Wasser. Normalerweise war die Fulda in dieser Gegend nicht breiter als zehn oder zwoelf Pferdelaengen, durch die Regenfaelle der vergangenen Tage jedoch zu einem reissenden Strom angewachsen.

Wenigstens bestand hier im Gras keine Gefahr, dass das Pferd sich die Laeufe brach. Dafuer bekam man den Sturm zu spueren.

Was Sturm? Ein Orkan hatte die Leinen losgemacht, und mit ihm klatschten Regen und Hagelkoerner in immer neuen Schueben vom Himmel. Tatsaechlich war es das schwerste Unwetter, von dem das hessische Bergland jemals heimgesucht worden ist, darin waren sich Einheimische noch lange rueckblickend einig.

Waehrend des ganzen Weges durch den Wald hatte sich Gauss auf nichts anderes konzentriert als auf den naechsten Schritt seines Pferdes. Nur einmal streifte ihn die Erinnerung an Hanna's Antglitz, irgendein kleinster Eindruck der Sinne stimulierte sein Gedaechnis, und da wusste er gleich, was ihn unten erwartete.

Nun naemlich, am dunklen Wasser, worin finstere Wolken sich spiegelten, ueberfiel ihn ein wuchtiger Schmerz, wie wenn Loewen ein krankes Tier anfallen. Er brachte sein Pferd zum Stehen. Er sass ab und stierte zum Fluss herunter, und dann bruellte er in den Sturm. Traenen rollten ihm ueber die Wangen, vermischten sich mit dem Regen.

Manchmal, an sozusagen guten Tagen, gelang es ihm ja, durch die Erinnerung an die schoenen gemeinsamen Jahre, sich aus dem Morast der Depression zu befreien. Doch dann wieder, wie jetzt in diesem schwaerzesten Unwetter, spuerte er zum hundertsten Mal, er wuerde den Tod seiner Frau niemals verwinden. Bluten wuerde die Wunde und nicht eher nachgeben, bis er neben ihr im Grabe lag.

Er blickte zum Himmel. Dicht an dicht zogen quellende Gewitterwolken vorueber, muskelbepackte Kolosse mit riesigen Eimern, die sie ueber dem Landstrich entleerten. Da ertoente von Westen, wo der Lauf des Flusses tosend im Dunkel verschwand, ein sonderbarer Klang, ein bedrohliches Pfeifen, wie aus tausend Lungen und wie Gauss es im Leben noch nicht gehoert hatte. Es war der Orkan, der jetzt seinen Gipfel erreichte. Einem Zyklon auf offener See gleich fuhr er durchs enge Tal, die Pappeln am Ufer verbeugten sich tief, widerwillige Sklaven, zum Gehorsam gezwungen.

Gauss zog den Kopf ein und drehte sich zum Wald, um dort Schutz zu suchen. Zu spaet! Die Wut der Elemente holte ihn ein. Der Tornado schlug ihm mit solcher Kraft entgegen, dass er Muehe hatte, seinen Standpunkt zu verteidigen und nicht in den Fluss gestossen zu werden.

Nahebei hatte ein Bauer Bretter aufgeschichtet, die hier oder anderswo zum Bauen verwendet werden sollten. Gauss hatte die schweren Hoelzer in der Dunkelheit gar nicht bemerkt. Jetzt ploetzlich erhoben sie sich zum Leben. Wie von Geisterhand gefuehrte riesige Marionetten tanzten sie eilig auf ihn zu und gewannen dabei noch an Geschwindigkeit und Energie. Er sah die Schemen auf sich zurasen und dachte nur noch: "So sind sie also, die letzten Sekunden des Lebens".

Da waren sie bei ihm. Wie ferngesteuert pruegelten sie auf ihn ein, draengten ihn nach hinten zum Ufer, und eines traf ihn am Kopf, so dass Funken vor seinen Augen spruehten und ihm ein taghelles Bild von Hanna erschienen sein muss, im selben Moment, da er das Bewusstsein verlor, denn verzweifelt rief er noch ihren Namen. Dann taumelte er ruecklings in die Fluten, die hungrig ueber dem Ohnmaechtigen zusammen schlugen.

Das also war das Ende des grossen Mathematikers", schloss mein Erzaehler seinen Bericht. "Zugegeben, die letzten Tage und Wochen lassen sich nur schwer rekonstruieren. Fuer vieles habe ich nur vage Anhaltspunkte, und manches ist bloss zusammengereimt und mag sich auch anders zugetragen haben. - So viel ist sicher: Gauss ward nie wieder gesehen, und auch seine Leiche hat man nie gefunden, derweise ihm ein ordentliches Grab nicht gerichtet werden konnte. Sie ist nirgendwo angetrieben worden und muss wohl ueber die Weser, in die die Fulda muendet, ins offene Meer gelangt und dort fuer immer versunken sein.

Bei allen Schwierigkeiten, die er seinen Mitmenschen zuletzt gemacht hat, haben sie ihm doch ein ehrendes Andenken bewahrt, da er viele Zweige

der Mathematik erst eigentlich begründet und sein Jahrhundert damit um ein beträchtliches Mass an Aufklärung bereichert hat. Für die Nachwelt bleibt er als der grosse Wissenschaftler in Erinnerung, der er war. Seine letzten Forschungen aber, die der Gravitation eine komplexere Struktur begeben als die Newtonschen Fallgesetze implizieren, hat man einfach ausgeklammert und als Selbsttäuschung und Seemannsgarn abgetan.

In den 60 Jahren, die seit seinem gewaltsamen Tod vergangen sind, ist auf dem Gebiet der Gravitationsphysik nicht viel geschehen. Heutige Wissenschaftler wurden seinen Behauptungen genauso skeptisch begegnen wie die damaligen Kollegen. Doch die Zeiten ändern sich, und künftige Generationen und genauere Instrumente als das Helioskop werden entscheiden, ob seine Theorien richtig sind.

Von ihm ist ja alles verlorengegangen. Keines der Messprotokolle ist je wieder aufgetaucht. Man weiss bis heute nicht, wer sie an sich genommen hat. Auch Weber, der Jahre später nach Göttingen zurückkehren durfte, konnte nichts zur Aufklärung beitragen. Die wichtigsten Instrumente sind unter mysteriösen Umständen aus den Messtürmen gestohlen worden. Nur belangloses Werkzeug sowie der Telegraph sind übrig geblieben."

DER KURZE ABSCHIED

Wir waren 17 und gingen in dieselbe Klasse. Sie war nur eine von mehreren, die mir gefielen, aber sie reagierte am staerksten auf mich. Sie hiess Petra und ihr Haar war blond und kurz.

Ich hatte lange Haare und hielt mich fuer den Groessten, fuer unbesiegbar.

Wir waren jung, und unsere Seelen waren zu allem bereit. Wir waren eine Clique von 4, 5 Jungen, die sich regelmaessig trafen, im Eiscafe, auf Parties oder bei einem von uns zu Hause. Manchmal sasssen wir auch nur zusammen im Auto und fuhren zum Kiffen in die Felder. Waehrend die Scheiben beschlugen, versanken wir in den Nebeln unserer Traeume. Spaeter erzaehlten wir alberne Witze, wir lachten und vergassen gleich, worueber.

Aber wir fuehlten uns grossartig, und wenn Jochen den Motor anwarf, die Anlage hoeher drehte und mit 120 ueber die breiten Landstrassen brettete, die in der Ferne mit den Feldern zur Unendlichkeit verschmolzen, brandete eine Stosswelle Adrenalin in unser empfindliches junges Nervengeflecht.

Unsere Herzen waren voller Musik. Meist hoerten wir Hardrock. Wir hielten die Stones fuer weichgekochte Eier und liebten Rory Gallagher, die MC5 und den aufkommenden Punk. Ein paar von uns mochten klassische Musik, ich habe nie verstanden warum.

Auch wenn wir im selben Raum mit ihnen sassen, wir waren meilenweit von unseren Lehrern entfernt. Die Schule schien uns wie fuer geistige Zwerge gemacht, wir waren Riesen in Ketten. Haben Sie sich jemals vor Augen gefuehrt, was es bedeutet, 17jaehrige unter die Aufsicht innerlich vergreister Beamter zu stellen? Sie sind wie Wesen von einem anderen Stern. Wo die Gedanken der Lehrer sich sammeln, fliegen die der Jungen empor, zu den Fenstern hinaus und explodieren wie Feuerwerk am Himmel.

Die Sommerferien warteten auf uns und wir ueberlegten schon zu Ostern, wohin wir mit unseren knappen Reserven fahren koennten. Jochen und ich hoerten von einem Billigflieger nach Schottland, und wir planten einen Trip von dort per Anhalter nach London, wo wir keinen der beruehmten Clubs auslassen wuerden. Jochen ist eher der stille Typ, er will Schriftsteller werden und ueberredete mich, fuer die Highlands mindestens 10 Tage einzuplanen. Wir kauften ein schweres, regendichtes Zelt, mit dem wir auf entlegenen Weiden, Straenden und Feldern campieren wollten. Die Aussicht auf kalte schottische Naechte schreckte uns nicht.

Petra hoerte davon und ueberredete ihre Freundin, dass sie ebenfalls unbedingt nach England fahren sollten. Sie sprach mich an, als wir in einer Pause allein im Klassenzimmer waren. Ich kann mich noch an jede Einzelheit erinnern. Sie trug Bluejeans und einen braunweiss gestreiften Rolli. Ihre blauen Augen blinzelten vor Unsicherheit: "Hi, Eric. Ich habe gehoert, ihr wollt in den Sommerferien nach England." Und dabei sah sie zu mir hoch; denn ich bin ein Meter neunzig, und sie nur einsfuenfundsechzig.

"Stimmt", erwiderte ich. "Wir haben billige Flugtickets nach Schottland und wollen uns die Highlands anschauen. Hinterher noch ein paar Tage in London dranhaengen. Uns unter die Szene mischen." Meine Augen, die ihrer Erscheinung nicht standhielten, flatterten an ihr vorbei, zu einem fernen Punkt auf der Tafel, wo, wer wollte, die Prinzipien der vollstaendigen Induktion nachlesen konnte.

Meine Unsicherheit machte sie sicherer. "Hoert sich cool an", sagte sie. "Iris und ich, wir wollen auch zusammen los. Vielleicht koennen wir Euch begleiten."

Mein Herz machte einen Sprung, das waren ja tolle Aussichten. Ich konnte nur hoffen, dass Jochen nichts dagegen hatte. "Keine Ahnung, ob es noch Karten gibt", sagte ich. "Frag einfach beim Reisebuero nach."

"Werden wir machen. - Was mich noch interessieren wuerde, wie habt ihr euch das praktisch vorgestellt? Wollt ihr in Hotels uebernachten? Und wie wollt ihr von Schottland nach London kommen?"

Ich hatte das Gefuehl, dass sie naeher an mich heran gerueckt war und trat einen Schritt zurueck, um meine souveraene Grundhaltung nicht einzubuessen, besonders, falls einer meiner Freunde auftauchte. Dabei waere ich fast ueber einen Stuhl gestolpert. "Wir wollen zelten. Das ist die

beste Loesung. Man ist beweglich und hat wenig Kosten. Ihr solltet euch auch ein Zelt besorgen. Oder wir muessten uns trennen, falls ihr im Hotel uebernachten wollt."

"Nein, nein, zelten ist eine gute Idee." Nun war es an ihr, meinem Blick auszuweichen. "Ich werde Iris fragen, was sie davon haelt." Naturerlich musste sie auch ihre Eltern fragen, aber das haette sie nur ungern zugegeben.

Wir waren noch immer allein in der Klasse. An der Pinnwand neben der Tuer hing das grosse bunte Plakat irgendeines Schuelerwettbewerbes schief und lose an nur einem Heftzweck. Mir fiel ein, dass der Sommer noch weit war, und ihre Planungen ungewiss. "Jetzt oder nie", dachte ich, schaute mich sicherheitshalber um und sagte: "Ey, ich denke, wir wuerden Euch gern mitnehmen, ... aber selbst wenn es nicht klappen sollte, ... ich wollte dich schon immer fragen, ob ... wir uns nicht mal verabreden koennten ... ins Kino oder so."

Sie liess sich nicht zweimal fragen, und waehrend sie zusagte, spiegelten sich helle Freude und verhaltene weibliche Begierde wie offene Wunden in ihrem Gesicht.

Es war nicht schwer, sich auf einen Film zu einigen. In der Kleinstadt, in der wir lebten, gab es keine grosse Auswahl. So trafen wir uns am Freitagabend vor dem 'Spielcasino', einem eilig ueber Bombenkratern hoch gezogenen Nachkriegsbau, das mit reichlich Neon, Schaukaesten und Fluegeltueren mit Kunststoffgriffen auf den Stand der 70er Jahre gebracht worden war.

Spaeter, in dem dunklen Saal, vor der hellen kreischenden Leinwand, taten wir, was die Natur uns aufgab. Indem wir uns beruehrten, fiel das Denken von uns ab. Unerfahren kaempfte ich mich durch mehrere Kleiderschichten zu blosser, kostbarer Haut vor, zu Schenkeln und Bruesten. Ihre Reflexe spornten mich an, weiter zu machen, immer weiter. Ich wusste, dass es noch Andere gab, mit denen sie im Kino fummelte. Es war mir egal. Schliesslich hatte ich mich erst neulich mit Sybille getroffen.

Von dem Kung-Fu Film, der Schatten ueber unsere Koepfe warf, bekamen wir nicht viel mit. Junge Liebe ist entfesselt und selbstbezogen und nimmt nichts als den Koerper des Anderen wahr. Weder Schreien noch Schiessen stoeren die Ruhe und Konzentration, mit der weiche, warme Lippen sich bereitwillig oeffnen. Ich schmeckte ihre Zunge und die nasse Fuehle ihres Mundes; und als ich ihre Brustwarzen zwischen meinen Fingerkuppen riech, loeste ich damit einen ekstatischen Anfall aus, den Aussenstehende leicht fuer einen epileptischen halten konnten. Dabei stiess sie die Popcornuete um, die wir neben uns gestellt hatten, und das fettige Zeug broeselte ueber den Plueschsitz zu Boden.

In den folgenden Wochen setzten wir unsere Aktivitaeten im Kino und in anderen dunklen Ecken, wie Fahrradschuppen und Hofeinfahrten, fort, fanden aber zum Letzten nie den richtigen Ort. Schliesslich verlor sie die Geduld und schlug eine ziemlich aufwendige Aktion vor: 100 Kilometer von meiner Heimatstadt entfernt liegt ein grosser, verschlafener, Schilf bewachsener See in der Einsamkeit der nordeutschen Tiefebene: der Duemmer. Dort besaessen ihre Eltern ein Ferienhaus, das sie sich, als einigermassen wohlhabende Unternehmerfamilie, vor Jahren genehmigt hatten.

Eines Samstagmorgens zogen wir los. Wer eine Frau dabei hat, kommt beim Trampen schnell voran. Wir fuhren auf einsamen Landstrassen und durch kleine Staedte, in denen der Einkaufsverkehr unser Fortkommen behinderte. Der Himmel war bewoelkt; nur hin und wieder brach die Sonne durch. Schliesslich erreichten wir Huede, ein Dorf, von dem sich das Haus ueber die Seepromenade erreichen laesst.

Der Duemmer ist eigentlich ein Erholungsgebiet fuer junge Familien und alte Leute. Ich war seit meiner Kindheit nicht mehr dort gewesen. Als wir vom Dorf auf den See zu gingen, kamen wir an Parkplaetzen, Restaurants, Eiscafes und Fischstaenden vorbei, und schliesslich versperrte ein grosser Spielplatz den direkten Blick auf das Wasser. Dahinter verlief die mit roten Klinkern ausgelegte Uferpromenade, auf der hauptsaechlich Rentner und Hunde spazieren gingen, die hier den Sommer verbrachten.

Starker Wind scheuchte Wolken ueber den See und machte uns atemlos. Unsere Jacken beulten sich zu Ballons. Petra hielt meine Hand, wie um mich nicht zu verlieren. In kurzen Momenten, in denen die Sonne sich Bahn brach, strahlte die Welt voll trunkener Freude. Der Gehweg war noch nass vom letzten Schauer, und Regentropfen an den Blaettern glitzerten wie Millionen Prismen, bis die Sonne sich wieder verhuellte. Auf dem Wasser kraeuselten sich Wellen, ein paar unentwegte Surfer stoerten die Wasservoegel, die sich lautstark beschwerten, und in der Ferne konnten wir das gegenueber liegende Ufer erkennen. Vom Haus sah ich zuerst nur das Reetdach, da es durch eine hohe Hecke vom Uferweg abgesetzt ist.

Waehrend wir uns darauf zu bewegten, hatte ich eine ploetzliche, intensive Empfindung, eine wirre, vage Vision der Zukunft, und wie um den Fortgang der Zeit aufzuhalten, verstellte ich ihr den Weg zur Tuer und sah sie lange an. Endlich schob sie mich schweigend beiseite und schloss auf.

Das Innere entsprach nicht der aeusseren Schoenheit des Hauses. Aus Furcht vor Einbrechern hatte man im Wohnbereich wahllos billige oder ausrangierte Moebel aufgestellt. An weissen Waenden hingen sportliche und andere Ehrenurkunden, und auf den Simsen verstaubten alte Trockenstraeusse und Familienfotos. Die Kueche immerhin war modern und funktional eingerichtet, und im Schlafzimmer stand ein breites haesslich-hellfurniertes Bett.

"Magst du was essen, oder vielleicht einen Tee?" fragte sie.

"Cola waere schoen."

"Cola ist nicht da. Haetten wir mitbringen muessen."

"Dann einen Tee, bitte." Und fuehrten, bis das Wasser kochte, ein gepflegtes Gesprach am Kuechentisch. Als sie ihn aufgegossen hatte, stand ich auf und nahm sie in die Arme.

Die naechsten Stunden waren die schoensten meines Lebens. Ich machte mich an ihren Kleidern zu schaffen und zog ihr nacheinander Hemd, Hose und Unterwaesche aus, ohne Hast, aber mit fiebrigem Eifer. Dann sah ich sie zum ersten Mal ganz nackt und umarmte ihre seidene Weichheit. Ich weiss nicht mehr, wie ich selbst aus den Kleidern kam; ist auch egal. Sie hatte die Vorhaenge im Schlafzimmer nicht zu gezogen, und als ploetzlich die Sonne hervorbrach, badeten unsere Koerper in Helligkeit. Sie befuehlte meinen Oberkoerper, kuesste ihn ueberall und draengte mich sanft zum Bett, grelles Licht auf den Laken.

Spaeter gingen wir hinaus an den See, Arm in Arm wie ein altes Ehepaar, und sahen der Abendsonne zu, die im Westen hinter einer Wolkenwand verschwand. Mindestens eine Stunde standen wir da, mit nichts beschaeftigt als der Beruhigung entfesselter Empfindungen.

Es war illusorisch, in der aufkommenden Dunkelheit zurueckzufahren. Niemand haette uns mitgenommen. Wir riefen die Eltern an und logen, wir wuerden bei Freunden uebernachten. Gewannen so die Nacht und den folgenden Tag.

Als ich sie Sonntagabend heimbrachte, mochten wir uns gar nicht trennen. Wir wussten, wir gehoeren zusammen. Unsere Reise wuerde das endgueltig besiegeln.

Ihre Eltern waren anderer Meinung. Betrachteten mich als schlechte Gesellschaft, oder die Eintrittskarte dahin. Hippie, Gammler, Kommunarde, was weiss ich, was sie sich vorstellten. Ich war zu stolz, um diese Einstellung zu entkraeften. Damit sie sich nicht einmischten, beschlossen wir, unsere Plaene vorerst geheimzuhalten. Petra wuerde ihnen einfach weissmachen, sie wolle mit Iris allein fahren.

In jenem Fruhsommer haben wir uns fast jeden Tag getroffen (bei nachlassenden schulischen Leistungen), wochentags mit den Cliques in Eisdielen und im Jugendzentrum, an Wochenenden wanderten wir (vorsichtshalber), im Wald, an entlegenen Steinbruechen vorbei, bis zum Fernsehturm, und sogar durch die Felder vor den Toren der Stadt. Ich sage 'vorsichtshalber', doch ich schwore, Liebende koennen nichts Besseres tun, um ihre Gefuehle zur vollen Reife zu bringen. Und gesund ist es ausserdem. In warmen Naechten schwammen wir kraftvolle Runden im stillen Becken des oertlichen Freibades, das malerisch und einsam am

Waldrand liegt. Im hellen Mondlicht spiegelten sich unsere jungen Koerper im Wasser.

Wir waren uns selbst genug und nahmen den Uebergang zum Hochsommer, wie manches andere, gar nicht recht wahr. Wir wussten nur, am 19. Juli sind Ferien und am 20. fliegen wir los.

Eines Morgens war es soweit. Rucksack und Zelt lagen gepackt und griffbereit neben dem Bett. Wir trafen uns mit Hallo am Bahnhof, eine Gruppe junger Leute, reisefiebrig, von Zwaengen befreit und innerlich die Fahnen schwenkend.

Mittags waren wir am Flughafen und fanden unter Schwierigkeiten das abseits gelegene Terminal, an dem die Passagiere der halb verrosteten DC8 abgefertigt wurden, die uns nach Edinburgh bringen sollte. Nur gut, dass Petras Eltern uns nicht zum Airport brachten! Der Vater haette sie gar nicht erst mitfliegen lassen. Solche Aengste lagen uns fern. Jugend ist furchtlos und verschwendet keinen ernsthaften Gedanken an den eigenen Tod. Darum laesst sie sich leicht als Kanonenfutter missbrauchen.

Jeder durfte nur ein Gepaeckstueck aufgeben (den Rucksack) und so navigierte ich mit schwerem Zelt unterm Arm zu meinem Sitzplatz, im Ruecken die Blicke von Passagieren, die schon Platz genommen hatten, und schimpfte innerlich ueber den warmen Parka, der mich gehoerig ins Schwitzen brachte.

Um moeglichst viel von den Highlands zu sehen, fuhren wir mit Bussen ganz hoch nach Norden, bis Inverness, und von dort nach Westen. Nach der Hitze in Deutschland war das Wetter ein Schock, aber Kleidung und ein gesunder Kreislauf schuetzten uns gegen Krankheiten, Niederschlaege und kalte Winde. Ausblicke auf hohe schneebedeckte Berge und weite Ebenen entschaedigten uns fuer die Strapazen. Winzige Doerfer schmiegen sich in Taeler und Buchten, besonders zum Meer hin. In einem, ich habe den Namen vergessen, blieben wir ein paar Tage, einfach um Fischern und Voegeln zuzusehen und der See zu lauschen, die ganz anders klingt als Rock and Roll. Aus Furcht vor dem Zoll und Ehrfurcht vor der Landschaft hatten wir keine Rauschgifte im Gepaeck (ausser Jochen, der auf seine Zigaretten nie verzichtet haette), und so waren unsere Lungen empfaenglich fuer die Gerueche der Highlands und Fjorde.

Wir kamen an verfallenen Burgen vorbei, die sich vor den dunstigen Bergen wie Metaphern auf die Wirklichkeit ausnehmen. Karge Baeume und Straeucher schmiegen sich an ihre Waelle. Manchmal stehen sie auf kleinen Eilanden in den Lochs, und steinerne Bruecken fuehren hinein. Von ihren Zinnen kann man auf Bens, Glens und weit uebers Wasser sehen. Dazwischen endlose steinige Wiesen und Schotterwuesten, eine bittersuesse Landschaft, in der man auf nichts als auf Schafe und manchmal auf Rotwild trifft.

Am meisten froren wir fruehmorgens in den Zelten, wenn die Kaelte der Nacht im schlafenden Koerper sich sammelt. Wir sassen dann oft zusammen und sahen das Land und die Wasser erwachen. Wenn der Mond gegen die Sonne verblasste, zuengelten die Buchten und Fjorde wie Feuer ins Land.

Einmal wurden wir mittags in einem kleinen gottverlassenen Nest abgesetzt. Zentrum des Ortes war ein grosser nach Westen offener Parkplatz, der nach Osten mit einer Ladenzeile abschloss. Postamt, Drogerie, eine Bar, das war alles. Keiner der Laeden war offen, und weit und breit niemand zu sehen. Eisiger Wind peitschte ueber die leere Flaechen und trieb dunkle Wolken heran. Die Graupelkoerner, die sie mitbrachten, waren schwer und so fest, dass sie an uns abprallten. Unsere Stimmung sank auf den Nullpunkt.

Die ewigen Ortswechsel seien ihm zu stressig, jammerte Jochen unter seiner Regenjacke. Es sei hier viel kaelter, als er sich vorgestellt habe. Er wisse nun, dass er sich in gemaessigteren Zonen wohler fuehle. Nicht mal vernuenftig rauchen koenne man bei dem Sturm. Er schlug vor, endlich nach Sueden zu fahren.

"Wieso sollten wir", brach es aus Iris hervor. "Wieso sollen wir uns immer nach dir richten?"

"Wieso richtet ihr euch immer nach mir?"

"Du merkst das anscheinend schon gar nicht mehr. Allein die Reisekasse. Wenn du nicht soviel rauchen wuerdest, waere nicht staendig Ebbe darin, und wir koennten uns was Anstaendiges zu essen leisten."

"Wenn du nicht das ganze Geld fuer teure daenische Fruchtjoghurte ausgeben wuerdest, die ausser dir keiner mag, haetten wir ueberhaupt keine Probleme. Wie kann man sich bei diesem Klima von Diaetprodukten ernaehren!"

"Wovon ich mich ernaehere, ist doch wohl meine Sache. Ich achte jedenfalls darauf, dass ich nicht mehr als ein Viertel aus der Kasse herausnehme. Und ich weiss genau, woran es liegt, dass sie fast immer leer ist. Du verbrauchst mindestens die Haelfte des Geldes fuer deine Zigaretten und Suessigkeiten."

Zwischen den beiden hatte es seit Tagen kleinere Reibereien gegeben. Jetzt schien der Streit zu eskalieren. Ich schaute zu drei Fahnenstangen hinueber, die im Wind periodisch klackten. So ploetzlich wie er begonnen hatte, hoerte der Graupelschauer wieder auf. Wir standen frustriert und halbnaess im Wind, waehrend der Himmel sich aufhellte.

"Ich weiss nicht, warum du hier immer Unfrieden verbreitest", sagte Jochen. "Tatsache ist doch, dass ihr euch an uns drangehaengt habt. Ich war von Anfang an nicht begeistert, aber Eric ist ja so verliebt in seine Petra ..."

Klar, jetzt fuehlte sich Petra angegriffen. "Das war deutlich", sagte sie. "Eric, du solltest dich dazu jetzt endlich mal aeussern. Jochen benimmt sich seit Tagen total unmoeglich, und du schweigst und gibst ihm das Gefuehl, voll hinter ihm zu stehen."

Ein gruener Ford Capri fuhr auf den Platz und kam unweit unseres Standorts zum Stehen. Der Fahrer stieg aus und ging auf das Postamt zu. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Jochen war von mir sanft gedraengt worden, die Maedchen mitzunehmen, so dass ich nicht gegen ihn Position beziehen wollte. Die Spannungen zwischen ihm und Iris hatte ich nicht voher gesehen. "Sein Vorschlag zurueckzufahren, ist doch vernuenftig", sagte ich. "Euch hat es vorgestern schon gereicht, als unsere Zelte so nass geworden sind."

Der Capri-Fahrer erkannte, dass er keine Briefmarke bekommen wuerde. Trotzdem blieb er eine Zeitlang sinnend vor dem Postamt stehen. Ich solle nicht vom Thema ablenken, sagte Petra mit derartig spitzer Stimme, dass sie ein Bild in mir ausloeste, das Bild, wie sie in 10, 20 Jahren aussehen wuerde, wenn sie so etwas sagte. Ohne Zoegern entschied ich, dass ich sie dann immer noch lieben wuerde.

"Es geht nicht nur um die Haushaltskasse", sagte sie, "sondern darum, ob wir hier erwuenscht sind oder nicht. Wir sind schliesslich nicht von euch abhaengig und koennten auch allein weiterfahren. Zu zweit koennten wir trampen und Land und Leute viel besser kennenlernen. Ausserdem waeren wir nicht auf die lahmen Busse angewiesen, von denen man nie weiss, wann und ob sie ueberhaupt fahren." Dabei blickte sie interessiert zu dem Ford hinueber. Als haette der Schotte sie verstanden, setzte er sich ploetzlich in Bewegung.

"Beruhigt euch", sagte ich. "Wir haben die Reise zu viert begonnen und wollen sie auch zu viert zu Ende bringen. Ich finde euren Streit laecherlich. Von mir aus koennen wir ab jetzt getrennte Kasse machen. Jochen hat doch gar nicht gesagt, dass wir uns trennen sollen. Und ich selber moechte das auf gar keinen Fall. Eher wuerde ich heimfahren." Nachdem er sich's im warmen Auto bequem gemacht hatte, fuhr der Mann endlich davon.

Jochen grummelte noch. Die Maedchen unterhielten sich leise. Es war ein Riss in der Gruppe, doch die Reise war fuers erste gerettet. Wir kehrten nach Edinburgh zurueck, auf einen offiziellen Campingplatz, um dort auszuspannen und - seit Tagen das erste Mal - zu duschen.

Wenn man von Nordwesten kommt, nimmt sich der Suedosten Schottlands geradezu lieblich, warm, ueppig und farbenpraechtig aus. Edinburgh, das 'Athen des Nordens', ist wie viele englische Staedte reich an architektonischen Sehenswuerdigkeiten, Schloessern in weiten gepflegten Parks, holzverkleideten uralten Shops in der Innenstadt, und labyrinthischen

Siedlungen, die an sanft ansteigende Huegel gebaut sind und in denen sich Fachwerk- und Felssteinhaeuser abwechseln.

Obwohl wir durch alle Gassen streiften, hatten wir fuer die Architektur wenig Sinn. Wir kauften nichts, ausser Lebensmitteln in Supermaerkten, erholten uns von den anstrengenden Highlands und sammelten Kraft fuer das Londoner Nachtleben. Als wir genug vom betulichen Edinburgh hatten, packten wir ein und fuhren mit British Rail nach London.

Die englische Bahngesellschaft steckt tief in den roten Zahlen und hat kein Geld fuer Modernisierung und schnelle Verbindungen. Wir fuhren in langsamen, verlebten Zuegen nordenglische Staedte an, Newcastle, Darlington, Leeds, Sheffield, Birmingham, Namen, mit denen mich wenig heute wie damals wenig verbindet. In hoelzernen Waggons schaukelten wir durch unzaehlige Wiesen, ueber Fluesse und Autobahnen, waehrend die Beats in unseren Walkmen bedrohlich wummerten.

Endlich, die Fahrt wollte kein Ende nehmen, erreichten wir die aeusseren Raender der Metropole. Wir fuhren durch oede Brachen und Industrieruinen, die vom Niedergang der britischen Industrie zeugten - hervorgerufen durch das jahrelang ueberbewertete Pfund - und spaeter durch zahllose Vororte. London ist bei weitem die groesste Stadt Englands, das Herz dieses Landes, in dem seine Groesse und alle seine Sonderheiten sich konzentrieren. Wir suchten die Heimstatt, die Elixiere der Popmusik, die ausser von Schwarzen am meisten von den britischen Kelten profitiert hat.

Die beiden Camping Plaetze in Inner-London sind teuer und im Sommer gnadenlos ueberfuellt. Wir hatten vom Chelsea Sleep-In gehoert, wo man fuer ein halbes Pfund ohne Zwaenge und Gaengeleien uebernachten konnte - und ohne Geschlechtertrennung. Nach der Ankunft in Paddington, nach dem Gewuehl und dem Chaos, da wir die richtige U-Bahn nicht fanden und zwei Stationen in die falsche Richtung fuhren, erreichten wir die Herberge fast genau 36 Stunden nach unserer Abfahrt von Edinburgh. Das Sleep-In stellte sich als ehemaliges Lagergebaeude heraus, in dem man provisorisch drei Schlafsaele abgetrennt und mit je 20 Etagenpritschen ausgestattet hatte. Die Betten waren eigentlich fuer zwei Leute zu schmal, trotzdem kletterte Petra zu mir hinunter, da sie die vielen Geraeusche in dem dunklen Raum irritierten. Von rechts hoerte man Stoehnen, als wuerde jemand von Kraempfen geschuettert. Nur ein enthusiastischer Beischlaf. Bis nach drei war ein staendiges Kommen und Gehen, und einige Gaeste kamen erst in der Daemmerung von naechtlichen Streifzuegen zurueck.

Am naechsten Tag kauften wir uns ein Gruppenticket fuer den Londoner Nahverkehr und fuhren mit U-Bahnen und Doppeldeckern mehrmals quer durch die Stadt, an allen Sehenswuerdigkeiten vorbei, die uns vom Englischunterricht gelaeufig waren, bis zu Endstationen in bedrueckenden Schlafstaedten, vor denen wir schnellstmoeglich in die City zurueck

fluechteten. Spaeter konzentrierte sich unser Interesse (wie das der meisten Touristen) auf ein Gebiet, das von Oxford Circus (im Norden), Westminster (im Sueden), Hyde Park (im Westen) und St. Pauls (im Osten) begrenzt wird. Wir flanierten durch Geschaefsststrassen mit aufwendig restaurierten Fassaden, schoben uns durchs Gewuehl von Soho, wo sich Laeden mit teurem Troedel und Staende mit billigem Nippes abwechseln, und streunten durch vergessene Hinterhoefe, in denen eine Art mittelalterliches London lebendig ist. Wir setzten uns zu den Tauben und Jugendlichen am Trafalgar Square, wo wir uns kuessten, waehrend Jochen ueber den Sinn unserer Reise meditierte, seine Notizzettel hervorholte und ein Gedicht schrieb. Er fand die alten klassizistischen Gemaeuer, denen die Architekten Erhabenheit hatten mitgeben wollen und die in groesserer Entfernung um den Platz herumstehen, nicht gerade inspirierend. Doch das Leben pulsierte, Gewusel und Laerm waren ihm Anregung genug. Er trug die kleine Tasche mit seinem Reisetagebuch die ganze Zeit bei sich. Leider ging sie auf dem Rueckflug verloren, so dass seine Notizen, Gedanken und Eindruecke vermutlich niemals gelesen wurden.

Abends besuchten wir ein Punk-Konzert im Kensington Turnpike, dem wohl beruehmtesten unter jenen Clubs, die die englische Szene gross gemacht haben. Es gibt ihn noch heute in Covent Garden, in einem riesigen mit reichlich Elektrik hochgeruesteten Weltkriegsbunker, aussen und innen bunt angestrichen und in hellem Licht erstrahlend. Ich haette mir den Stempel auf dem Handruecken gern eintaetowieren lassen. Als wir die Treppe hinunterstiegen, spielten die Clash ihre punkigen Balladen. Es war unser schoenster Tag in London; wegen dieser Vibrations waren wir hier, Musiker und Publikum bildeten eine ekstatische Einheit. Am Ende, als die meisten erschoeft in den Sitzen hingen, hoerten wir "London Burning". Sein Rhythmus begleitete uns in die regennassen Strassen und brachte noch den Nachtbus zum Schwingen.

—

Am sechsten Tag in London waren wir abends mit der U-Bahn zwischen Knightsbridge und Kings Cross unterwegs, als mein Leben in einer Katastrophe endete.

Wir kamen gerade aus einer Diskothek in Mayfair, wo es uns nicht gefallen hatte. Die Athmosphaere stimmte nicht. Vielleicht war halb 11 einfach zu frueh. Am U-Bahn Schacht mussten wir an einer Traube junger Maenner vorbei, die sich nach Petra und Iris den Hals verdrehten. Ich kuemmerte mich nicht weiter darum, aber Petra fuehlte sich durch soviel maennliche Bewunderung offensichtlich belebt, ja aufgeputscht. In den letzten Tagen war sie oefter schlecht gelaunt gewesen. Ich hatte mich damit abgefunden

und gedacht, das gibt sich wieder. Im Nachhinein meine ich, dass es schon laenger in ihr gaerte und dass schwerwiegende Veraenderungen vorgingen, die ich anfangs gar nicht oder nur dann haette wahrnehmen koennen, wenn ich weniger selbstbezogen bzw von Reiseeindruecken betaeubt gewesen waere. Bei ihrem Aussehen war sie es gewohnt, staendig von irgend welchen Typen bewundert oder gar angebaggert zu werden. Seit sie mich kannte, war verschaerftes Flirten natuerlich tabu. Irgendwann muss wohl die Frage aus ihrem Unterleib in ihr Bewusstsein gekrochen sein, ob das die naechsten 20 Jahre so weitergehen sollte, und ob sie sich durch unsere enge Verbindung nicht ein paar anregende Erlebnisse entgehen liess. Sie fand mich zwar lieb und sexy und wollte mit mir zusammenbleiben, aber kam wahrscheinlich zu der Ueberzeugung, dass sie nebenher gern den ein oder anderen Jungen ausprobieren wuerde.

In der U-Bahn setzte sie sich ostentativ auf den freien Platz zwei jungen Englaendern gegenueber, die sie mit sicherem Instinkt als Touristin erkannten und schnell in ein Gesprach verwickelten. In dem ruckelnden Wagen war es um diese Uhrzeit noch relativ voll, so dass ich stehen musste und nur an einem herabhaengenden schmutzigen Plastikgriff Halt fand.

"Where are you from?" - "Germany. " - "Oh, Germany. I have been to Germany before." Und damit war die uebliche Smalltalk-Runde unter Jugendlichen eroeffnet, die sich in fremden Laendern begegnen. Der eine war in Muenchen gewesen, der andere, ein echter Schoenling, mit einem Wust blonder Locken auf dem Kopf, in Bremen. Ich fand ihn ziemlich unsympathisch, aber Petra reagierte offenbar auf ihn. Ihre Augen griffen nach ihm, waehrend ihre Schultern sich strafften. Es war, als ob ihr ganzes Geschlecht, das sie wie auf einem Tablett vor sich her trug, von ihm angezogen wurde. "Oh, Bremen", sagte sie. "That is near the place where we live." Vermutlich, dachte ich fatalistisch, reagierten die meisten Frauen so, wenn sie von ihm angesprochen wurden.

"We are from London originally, but now we study languages in Spain." - "Really. Spain." - "Yes, in Madrid. We are here just for a few days to meet old friends." Und dann sonderte er geschickt einen Sermon ueber Spanien ab, der ihm die Moeglichkeit gab, ihr tief in die Augen zu blicken, und sie antwortete mit entsprechend banalen Berichten ueber ihr Leben als Schuelerin. Ich hoerte gar nicht mehr hin, denn ich aergerte mich.

Als wir ausstiegen, schlossen sich die Englaender an. Sie stellten sich als Fred und Sean vor und schuettelten freudestrahlend unsere Haende. Ich waere sie am liebsten los gewesen, aber was sollte ich machen? In der Stimmung, in der sie war, haette Petra solche Unfreundlichkeiten zum Anlass genommen, mit ihnen allein weiter zu ziehen. Ausserdem fand Jochen sie anscheinend auch ganz nett, fand es spannend, mal mit Ortskundigen unterwegs zu sein.

Wir zogen durch verschiedene Pubs und Lokale. Fred und Sean zeigten uns, wie ich zugeben muss, ein paar echte Londoner Geheimtips. In einer Diskothek stand ich kurz davor, sie zur Rede zu stellen. Es reichte mir, wie sie sich staendig zu ihrem Sean herueber beugte und ihm irgendwas ins Ohr bruellte. Ich meinte zu spueren, wie sie gierte, mit diesem Sean zusammenzusein. Dann sagte ich mir, was soll's, du kannst es nicht aendern, und liess meinen Blick ueber die Tanzflaeche schweifen, zu einer einsamen Taenzerin im schwarzen Trikot, ruckartig ihre Bewegungen, wie in uralten Filmen. Im flackernden Licht rotierender Spiegel schien ihr hochgestecktes Haar wie Aehren aus Gold.

Spaeter trafen wir unten an der Themse, wo riesige Scheinwerfer die Promenade bestrahlen, einen Freund von Fred. Er besass einen VW Bus und ueberredete uns, zu einer Privatadresse in Nordlondon mitzufahren, wo jemand eine Party steigen liess. Ich weiss nicht, wieviel er getrunken hatte, jedenfalls raste er mit uns durch die naechtlichen Strassen, als wolle er ein Formel1 Rennen gewinnen. Durch die milchigen Seitenscheiben im hinteren Teil des Bullis sah ich vorbeihuschende Schatten wie in einer Geisterbahn. Innen roch es nach feuchten Decken und Matten.

Petra hatte sich neben Sean und den Fahrer nach vorn gesetzt. Ich hoere noch die Westcoast-Musik aus ueberdrehten Lautsprechern droehnen, als wir auf die Stadtautobahn einbiegen und der Motor entfesselt aufheult. An der Ausfahrt nach Redbridge passiert es. Der Junge glaubt, er kann seine 100 Meilen hier halten. Er verliert die Kontrolle und setzt den Wagen frontal gegen einen Brueckenpfeiler. Eine Rueckenlehne schlaegt wie ein Stahlhammer gegen meine Schulter. Dann ist es aus, vorbei.

Ich bin halb bewusst- und wahrnehmungslos vor Schock, doch unverletzt, und kann mich seitlich aus der Schiebetuer des Wagens winden. Von Schock und Schmerzen betaeubt quaele ich mich nach vorn, um das Auto herum, und sehe das Ausmass der Zerstoerung und Petras blutigen Kopf wie in einem Panoptikum leblos hinter geplatzttem Glas haengen. Nicht angeschnallt ist sie mit voller Wucht gegen die Windschutzscheibe geknallt.

Sie ist tot - ich weiss es sofort - und ohne Abschied gestorben, in dem Moment, als sie sich in ihrer Lebenslust von mir abwenden wollte.

ZWEI ALTE DAMEN

N. war Elektronikingenieur und arbeitete bei Siemens. Wie jeden Abend fuhr er nach Dienstschluss mit der U-Bahn nach Hause. Er betrat den Wagen der Linie 9 und setzte sich auf einen Fensterplatz. Gegenueber sassen 2 alte Frauen, die eine klein, die andere groesser, beide mit gebluemten Kleidern, die an ihren gebeugten duerren Koerpern wie an Buegeln herabhiengen, und runzligen eingefallenen Zuegen, grauen Haaren und fleckiger Haut - wie man es bei alten Frauen eben erwartet; es war lange her, dass sich ein Mann nach ihnen umgedreht hatte.

Die Groessere trug eine ovale, pferdekopfgrosse und nach oben offene Metallkiste auf den Knien, die sie mit beiden Armen sorgsam umfasst hielt. Durch die Oeffnung sah man Dutzende duenner Kabelstraenge ueber Platinen voll elektronischer Bauteile laufen.

Die Bahn ruckte an und waehrend er schlaefrig umherblickte, kondensierte N.'s Aufmerksamkeit an Gespraechsfetzen, welche ihm eigentuemlich und doch auch sonderbar vertraut vorkamen. "... Translationssignal kommt nicht ... Abfluss der Speicherkapazitaet ... Baenderriss im Elektronenspektrum ... die UV Bereiche kannst du nur mit Vektoren beschreiben ... Nein, nein, das stimmt nicht ... 1 Gigahertz niemals erreichbar ...". So ging es in einem fort. Die beiden steigerten sich geradezu in einen Streit hinein, in dem die Groessere der Kleineren andauernd widersprach. Diese schien aber die solideren Kenntnisse zu besitzen; jedenfalls behielt sie die Ruhe, waehrend

die Groessere immer aufgeregter auf ihrem Sitz hin und her rutschte, so dass ihr die Kiste fast herunterfiel, waehrend sie mit hoher Fistelstimme ihre Meinung verteidigte.

"Was haben die denn fuer Probleme?" dachte er belustigt. Ziemlich ungewoehnlich, dass sich zwei alte Weiblein fuer Elektrotechnik interessierten.

"Du glaubst nicht, was mir die Kiste schon fuer Kopfzerbrechen gemacht hat", kraechzte die Grosse jetzt. "Sie will partout nicht laufen. Und bis gestern war mir voellig schleierhaft, warum. Aber dann bin ich darauf gekommen, es muss am TK4003 liegen."

"Am TK4003? Der hat bei mir noch nie versagt."

"Wenn ich's dir sage. Am TK4003 verschwinden alle Frequenzsignale."

"Unmoeglich. Du musst dich vermessen haben. "

"Ich habe extra nochmal nachgemessen. Nichts. Gar nichts. Der TK4003 ist wie ein schwarzes Loch, sage ich dir."

"Das kann nicht sein. Bei den TK4-Modellen ist die Hub-zu-Finch Uebersetzung normiert."

"Und ich sage dir, die Hub-zu-Finch Uebersetzung stimmt nicht."

"Das kann nicht sein", wiederholte die Kleine. "Zeig mal her", und damit zog sie die Kiste naeher zu sich heran, ohne dass allerdings die Grosse sie ganz von ihrem Schoss gelassen haette, und machte sich an ihrem Inneren zu schaffen, wobei ihr Kopf schliesslich halb darin verschwand. Als sie wieder auftauchte, hielt sie einen Mikrochip in der Hand. Sie beaeugte ihn aufmerksam.

"Da haben wir's!", schrie sie erbost. "Gruenspan! Wie oft habe ich dir gesagt, du sollst die Kontakte sauberhalten. Saubere Kontakte sind das A und O in der Elektronik."

Sie fingerte in den Falten ihres Kleides und Unterrockes, bis sie eine kleine Metallfeile zutage foerderte, mit der sie an dem Bauteil herumzukratzen begann. Schliesslich begutachtete sie ihr Werk von allen Seiten, unter dem fortgesetzten indignierten Blinzeln ihrer Nachbarin.

"Das muesste reichen", sagte sie, drehte den Chip in die richtige Lage und versenkte ihn wieder in der Kiste. "Jetzt mach noch mal den Schalter an."

"Na wat nu", sagte sie, als in dem Kasten wieder nichts passierte.

N. fragte sich, was die beiden ueberhaupt von dem rostigem Trumm erwarteten. Aber da fuhr die Kleinere noch einmal entschlossen mit der Hand hinein und drueckte das Bauteil mit aller Kraft in seine Halterung. "Aua, du tust mir weh", rief die Grosse noch und zog die Knie beiseite ... da ploetzlich erscholl ein hohes Pfeifen, Rauch drang durch alle Ritzen des

Waggons und der Zug schuettelte sich heftig wie eine nasse Katze, so dass N. mit dem Kopf gegen die Scheibe stiess und vor Schmerz die Augen schloss. Als er sie wieder aufmachte, befand er sich in einem grossen Raum mit metallenen Waenden und futuristischer Einrichtung. Nicht weit von ihm standen die beiden Frauen, jedoch keine Spur von der U-Bahn und den uebrigen Fahrgaesten.

Das naechste was er hoerte, war die kleine Alte, welche triumphierend ausrief: "Wer sagt's denn!"

IN ROTENBURG

Der Wecker reisst den Mann hoch. Die Bilder eines Alptraums vor Augen greift er zur Pistole, die entsichert beim Telefon liegt. Im Handumdrehen hat er den Zeigefinger am Abzug; aber monoton und unbeeindruckt rasselt der Apparat weiter.

Draussen ist es schon hell, doch im Zimmer herrscht Zwielight. Ein einsamer Lichtspalt scheint als weisslackierter Balken zwischen den Vorhaengen durch. Vorsichtig schiebt der Mann die Store beiseite und spaecht hinaus. Der Hof wird von einem zwei Meter hohen Holzzaun begrenzt, hinter dem eine wenig befahrene Strasse voller Schlagloecher verlaeuft.

Niemand zu sehen! Nur ein junger, staksiger Terrier schnueffelt mit eingezogenem Schwanz an den Muelltonnen.

Der Mann kleidet sich mit bedaechtigen und praezisen Bewegungen an. Er glaubt, dass morgendliche Exaktheit sein Leben ueber den Tag retten wird. Zuletzt laesst er die Waffe im Sakko verschwinden.

Er holt einige Papiere aus seiner Reisetasche und ueberprueft sie. Er verstaet alle Habseligkeiten und raeumt das Zimmer.

In den Gaengen und im Treppenhaus blickt er sich sichernd um, wobei er die Nase hebt, als koenne er seine Verfolger wittern. Er hat sich die Wege auf dem Feuerfluchtplan seiner Kammer genau eingepraegt.

Das Treppenhaus und die Flure laufen bei der Rezeption zusammen. Die Kassiererin bedenkt ihn mit glasigen Blicken. Um so munterer ist die Kellnerin, die ihm den Weg zum Fruhestuecksbuffet weist. In dem hellen niedrigen Raum sitzen die Gaeste, Geschaeftsleute und Paare meist mittleren Alters, allein oder in Gruppen zusammen. Waehrend er sein fahrig zusammengestelltes Muesli loeffelt, mustert er aufmerksam ihre Gesichter.

Als er nach draussen kommt, muss er die Lider zusammenkneifen. Die Strasse liegt unter dem hellkalten Licht sommerlichen Fruhe nebels. Muede haengen 2 Fahnen an ihren Gestaengen. Obgleich der Weg zum Bahnhof ihn durch den ganzen Ort fuehren wird, hat er das Angebot der Rezeptionistin, ein Taxi zu rufen, abgelehnt; denn die Stadt ist klein und schnell zu durchqueren, und er moechte die Zahl der Zeugen, die sich an ihn erinnern, moeglichst klein halten.

Sein Weg fuehrt durch eine Art Industriebrache, an der einzigen Fabrik vorbei, hinter der ein Schlot im kalkweissen Himmel verschwindet. Vor einer Halle sind grosse Paletten mit Baumaterial aufgestapelt, auf denen eine dicke Staubschicht liegt. Am Tor liegen Zementsaecke herum. Daneben ein riesiger Haufen Schutt und Abfaelle, wie auf einer wilden Muellkippe. Die Zufahrt zum Verwaltungstrakt aber ist mit Magnolien bepflanzt und macht einen gepflegten Eindruck.

Etwas spaeter schreitet er unter Plakatwaenden, auf denen ueberdimensionale Flachmenschen laechelnd Zigarettens und Waschpulver bewerben. Gleich dahinter beginnt eine Neubausiedlung. Als ein Jogger von hinten an ihm vorbeirent, zuckt der Mann erschrocken zusammen.

Er hat es nicht eilig und aeuget ueber Jaegerzaeune hinweg in gepflegte Gaerten und Haeuser, hinter deren Gardinen Gattinnen und Kleinkinder mit ersten morgendlichen Aktivitaeten beschaeftigt sind.

Nun passiert er die groesste Kreuzung des Ortes. Er weiss, dass er rechts in die Hauptgeschaeftsstrasse einbiegen muss. Dutzende Menschen bewegen sich in alle Richtungen ueber den Platz. Fast wie ein Flaneur schlendert der Mann an den Schaufenstern vorbei. Jedoch missachtet er ihre Auslagen. Er haelt den Kopf starr geradeaus und verfolgt aufmerksam alles, was sich auf der Strasse bewegt.

Ein paar hundert Meter weiter geht die Geschaeftszeile wieder in eine gewoehnliche Siedlung ueber. Ueberall karminrote Klinker und Ziegel. Es ist, als sei die ganze Stadt, einschliesslich der Fahrwege und Fabriken, von einem einzigen Architekten entworfen worden.

Zur Rechten oeffnet sich ein Park voller Rosen und Kastanien, deren weites Blattwerk ueber den Buergersteig reicht. Ein Hund bellt laut, laesst sich indes nicht blicken.

Die Strasse fuehrt nun geradeaus nach Norden. Nichts auffaelliges ist zu sehen. Es waere auch dumm von ihnen, hier offen herumzustehen.

Der Mann schwitzt. Die Tasche kommt ihm ziemlich schwer vor. Er darf sein Sakko nicht ausziehen.

Zum Bahnhof hin lichten sich Haeuser und Baeume und der laendliche Charakter der Gegend wird offenbar. Nichts als Wiesen und Felder, von Weiden und Drainagen umgeben, und hinten im Dunst, endlich, die Station, wie eine Fata Morgana, karminrot auch sie.

Einmal ueberholt ihn ein Auto, ein Astra, und faedelt sich auf den Bahnhofsparkplatz ein, an dem der Fahrweg endet. Hier ist der Nebel dichter, bedrohliche dunkle Schwaden ziehen vorbei, waehrend er sich nach Osten aufhellt, als werde dort gleich eine geheimnisvolle Kraft hervorbrechen.

An dem zweistoeckigen Bauwerk prangt ein grosses weisses Schild, auf dem in schwarzen Drucklettern 'ROTENBURG/WUEMME' steht. Unten befinden sich die Schalterhalle und eine Schaenke. Die sauberweissen Gardinen hinter den kleinen quadratischen Fenstern im Obergeschoss fallen um so mehr auf, als das Mauerwerk bei naeherem Betrachten fleckig und eher schmutz- als karminrot erscheint. Dem Mann ist klar, dass die Raeume im ersten Stock eine potentielle Gefahr darstellen.

Er betritt das Erdgeschoss durch eine schwere eisenbeschlagene Tuer, die kraeftig hinter ihm zuschlaegt. Er zuckt zusammen. Er geht zum Schalter. Bis auf ein paar Blumen und eine Bank ist der grosse Raum leer. Der Fussbodenbelag ist frisch gebohnt. An der Wand haengen hinter Glas Plakate, die fuer Bahnreisen nach Italien und Oesterreich werben, sowie verschiedene Hinweisschilder. Er klingelt. Zweimal. Die Klingel ist in das Schalterbrett eingelassen. Mit dem schwarzen Plastikknopf und der oxydierten Messinghalbkugel erinnert sie ihn an eine obszoen dargebotene Frauenbrust. Er wartet. Der Beamte ist mit der Abfertigung eines Pendlerzuges beschaeffigt. Zerstreut greift der Mann nach einem der herumliegenden Faltblaetter, in denen die Abfahrtszeiten der Lokalbahn praezise aufgelistet sind. Als der Beamte kommt, verlangt er ein Ticket nach Hamburg, einfache Fahrt.

Er steht am Bahnsteig unter der Anzeigentafel, von wo er das gesamte Areal ueberblicken kann. Von links, also von Westen, laufen 5 Schienenstraenge herein, von denen vier direkt an ihm vorbeifuehren, bevor sie einen Bogen nach Nordost machen. Der fuenfte, suedlichste Strang endet an einem Prellbock und ist ausser Betrieb. Einige seiner Schwellen sind herausgerissen, und Pendlere haben Autos dort abgestellt.

Nach Westen laufen die Schienen weit hinaus, bis sie im Nebel verschwinden. Im Norden grenzt das Gelaende an einen sturmgelichteten Nadelwald. Davor verlaeuft, parallel zu den Schienenstraengen, ein Drahtzaun. Der sandige, unfruchtbare Boden laesst die Baeume nicht gross werden.

Auf Gleis 1 wird ein leerer Personenzug bereitgestellt, der dem Mann die Sicht nimmt. Er wendet sich nach rechts, wo die Bahnhofswirtschaft bereits ihre Pforten geoeffnet hat. Ein Kellner ist gerade dabei, zwei weisse Plastiktische herauszustellen. Anschliessend wischt er mit einem feuchten Tuch fluechtig ueber die Flaechen. Er ist ein fuelliger unverdaechtiger Mitfuenfziger, der ein bisschen wie ein Lebenskuenstler aussieht.

Der Mann schlendert an den Tischen vorbei, als er ploetzlich von hinten ein laut schleifendes Geraeusch vernimmt. Ein Zug naehert sich auf Gleis 2 und stoppt. Fast alle Tueren oeffnen sich gleichzeitig und entlassen seine Passagiere. Es sind Pendlere, die in Rotenburg umsteigen muessen. Minuten spaeter setzt sich der Zug wieder in Bewegung.

Ein Strom von Menschen verschwindet in dem Tunnel, der nordoestlich des Stationsgebaeudes unter den Gleisen hindurchfuehrt, und verengt sich an der Treppe. Als er wieder hoch kommt und auf den Mann trifft, brandet er auseinander und schliesst sich hinter ihm wieder zusammen. Die Pendlere draengen hastig vorbei. Einige beginnen zu laufen, um sich die besten Plaetze in dem auf Gleis 1 bereitstehenden Zug zu sichern.

Der Mann schlendert nach unten und inspiziert den Tunnel einschliesslich der Aufgaenge zu den Plattformen. Alle Aufgaenge sind mit grauem Wellblech ueberdacht. Sie dienen den Pendlern bei Regen als Unterstand.

Der Mann geht die Stufen zu Gleis 4 hinauf. Dort ist niemand. Um nicht aufzufallen, verschwindet er gleich wieder im Tunnel.

Langsam, wie widerwillig, und ruckartig, mit scheppernden Scharnieren, setzt sich der Zug auf Gleis 1 in Bewegung. Leergefegt sind nun die Plattformen, ueber die eben noch Dutzende Menschen eilten.

Er kehrt zur Schaenke zurueck. Schlechte Luft schlaegt ihm entgegen. Der Kellner, es ist wohl der Wirt, hantiert immer noch an den Tischen. Mit ihrem dunklen Holzmobilier macht die Bahnhofskneipe einen duестeren und trostlosen Eindruck - wie eine verwahrloste Warthalle, in der nebenher Getraenke ausgeschenkt werden. Am Tresen luemmeln zwei fruehe Biertrinker, einander zugewandt besprechen sie sich, ungefaehrlich, mit haengenden Baeuchen, aeusserlich zwei Klone des Wirtes, doch ohne dessen lebendige Geschaeftigkeit.

Die Tristesse der Szene spiegelt so unverhohlen seine eigene Ausweglosigkeit, dass der Mann im Freien Platz nimmt, obwohl er sich dort wie auf einem Praesentierteller vorkommt. Er waehlt den aeussersten, hinteren Tisch, weit weg von der Glastuer. Er raeumt einen Stuhl beiseite, der ihn stoert, und bestellt ein Kaennchen Tee.

Auf der Toilette, wohin er die Reisetasche mitnimmt, haengen elektrische Leitungen offen herum. Anscheinend sind Elektroarbeiten im Gange, doch laesst sich kein Handwerker blicken. Der Mann holt drei Schriftstuecke aus

dem Koffer und faltet sie so zusammen, dass sie in seine hintere Hosentasche passen.

Im nordwestlichen Winkel des Gebaues befindet sich ein niedriger Raum mit breiter Fensterfront. Es ist die 'Kommandozentrale' des kleinen Bahnhofs, die der Beamte nicht verlassen darf, solange ein Zug auf den Gleisen steht. Wenn man von den Waschräumen kommt, kann man einen Blick in diese seltsame Kammer werfen, in der die technische Geschichte des 20. Jahrhunderts wie in einem kleinen Museum beieinandersteht - die Mechanik, die Hydraulik und die Elektronik.

Eine Reihe grosser Hebel zum Verstellen der Weichen stammt noch aus der Vorkriegszeit und füllt den hinteren Teil des Raumes vollstaendig aus. Vorn, auf kleinen Sims, sind Bildschirme und eine Funkanlage zur Signalsteuerung angeschraubt, zerbrechliche Miniaturen inmitten von Dinosauriern des Fortschritts. Dazwischen hantiert der Bahnhofsvorsteher, wie ein Kapitain auf seiner Bruecke.

An der Aussenwand haengt in Augenhoehe eine chrom-glaenzende Glocke, die sich in ihrer blitzenden Sauberkeit vom schwarzen Staub auf den Mauern abhebt. Ein rostiger Abfalleimer voller alter Zeitungen, klebriger Kaugummis und Eisverpackungen steht direkt darunter auf dem Boden.

Der Mann sieht Ahmed aus der Tuer zur Schalterhalle treten. Er schlendert auf ihn zu, begruessst ihn mit kurzem Kopfnicken, und dann, wie um sich fuer eine Grobheit oder Taktlosigkeit zu entschuldigen, mit einem herzlichen Haendeschuetteln.

Ahmed wirkt erschoept und laechelt angestrengt. Er ist mit dem Auto bei Dunkelheit und dichtem Nebel von Diepholz heruebergekommen. Obwohl er die schnurgeraden Landstrassen Niedersachsens gut kennt, hat er sich zeitweise wie auf einem fremden Planeten gefuehlt. Jede Abzweigung, jedes Licht und jeder Baum haben erschreckend fremd und bedrohlich gewirkt. Einmal haette er in seiner Trance fast ein Reh ueberfahren, das schreckensstarr und wie ausgestopft auf der Strasse stand.

Er ist bei seinem Vater in Syrien aufgewachsen und hat sich im Land seiner Mutter noch nie wohlfuehlt. Der deutsche Wohlstand ist zwar angenehm, aber er verweichlicht die Menschen und macht sie blind gegenueber der Wahrheit. Ausserdem ist er nur den Einheimischen zuedacht und wird Fremden missgoennt.

Gewiss, die Mutter sorgt sich um ihn. Heute ist sie um drei mit ihm aufgestanden, um ihm Fruehstueck zu machen und ihn vor der Witterung zu warnen. Aber das ist alles, was die Deutschen koennen: sich aengstlich kuemern, dass der Status Quo erhalten bleibt.

Sie setzen sich an den Tisch, auf dem noch das Teegeschirr steht, beide mit dem Ruecken zur Wand. Sie drehen ihre Koeepfe um 45 Grad und

mustern einander. Sie kennen sich schon ueber 10 Jahre. Sie moegen sich nicht.

"Wie geht es dir?" fragt Ahmed. Eigentlich ueberfluessig, die Frage.

"Ganz gut", sagt der Mann mit belegter Stimme. Er hat das Blitzen in den Augen des Syrsers wahrgenommen und will sich keine Bloesse geben.

Der Wirt bringt Ahmed ein Bier. Er laesst nicht erkennen, ob er sich ueber die Reisenden wundert, die in diesem verlassenem Nest fruehmorgens muessig herumsitzen.

Der Mann schliesst muede die Augen und ueberlegt, wie der kleine dicke Wirt wohl leben mag. In jungen Jahren ist er vermutlich ein Taugenichts gewesen ist, mit Schulden und wechselnden Frauenbekanntschaften. Spaeter hat er die Wirtschaft gepachtet, und seither beherrscht er das Savoir Vivre in einer kleinen Stadt: das Wohlgefuehl der Sorglosigkeit, das 'man kennt sich' und die kleinen Gefaelligkeiten. Neidisch und resigniert start er auf die schmutzige Kellneruniform. Wie gern er mit ihm tauschen wuerde! Wie gern er in Deutschland bleiben wuerde! Nur hier fuehlt er sich wirklich wohl. Er liebt die flache Landschaft, das milde Klima und das vertraute Platt, das hier gesprochen wird.

"Wie hast du hergefunden?" fragt er seinen Tischgenossen.

"War kein Problem", sagt Ahmed.

Im Osten lichten sich die Nebel - wie wenn schwere Theatervorhaenge von einer unsichtbaren Maschine beiseite geschoben werden. Schweiss liegt in der Luft. Das schwuelheisse Wetter der letzten Tage hat die Menschen unwirsch und uebellaunig gemacht.

"Hast du den Pass?" fragt der Mann ungeduldig.

Ahmed laesst sich zu einem Kopfnicken herab. Er kann jederzeit nach Syrien und in seinen buergerlichen Beruf zurueckkehren. Er arbeitet fuer eine Exportfirma, die in Damaskus ihre Zentrale hat.

"Dies ist der letzte Pass, den wir dir geben werden", sagt er und holt ein in dunkelrotes Leinen gebundenes Papier aus seiner Brusttasche. "Das Wetter aendert sich."

Der Mann zuckt innerlich zusammen. "So vieles aendert sich", denkt er, "nur meine beschissene Situation bleibt wie sie ist." Fahrig blaettert er in dem abgegriffenen Dokument. Er weiss nicht, was er sagen soll. Ahmeds schmierige Zuege, die arrogante Mimik und der Nadelstreifenanzug erinnern ihn an einen Autohaendler, der ihn vor Jahren beim Kauf eines Gebrauchtwagens betrogen hat.

"Ich haette nicht gedacht", sagt er, "dich einmal so reden zu hoeren."

Ahmed schweigt. Frueher hat er anders ausgesehen, viel sympathischer. Aber was soll er machen. So geht es den meisten, wenn sie aelter werden.

Er kann diesen Deutschen, dem das Selbstmitleid so deutlich ins Gesicht geschrieben ist, kaum noch ertragen. "Ihr habt euch hier das letzte Kaff ausgesucht", sagt er. "Wir haetten uns doch auch in Osnabrueck oder Bremen treffen koennen."

Die Sonne bricht vor und erfasst strahlend die Tische. Zwischen den Gleisen und den Mauern der Schaenke, genau hinter des Syrers Silhouette, erscheint im Osten eine Welt aus Wiesen und Feldern in hellem Licht. Durch die Flure windet sich die Wuemme, in deren Wassern gleissend der Himmel sich spiegelt.

Ein langer Zug laeuft quaelend langsam ein. Er ist fast leer. Nervoes blickt der Mann auf die Uhr. Eine kleine, schlanke Blondine mit Buerstenschritt springt aus dem hintersten Wagen. Sie ist jung, etwa Mitte 20, und traegt eine grosse Schweinsledertasche ueber der rechten Schulter. Vorsichtig und geschmeidig, wobei sie sich nach allen Richtungen umsieht, als befinde sie sich auf dem Mittelstreifen einer vielbefahrenen Verkehrsstrasse, kommt sie auf die Maenner zu.

Sie setzt sich hin. Sie laesst ihre Tasche in den Schoss gleiten. Sie sagt: "Hoffentlich habt ihr nicht auf mich gewartet?"

"Nein, nein, du bist auf die Minute puenktlich", sagt der Mann.

"Ausserdem laesst es sich hier in der Morgensonne gut aushalten", sagt Ahmed und prostet ihr zu.

Sie reagiert nicht auf diese Bemerkung. Sie nestelt am Verschluss der Tasche und uebergibt dem Mann einen braunen Briefumschlag.

Er oeffnet ihn und zieht ein Buendel Banknoten heraus. Waehrend er zaehlt, achtet er darauf, dass aus der Schaenke niemand herueber sieht. "Nur 4000?" fragt er schliesslich vorwurfsvoll. "Wie soll ich damit 3 Monate lang auskommen? Weisst du, was allein das Hotel heute gekostet hat?"

"Das ist alles, was ich im Moment habe. Dann muessen wir uns eben schon frueher wiedertreffen."

"Du weisst doch, wie gefaehrlich das ist."

"Fuer mich ist die Gefahr mindestens eben so gross", sagt sie achselzuckend. Der alternde Mann, der nur auf seine Sicherheit bedacht ist, geht ihr auf die Nerven. Von der Furcht und dem Fatalismus in seiner leisen Stimme fuehlt sie sich abgestossen. Sie empfindet sie als Angriff auf ihre gegenwaertige Lebenseinstellung - und vielleicht wie die Vorwegnahme der eigenen zukuenftigen Kapitulation.

Ganz hinten, beim letzten Gleis, hantieren zwei Arbeiter an einer Rangierlok. Sie tragen Blaumaenner und Handschuhe, und knallgelbe Lederschuerzen vor der Brust. Wie selbstvergessen loesen sie Schrauben und Zahnraeder, die sie saeuubern und schmieren, bevor sie sie wieder

einsetzen. Ihre Bewegungen sind praezise und zeitlupenhaft langsam. Sie haben den ganzen Tag Zeit, um ihre Maschine in Schuss zu bringen.

"Er hat gesagt, dass es bald vorbei ist mit den schoenen Paessen", sagt der Mann. Es ist der uneingestandene Versuch, die beiden gegeneinander auszuspielen.

"Wie das?" fragt die Frau und sieht den Syrer befremdet an.

"Ich wollte euch nur vorwarnen, dass solche Ueberlegungen im Gange sind", relativiert der seine Aussage. "Endgueltig entschieden ist noch nichts."

Reine Provokation also, denkt der Mann. Wieder blickt er auf die Uhr. Es ist abgemacht, dass er sich mit dem naechsten Zug in etwa einer halben Stunde von hier absetzen wird, waehrend die anderen den Ort mit dem Auto verlassen. Dass die Strasse zum Bahnhof eine Sackgasse ohne Fluchtweg ist, empfindet er jetzt als Sicherheitsrisiko, das man bei der Wahl des Treffpunkts haette beruecksichtigen muessen. Der Verlust seiner Kontakteleute waere fuer ihn verhaengnisvoll.

Bevor er abreist, muessen noch technische Details der naechsten Treffen und Neuigkeiten aus Berlin und Rom besprochen werden. Leider hat es sich der Wirt mit der BILD-Zeitung am Nebentisch bequem gemacht und bringt so das Gespraech zum Erliegen. Auf einen Wink serviert er Kaffee. Behutsam setzt er ihn auf die Tischplatte. Dann fragt er: "Haben Sie das gelesen?" und deutet auf die oberste Schlagzeile. "Die Regierung will die Renten kuerzen."

Der Mann hat keine Rente zu erwarten. Reserviert, mit einem Anflug von Neid, beaeugt er den Wirt. Waehrend andere ihren Wohlstand mehrten und Ruecklagen fuer ein sorgenfreies Alter bilden, muss er um sein taegliches Ueberleben kaempfen. Waehrend andere ihr Leben frei und behaglich gestalten, im Kreis ihrer Freunde, vermindert sich die Zahl seiner Mittelsmaenner von Monat zu Monat. In einer Welt fortschreitender Globalisierung ist er zunehmend auf sich selbst zurueckgeworfen. Er fuehlt sich vom Lauf der Dinge ausgeschlossen.

"Man muss nicht alles glauben, was in der BILD-Zeitung steht", sagt die Frau. "Die trommeln schon seit Wochen gegen jeden Plan der Regierung und torpedieren damit alle wichtigen Entscheidungen." Sie hat ihre Lektionen gelernt.

Wenn es so weitergeht, wird er bald gar keine Verbindung zur Aussenwelt mehr haben. Und wenn die Geldquellen versiegen, werden sogar unpersoenliche und rein geschaeftsmaessige Kontakte heikel. "Sind nicht all unsere Beziehungen geschaeftsmaessig?" faehrt es ihm durch den Kopf. "Zum Beispiel meine Gefaehrten ... Sie haben mich innerlich laengst auf die Funktion des ungeliebten Versorgungsempfaengers reduziert. Und die Freunde von frueher, die uns schon lange verraten haben? Von welcher Art

waren denn die Beziehungen zu ihnen? Nichts als enttaeuschte Hoffnungen und truegerische Illusionen! Das duenne Eis der Freundschaft traegt nicht weit. Der Andere ist immer der Fremde."

"Ist doch wahr", beharrt der Wirt, dem das Thema sehr am Herzen liegt. "Die Rententoeffe sind doch nur deshalb leer, weil mehr und mehr versicherungsfremde Leistungen daraus bezahlt werden. All die Russlanddeutschen, die angeblich in Kasachstan als Ingenieure gearbeitet haben. Bei uns bekommen sie fette Rente. Als haetten sie 40 Jahre eingezahlt. Und jetzt soll sogar eine Grundrente eingefuehrt werden. Das heisst, jeder Sozialschmarotzer, der nie einen Beitrag geleistet hat, wuerde mit versorgt. Eine Ungerechtigkeit, die zum Himmel stinkt!"

"Der Wirt scheint doch nicht der offene und weitherzige Lebenskuenstler zu sein, fuer den ich ihn gehalten habe", denkt der Mann.

"Versicherungsfremde Leistungen hin oder her", sagt die Frau. "Sie muessen auch die demographische Entwicklung sehen. In Deutschland sind in den letzten Jahrzehnten viel zu wenig Kinder geboren worden. Immer mehr Rentner werden von immer weniger Erwerbstaetigen versorgt. Wenn Sie ein stabiles Rentensystem wollen, muss das Rentenniveau unbedingt gesenkt werden. Eine Verringerung um 1 oder 2 Prozent, wie jetzt vom Kabinett beschlossen, ist auf laengere Sicht bei weitem nicht ausreichend. Das Problem ist doch eher, dass die bisherigen Regierungen aus Angst vor schlechten Wahlergebnissen vor solchen notwendigen Massnahmen zurueck geschreckt sind."

"Was erwarte ich denn?" fragt sich der Mann. "Der Mensch ist von Natur ein hoch gezuechtetes Einzelwesen, das in erster Linie fuer sich selbst sorgt. Nur, wo es einen handfesten Vorteil sieht, schliesst es sich zu groesseren sozialen Einheiten zusammen. - Wie fliegende Fische springen die Individuen mit der Geburt aus dem Meer der Masse, leben und arbeiten, vergluehen am Licht der Tage, und tauchen in ihren Kindern und Kindeskindern wieder ins Dunkle hinab. - Bevor man aber zugrundegeht, hebt man wie Ikarus die Schwingen und zappelt ein bisschen."

"Ausserdem", sagt die Frau, "bringen die Einwanderer ueberdurchschnittlich viele Kinder mit, die reichlich zur Rentenversicherung beitragen werden. So gleicht sich am Ende manche Ungerechtigkeit aus."

Der Wirt schnaubt wie ein Pferd. "Ich sage Ihnen: wenn das Rentensystem sich auf seine eigentlichen Aufgaben beschraenken wuerde, waere die Finanznot nicht halb so gross. Die Regierung packt vorn alles falsch an und darf sich nicht wundern, dass es hinten falsch herauskommt."

Die beiden Gestalten am Tresen haben anscheinend mitbekommen, worueber draussen geredet wird. "Die Re-henn-tenn sind si-hi-cher!", schallt es ploetzlich aus der Schaenke, und dann ertoent groelendes Gelaechter.

Ahmed hat zu dem Thema nichts zu sagen. In Syrien gibt es nur fuer treue Staatsbedienstete ein Rentensystem. Um im Alter versorgt zu sein, gruenden die meisten eine grosse Familie. Die Scheinprobleme der Deutschen sind ihm zuwider. Nach dem Krieg haben sie alle geistig-moralischen Werte verloren. Mit ihrer rein materiellen Einstellung, davon ist er ueberzeugt, sind sie dem Untergang geweiht. "Laura sollte sich nicht so ins Zeug legen", denkt er. "Das verschafft uns nur unnoetige Aufmerksamkeit."

Dabei will sie nur wie jeder x-beliebige Buerger erscheinen, der bei der Rentendebatte frei seine Ansichten aeussert. Sie glaubt, es waere verdaechtiger, wenn sie, wie ihre Begleiter, schwiege.

Der Wirt wundert sich tatsaechlich, dass nur die Frau ihre Meinung kundtut, waehrend die Maenner still daneben sitzen. Er zuckt mit den Achseln und wendet sich ab. Irgendwie hat er begriffen, dass er hier draussen nicht erwuenscht ist; denn er verzieht sich mit seiner Zeitung in die Schaenke. So koennen die drei ihre geheimen Absprachen fortsetzen.

Sie bemerken kaum, als ein einzelner Passant um die Ecke des Hauses kommt. Seltsam: er traegt einen bis zum Hals geschlossenen Regenmantel ... - Ploetzlich sind da Soldaten, breitschultrige Kampfmaschinen mit olivgruenen Schusswesten und Waffen unterschiedlichsten Kalibers, kleinen, handlichen Pistolen, klobigen Gewehren und Laserkanonen mit eleganter, futuristischer Formgebung.

Der Mann fuehlt sich in den Set eines Science Fiction Films versetzt. So oft hat er diesen Augenblick innerlich durchgespielt, dass ihm gleich klar ist, wie unsinnig Widerstand waere. Er bleibt sitzen und hebt zum Zeichen der Kapitulation die Arme, die sofort ergriffen und ihm auf den Ruecken gedreht werden - so heftig, dass er vor Schmerz aufschreit und sein Kopf auf die Tischplatte stoest.

Ahmed ist aufgesprungen und will durch die Tuer ins Bahnhofsgebaeude fluechten. Doch haben sich in der Schaltherhalle Bewaffnete postiert, die ihn gefangennehmen.

Laura war schneller. Sie hat sich geduckt, gewunden und einen Haken geschlagen. Jetzt rennt sie nach Osten, der Sonne entgegen. Mehrere Soldaten setzen ihr nach, wie Kampfhunde springen sie vor.

An der Treppe zieht sie eine Schnellfeuerpistole aus der Tasche. Sie stoppt, wirbelt herum und schieisst, ohne Vorwarnung. Sofort ziehen sich die Verfolger hinter das Gebaeude zurueck, 2 Tote oder Verletzte bleiben liegen.

Sie schickt einen Kugelhagel ueber den Bahnsteig, der aus der Schaltherhalle erwidert wird. Dann verschwindet sie im Tunnel. Unbeteiligte Reisende werfen sich, verspaetet, zu Boden. Ein Kind kreischt. Der Wirt stellt sein Tablett ab und trollt sich in die Schaenke.

Humpelnd schleicht sie zu Gleis 3 hinauf. Obwohl am Knoechel getroffen, wirft sie sich wieselflink auf die Schienen und robbt mit aeusserster Kraftanstrengung der hellen Sonne entgegen. Alle Gliedmassen, einschliesslich des Kopfes, haelt sie so dicht wie moeglich ueber den Bohlen.

Am Bahnhofsgebaeude entfalten sich hektische Aktivitaeten. Soldaten rennen mit schweren Stiefeln kreuz und quer und bergen die Verwundeten. Funkgeraete piepsen aufgereggt in hohen Tonlagen. Man hat die Frau aus den Augen verloren – die Plattform schuetzt sie vor den Blicken ihrer Verfolger.

Es ist 8 Uhr 36. Die Sonne steht bereits hoch ueber den Koepfen. Der Himmel ist wolkenlos blau. Es wird ein heisser Tag. Waehrend sie auf den Schienen vorankriecht, sieht sie auf weites, voellig flaches gruenes Land. Wie in einem Stillleben liegen hie und da schwarzweisse Kuehe herum und lecken die Glieder. Ein paar Eichen spielen mit ihren Blaettern und Wipfeln im Wind. Dazwischen fliesst behaebig die Wuemme, 3, 4 Meter breit, und teilt die Besitzungen der Bauern. Weit hinten, bei fernen Tannenschonungen, steht noch der letzte Nebeldunst. Nur die Masten, die den Bahnhof mit Strom aus Nienburg versorgen, stoeren das idyllische Bild.

Einen Moment haelt sie inne. Sie schliesst die Augen und stellt sich vor, wie das Wasser bei starkem Regen anschwillt und sich der Wiesen bemaechtigt, um sie erst bei Trockenheit wieder preis zu geben. Vom Fluss wehen intensive Gerueche von Faeulnis herueber. In der Luft trillert eine Lerche und uebertoent sogar den Laerm der Verfolger. Da ploetzlich erblickt sie ihre Mutter. Die Mutter steht mit einer Nachbarin vor ihr und schuettelt den Kopf. "Das Kind ist viel zu ernst", sagt sie. Die Nachbarin beugt sich hinunter und fragt mit durchdringendem Blick: "Warum lachst du nie, mein Kleines?"

Sie oeffnet die Augen, hebt den Kopf und kriecht keuchend voran. Der Wind kraeuselt die Oberflaeche des Flusses und entwirft Muster verschiedener Wellenformen wie auf einem Flickenteppich. Aus dem Fluss ragt der glatte Buckel eines Findlings, mit dem wohl ein Bauer nichts besseres anzufangen wusste, als ihn dort zu versenken. Weit hinten gewahrt man am rechten Ufer einen wackligen Pfahlbau aus Holz, Unterstand fuer die Kuehe.

Sie erreicht den Punkt, an dem die schuetzenden Bahnsteige enden. Hier beginnt offenes Gelaende. Wuerde sie weiterkriechen, so waere sie den Blicken ihrer Jaeger preisgegeben. Bis zum Wald sind mindestens 200 Meter. Hektisch ueberlegt sie, was sie tun koennte. Ihr faellt nichts ein. Also bleibt sie baeuchlings liegen, stuetzt das Kinn auf die Handflaechen und wartet.

Auf dem Dach postieren sich Scharfschuetzen, die die Gleisanlage ganz ueberblicken koennen. Sie erspaeuen die Fluechtige, rufen ihre Kameraden an und weisen mit ausgestreckten Armen auf die still liegende Frau.

Zwei Soldaten, die sich durch den Tunnel auf Gleis 3 vorgewagt haben, entdecken sie in der angezeigten Richtung. "Die kriegen wir", ruft einer von ihnen. In seiner Stimme mischen sich Wut und Rachegeleue mit etwas drittem, was Laura als Frau betrifft. Als die Verfolger gebueckt auf sie zu hetzen, realisiert sie, dass sie entdeckt worden ist. Muehsam stemmt sie sich hoch und fluechtet ueber die Gleise zum Wald.

Einen Moment hoert man nichts ausser dem Keuchen rennender Leiber. Noch bevor sie den Zaun erreicht, haben die Soldaten sie eingeholt. Voller Wut wirft sich der eine auf sie und nimmt sie mit seiner schieren Koeerlichkeit gefangen. In wilder Raserei presst er ihren Kopf gegen die spitzen Schottersteine. "Du Schwein, du", ruft er und drueckt ihr die Pistole an den Hals. Er schieast.

Ihr letztes Gefuehl ist Wehmut. Sie hat die Augen geschlossen und noch die sommerlichen Dueuefte der Elemente in der Nase, die nun vom Geruch ihres Blutes verdraengt werden.

SPARTAKUS

"Spartakus! ... Spaaatakus!"

"Was ist? Wer ist da ... wer bist du?"

"Ohhh ... mir geht es so schlecht. Ich brauche dich!"

"Ich sehe dich nicht. Wo bist du denn? Und wie bist du hereingekommen? Wir haben doch alles verbarrikadiert."

"Ich bin ganz weit weg. Du kannst mich nicht sehen, nur hoeren. Bitte, komm zu mir und befreie mich."

"Ich kann im Moment niemandem helfen. Ich brauche selber Hilfe. Meine Feinde wollen mich gefangen nehmen und umbringen. Spaetestens morgen ist es soweit."

"Wenn du wuesstest, was sie mit mir gemacht haben! Du wuerdest mit dem Jammern aufhoeren und etwas *tun*."

"Wo bist du denn? In was fuer einer seltsamen Sprache redest du? Du sprichst so zart und sanft und ... weiblich. Bist du ein Mann oder eine Frau?"

"Ich bin eine ... Frau, wenn man so will. Aber das tut nichts zur Sache. Man foltert mich und ich habe Schmerzen, du musst so schnell wie moeglich herkommen."

"Wie soll ich das anstellen? Wir sind hier eingekesselt und haben wenig Chancen auszubrechen."

"Sag nur, dass du mir helfen willst, und dann schliess einfach die Augen..."

"Wieso sollte ich dir helfen? ... Ja gut, ich habe verstanden. Du bist eine von uns. *Ich will dir helfen.*"

Er schloss die Augen. Im seinem Kopf kreiste ein Mahlstrom. "Ist wohl der Kreislauf", dachte er noch, und dann wurde er ohnmaechtig.

—

Als er erwachte, lag er im Rinnstein mitten auf einem grossen belebten Platz. Reifen quietschten, Fahrzeuge hupten und Passanten hasteten an ihm vorüber, als wuerden sie ihn gar nicht bemerken. Er rieb sich die Augen. Sie waren ganz anders gekleidet als er, trugen weder Toga noch Tunika, sondern Hemd und Hose, teils einfarbig teils bunt wie Pfauenfedern, die sich dem Koerper und seinen Bewegungen anpassten. Bei vielen waren die Kleider so eng, dass sie die Formen des Koerpers nachzeichneten.

Der eine oder andere warf ihm nun doch neugierige Blicke zu, die Spartakus frech erwiderte. Er erhob sich, der Staub Roms rieselte von seinen Sandalen. Eine grosse Kutsche (ein Bus) bewegte sich wie von Geisterhand gefuehrt kreischend an ihm vorbei, darin Dutzende Passagiere und darauf stand etwas in lateinischen Lettern, doch die Sprache kannte er nicht. Aehnliche Banderolen waren auch an den hohen vielstoeckigen Gebaeuden angebracht, die den Platz begrenzen.

Er erhob sich muehsam und bewegte sich vorsichtig im Strom der Passanten. Auf einem Schild, das wohl die Strasse bezeichnen sollte, las er 'Liberty Avenue'.

Ploetzlich wurde er von hinten angesprochen. Blitzschnell drehte und spannte er sich. Als Anfuehrer eines Aufstandes war er auf jeden erdenklichen Angriff vorbereitet. Vor ihm stand ein junger Mann, der ihn interessiert musterte. "Suchen Sie etwas? Kann ich Ihnen irgendwie helfen?" Spartakus verstand ihn nicht, und da man das seinem Gesicht wohl ansehen konnte, wechselte der andere ins Spanische und versuchte es schliesslich auf Franzoesisch. Als er auch damit keinen Erfolg hatte, wandte er sich irritiert ab und liess ihn stehen.

"Wo bin ich hier nur gelandet?" fragte sich der Sklave, und ob die Roemer in dieser Welt genug Einfluss besaessen, um seiner habhaft zu werden.

So irrte er stundenlang durch die Stadt, ein Zauberland der Zivilisation. Noch mehrmals wurde er von Touristen angesprochen und endlich von einer Polizeistreife aufgelesen, der sein Aufzug und Gehabe verdaechtig vorkamen.

"Hallo, bleiben Sie stehen", riefen die Beamten hinter ihm her und umringten ihn. "Wuerden Sie sich bitte ausweisen." Aber natuerlich begriff er wiederum kein Wort. "Was wollen Sie von mir", fragte er auf Lateinisch. Die beiden Maenner konnten damit nichts anfangen. Sie berieten sich kurz, ob man den Fremden laufen lassen konnte und beschlossen endlich, ihn mit aufs Praesidium zu nehmen. Dort wuerde man schon einen Dolmetscher auftreiben.

Als der eine unmissverstaendlich auf den Streifenwagen wies, erwog Spartakus, die Flucht zu ergreifen; doch dann fand er, es sei unwahrscheinlich, dass sie etwas mit den Roemern zu tun hatten; zu phantastisch war ihre Welt. Er zwaengte sich in den Wagen, kauerte sich in eine Ecke auf der Rueckbank und kam auf diese Weise zur ersten Autofahrt seines Leben.

—

"Wen habt Ihr denn da mitgebracht?" wunderte sich der Abteilungsleiter der Polizisten, als sie Spartakus grinsend in sein Buerro fuehrten.

"Wir wussten nicht, was von ihm zu halten ist, und haben ihn vorsichtshalber in Gewahrsam genommen. Entweder ist er ein guter Schauspieler oder ein entsprungener Irrer; oder er kommt von ganz woanders her, denn er scheint Englisch nicht zu verstehen.

Wer er denn sei, wurde Spartakus erneut gefragt, und diesmal erriet er, was sie wollten, und antwortete, er heisse Spartakus und komme aus Rom. Er wisse nicht, wie er her gelangt sei. Ob sie ihm helfen koennten, in seine Heimat zurueck zu kommen? - Letzteres war mehr so dahingesagt. Das war nicht eigentlich sein Wunsch. Es waere voellig ausreichend, wenn sie die Verwirrung aufloesten, in der er seit der Ohnmacht gefangen war.

Sie verstanden ihn sowieso nicht. Das heisst, der Vorgesetzte merkte, dass es Latein war (doch er besass nur scheue, misstrauische Erinnerungen an die alte Sprache) und der eine Polizist meinte: "Ich glaube, er behauptet Spartakus zu sein. Also doch ein Irrer!"

"Das ist Lateinisch", meinte sein Chef. "Ich werde mal nachfragen, ob einer unserer Uebersetzer das beherrscht. Bringt den Mann inzwischen in den Verhoerraum. Aber seid hoeflich zu ihm. Er hat wahrscheinlich nichts verbrochen."

Zwei Stunden spaeter trat er mit einem Dolmetscher in den Raum, der den Sklaven in foermlichem Latein ansprach: "Die Polizei von New York moechte wissen, wer Sie sind und woher Sie kommen?" Da laechelte Spartakus und stellte sich vor. Er komme aus Italien, dem Zentrum des Roemischen Weltreiches.

"Oh", machte der Dolmetscher und schob seine Brille zurecht. Die hinter ihm stehenden Polizisten hatten den Satz nun auch ohne ihn ungefaehr verstanden und feixten.

"Und ... wissen Sie auch, wo Sie sich hier befinden?" fragte der Dolmetscher.

"Naja, in New York", sagte Spartakus, und fuegte dann verbindlich hinzu (er wollte nicht unhoeflich erscheinen): "aber ich weiss nicht, wo New York liegt und schon gar nicht, wie ich hierher gekommen bin."

"New York liegt in Amerika. Es ist eine der groessten Staedte der Welt."

"Das Land, von dem Sie sprechen, kenne ich nicht. Ich kenne Italien, Spanien, Griechenland, Germanien, Syrien ..."

"So kommen wir nicht weiter", unterbrach ihn der Dolmetscher. "Am besten, Sie beantworten mir ein paar einfache Fragen. Was machen Sie zumBeispiel beruflich?"

"Aeh, ich bin ein ... freier Mann, das heisst ... ich habe nichts gelernt, ich bin oft beim Bau von Haeusern, Strassen und Viadukten eingesetzt worden."

"Was sagt er", bestuermten die Anderen den Dolmetscher. Der aber winkte ab und meinte: "Am besten, Sie lassen mich mit ihm allein, ich kann ihm dann in aller Ruhe die Wuermer aus der Nase ziehen."

Eine Stunde spaeter: "Ich komme mit ihm nicht weiter. Der Junge behauptet steif und fest, Spartakus aus dem alten Rom zu sein. Und wenn mich nicht alles tauscht ... die Geschichte von Spartakus kennt ja jeder Schuljunge. Obwohl er zu verheimlichen versucht, dort Sklave und an einem Aufstand beteiligt gewesen zu sein."

"Ok", sagte der Abteilungsleiter, "wir haben hier eine Person unbekannter Herkunft. Wir koennten ihn wie einen illegalen Einwanderer behandeln, aber ich glaube eher, dass er nicht ganz richtig im Kopf ist, und fuer solche Faelle gibt es einfache Vorschriften. Ich werde ihn ueber Nacht in unsere Gummizelle stecken und morgen frueh vom Arzt untersuchen lassen. Darf ich Sie bitten, sich morgen noch einmal hier einzufinden. Und: es kann sein, dass wir Sie den ganzenTag brauchen werden."

"Ich werde da sein; aber ich muss Ihnen sagen, einen psychisch gestoerten Eindruck macht er nicht auf mich. Er wirkt nur sonderbar ...unzeitgemaess."

"Ok", sagte der Abteilungsleiter, "wir werden sehen. Jetzt gehen wir aber noch einmal hinein. Sagen Sie ihm, dass er nichts zu befuerchten hat und nur eine Nacht zur Beobachtung hierbleiben soll."

"Das wird ihm ganz recht sein; er weiss sowieso nicht wohin."

"Sehr gut. Ich nehme an, er ist hungrig. Fragen Sie ihn, ob er Pizza mag. Schliesslich, als Italiener! Wir haben hier einen sehr guten Pizzaservice. Und bitten Sie ihn auch, seine Lumpen gegen diesen Anzug zu tauschen.

Ich moechte sie im Labor untersuchen lassen. Das Material sieht irgendwie ungebraeuchlich aus. Vielleicht laesst sich herausfinden, wo und wann es hergestellt wurde."

Spartakus wusste zwar nicht, was eine Pizza ist, verschlang sie jedoch mit grossem Appetit, und verschmaehte auch die zweite nicht, die der weitsichtige Abteilungsleiter bestellt hatte. Dagegen gab es mit dem Kleiderwechsel grossere Probleme. Die neue Garderobe war dem Sklaven nicht geheuer und als man ihn endlich ueberredet hatte, erwies sich der Anzug als viel zu gross; die alten Roemer waren ein gutes Stueck kleiner als unsere heutigen Amerikaner. Spartakus wirkte darin wie ein taepischer Affe.

Mit einer Luege gelang es dem Dolmetscher, ihn in die Zelle zu bugsieren, wo er in Panik geriet, als ihm endgueltig klar wurde, dass er ein Gefangener war, den Fremden vollstaendig ausgeliefert. Schliesslich ergab er sich aber in sein Schicksal; zu phantastisch waren die Eindruecke dieses Tages gewesen, um an Opposition zu denken.

Satt, gewaschen und neu eingekleidet hockte er allein in einem sonderbaren, hohen, fensterlosen Geviert, in dem nichts als eine Matraze lag und hartes Licht aus unbekannter Quelle strahlte. Boden und Waende bestanden aus einem fremdartigem Material, weich und nachgiebig wie Leder und doch vollkommen undurchdringlich. Sogar die Tuer war damit ausgekleidet.

—

Am Nachmittag des folgenden Tages hatten sich 4 Personen im Buero des Abteilungsleiters versammelt: er selbst, der Dolmetscher, ein Psychologe und ein Arzt.

Der Psychologe zoegerte, bevor er das Wort ergriff: "Sie haben mich um eine Beurteilung der mir bis heute morgen unbekanntem Person gebeten, die sich Spartakus nennt. Es ist sehr schwierig, etwas ueber ihn zu sagen. Soviel ist immerhin sicher: ich konnte bei meinen Untersuchungen keinen Hinweis auf einen psychischen Defekt feststellen. Alle Testergebnisse deuten darauf hin, dass er einen sehr gefestigten Verstand hat. Die Geschichte, die er erzaehlt, ist allerdings phantastisch und unglaublich. Wahrscheinlich ist er ein Luegner, der uns an der Nase herumfuehrt und herausfinden will, wie weit er gehen kann.

Eine andere Erklaerung ist folgende: Vielleicht ist er einer Taauschung erlegen. Das heisst, vielleicht hat ihn jemand von Kindheit an von der Zivilisation isoliert und in dem Glauben aufgezogen, er sei der Sklave Spartakus, und nun ist er irgendwie entkommen ... Aber das ist nur eine

wilde Spekulation. Wo sollte jenes antike Rom liegen, das er mir so praezise beschrieben hat."

"Was sagen Sie dazu?" fragte der Abteilungsleiter den Arzt.

"Ich kann hierzu nur ein paar Fakten beisteuern. Eine vernuenftige Theorie habe auch ich nicht. Zunaechst, seine Toga besteht aus grobem handgewebten Leinstoff. Sie hat schon bessere Tage gesehen. Auch die Sandalen sind von Hand geschustert; nirgendwo eine Spur oder ein Hinweis auf Industriefabrikation. Aus der Kleidung laesst sich insgesamt wenig schliessen, wir muessten sie ins Zentrallabor des FBI schicken, die wuerden vielleicht mehr herausfinden - wo die Baumwolle herstammt, wie alt sie ist und so weiter.

Dasselbe gilt im Prinzip fuer die medizinische Untersuchung. Der Mann ist soweit gesund, obwohl er am After von einem Pilz geplagt wird. Der schlechte Zustand seiner Zaehne ist allerdings auffaellig, und vor allem, sie sind noch nie behandelt worden; es gibt keine Fuellungen, Kronen oder dergleichen."

"Warum fragen wir ihn nicht einfach", sagte der Abteilungsleiter, "wann und wo er zuletzt beim Arzt war, oder wo er sich seine Kleider kauft, ich meine, koennen wir nicht versuchen, ihn mit ganz einfachen Fragen zu ueberrumpeln?"

"Haben wir. Wir haben alle moeglichen Tricks ausprobiert", versetzte der Dolmetscher, "aber alles, was er sagt, ist in sich logisch, sonst waeren ja auch die psychologischen Tests anders ausgefallen. Eins ist mir uebrigens gestern schon aufgefallen: dass er das Lateinische auf sehr seltsame Art spricht."

"Wie seltsam ...?"

"Seltsam eben. Ich kann es nicht genauer beschreiben. Irgendwie authentisch, finde ich."

"Sehr sonderbar", kam es vom Psychologen.

Der Abteilungsleiter raeusperte sich. "Meine Herren, Sie bringen mich in eine ganz schoene Zwickmuehle. Ein seltsames Wesen taucht hier auf, und sie halten es fuer geistig und koerperlich gesund und bescheinigen ihm interessante Eigenschaften. Mir als Polizist gefaellt das nicht. Ich denke nicht daran, ihn auf die Bevoelkerung loszulassen. Die einfachste Moeglichkeit habe ich gestern schon erwogen, aber sie wuerde das Problem nur aus unserer Zustaendigkeit in das der Auslaenderbehoerde verlagern und nicht wirklich loesen, da niemand weiss, wohin er abzuschieben ist. Ausserdem ist mir der ganze Vorgang derart suspekt ... ich werde beim FBI anrufen und um Hilfe bitten."

So traten am naechsten Tag zwei FBI-Agenten in Erscheinung, dickliche, harmlose Familienvaeter, die nur fuer die Ueberfuehrung des Fremden in die Zentrale verantwortlich waren.

Bei der Bundespolizei gibt es eine Abteilung, die ihre ganze Zeit und Energie in ungeloeoste und bizarre Krminalfaelle investiert, und darueber hinaus unterhaelt das FBI ein ausgedehntes Netz von Verbindungen zu allen moeglichen Institutionen, die es bei seiner Aufklaerungsarbeit unterstuetzen.

Spartakus wurde dort nicht ganz so sorgfaeltig verwahrt wie beim NYPD. Er haette fliehen koennen, schon auf dem Transport; sie unterschaezten seine Koerperkraefte, das war ganz offensichtlich. Doch man hatte ihn immer wieder beruhigt, er habe nichts zu befuerchten, man wolle ihm nur helfen, und er hatte irgendwie Vertrauen zu den Leuten gefasst, er dachte, dass ihm in diesem Schlaraffenland nicht viel passieren konnte. Die hier waren nicht solche Brutalos wie die Roemer, die missliebige Gefangene gleich abstachen, beileibe nicht.

Er kam beim FBI mit sensiblen und hochintelligenten Polizeiangestellten zusammen, diplomiert und doktoriert, denen es endlich gelang, die ganze Geschichte aus ihm herauszubringen, einschliesslich seines elenden Sklavenlebens und Aufstandes gegen die Roemer. Und vor allem: sie glaubten ihm - oder gaben sich wenigstens den Anschein.

"Wenn Ihre Geschichte stimmt, Herr Spartakus", sagten sie, "dann haben Sie eine Zeitreise von ueber 2000 Jahren gemacht, so phantastisch sich das auch anhoert. Wie und warum, das ist eine Frage, der wir nachgehen wollen, und wir bitten Sie, uns dabei behilflich zu sein.

Verwechseln Sie Ihren Aufenthalt nicht mit einer Gefangenschaft. Bei uns in Amerika gibt es keine Sklaverei mehr. Die hat man vor 150 Jahren abgeschafft. So etwas wuerde heutzutage als Verbrechen gegen die Menschlichkeit bestraft. Sie brauchen also keine Angst zu haben. Wir wollen ihnen nur helfen, sich auf die Zivilisation vorzubereiten. Im Moment wuerden Sie sich da draussen gar nichtzurechtfinden."

Und Tage spaeter hoerte er: "Es gibt in unserem Land ein hochgeheimes Forschungslabor, welches sich mit dem Phaenomen der Zeitwanderung beschaeftigt. Ihr Zeitsprung ist moeglicherweise durch die dortigen Versuche ausgeloeost worden. Wir haben mit einem der Wissenschaftler gesprochen. Er konnte sich allerdings nicht erklaren, warum bei Ihnen gelungen sein soll, was bei hundert anderen gezielten Experimenten bisher fehlgeschlagen ist. Er ist sehr interessiert, Sie kennen zu lernen und wuerde Sie am liebsten bei sich im Labor ausfuehrlich untersuchen. Der Witz bei der Sache ist, wenn wir ihn richtig verstanden haben, in der Elektrik des Gehirns muss eine andere Einstellung vorgenommen werden, wenn man ueberhaupt eine Chance haben will, in die Vergangenheit oder Zukunft zu

reisen. Die Wissenschaftler stehen allerdings noch ziemlich am Anfang und tappen weitgehend im Dunkeln."

Es stand also schon wieder ein Ortswechsel bevor. Dabei hatte er sich gerade an die Umgebung beim FBI gewöhnt, vor allem an seine immerfreundlichen Lehrer, die ihm alles Mögliche über die moderne Zeit beibrachten. Er lernte das soziale und politische System kennen, wie die Glühlampe funktionierte, und dass die Amerikaner von Britanniern abstammten, die es auf eine ferne Welt im Westen verschlagen hatte.

—

Das Forschungslabor befand sich in Nevada und wurde besser bewacht als Fort Knox. Eine heiße Wüstenlandschaft, hohe Zäune, Stacheldraht, scharfe Hunde und bewaffnete Patrouillen. Spartakus hatte in ein Flugzeug steigen müssen, um dort hinzugelangen.

Die Menschen auf dem Gelände waren dann beinahe noch freundlicher als die Polizisten vom FBI. Alle wollten ihm die Hand schütteln und sich davon überzeugen, dass er tatsächlich aus einer anderen Epoche stammte; denn er war der lebende Beweis, dass sie keinen Hirngespinnst nach jagten.

Der Leiter des Instituts nahm sich persönlich seiner an. Er führte ihn durch die Anlagen und erklärte mit einfachen Worten, woran hier im Auftrag der Regierung gearbeitet wurde. Endlich erreichten sie den Mittelpunkt des Komplexes, das biophysikalische Laboratorium, das durch mehrere Luftschleusen hermetisch von der Außenwelt abgeriegelt war. Spartakus bekam einen hellweißen Spezialanzug, mit Helm und einem kleinen Mikrofon am Mund, und wurde hineingeführt.

Was für ein Abenteuer! Von der Bronzezeit direkt ins dritte Jahrtausend! Aber er verzog keine Miene, das alles beeindruckte ihn nicht sonderlich, er hatte in Wirklichkeit gar nicht den Wunsch, in die Vergangenheit zurück zu kehren, und interessierte sich daher wenig für die Frage, wie dies zu bewerkstelligen war.

Er stand mit seinem Gastgeber und einem anderen Wissenschaftler inmitten eines Sammelsuriums hochmoderner Instrumente, zwischen denen Tausende von Kabeln gespannt waren, da wurde er plötzlich von einem seltsamen Schwindel erfasst, und wie eine Sprechblase bildete sich in seinem Gehirn der folgende Gedanke: "Hallo Spartakus, endlich bist Du da."

"Was ... wieso?" dachte er überrascht.

"Du bist doch gekommen, um mich zu befreien. Oder?"

"Ich weiss nicht, was du meinst. Ich bin mehr oder weniger unfreiwillig hierher geraten. Auch weiss ich immer noch nicht, wer du bist, und wovon ich dich befreien soll."

"Schau dich um. Dann wirst du es schon herausfinden. - Frag sie mal, warum hier ewig dieses gleissende Licht brennt. Und dann der staendige Laerm, das unablaessige Gesurre der Pumpen und Kuehlaggregate. Ganz abgesehen davon, dass man mich an Armen und Beinen festgeschnallt hat und mir mit den Elektroden im Kopf die groessten Schmerzen zufuegt. Seit Wochen habe ich kaum geschlafen. Sie scherzen sich einen Scheissdreck darum, wie es mir geht."

Er schaute sich um, konnte aber nichts Ungewoehnliches entdecken, jedenfalls nichts, was danach aussah, als koenne es sich telepathisch mit ihm unterhalten, ausser vielleicht ... "Warum liegen eigentlich die Affen da herum?" fragte er seinen Gastgeber.

"Darauf wollte ich gerade zu sprechen kommen", antwortete der Direktor. "Die Schimpansen sind naemlich das Herzstueck unserer Versuche ..." Und setzte zu einer umfangreichen Erklaerung an, was man mit den Affenhirnen alles angestellt hatte, um ihr Fassungsvermoegen zu vergroessern; Menschen fuer solche Experimente zu benutzen, verbot sich ja von selbst.

An dieser Stelle hat der Leser zwei Moeglichkeiten, die Geschichte zu Ende zu denken:

1. Spartakus findet das ganz ok. "Sind ja nur Affen", denkt er und moechte es sich auch keinesfalls mit den Herren der Welt verderben. - "Aber er ist doch Spartakus!" ruft mir die Aeffin ueber einem Ozean aus Traenen zu.
2. Spartakus nimmt Verbindung zu ihr auf, mit dem Ziel, sie zu befreien. Das halte ich fuer unwahrscheinlich, schliesslich steht ihm seine eigene Spezies weit naeher als jeder Schimpanse.

DEM ZWECK SEINE MASSNAHME

I. Lautlehre

DIE LAUTE WERDEN HERVORGEBRACHT VERMITTELS DER LUFT, DIE BEIM ATMEN DURCH LUFTROEHRE, KEHLKOPF UND MUNDRAUM STROEMT.

"a!" Schoen, wer so reden kann.

IM KEHLKOPF, DER DIE LUFTROEHRE ABSCHLIESST, SITZEN ZWEI STIMMBAENDER.

"aaaaaaaaaaa!". Das verstehe ich noch.

MAN UNTERSCHIEDET LIPPEN-, ZAHN- UND GAUMENLAUTE.

Emm, zet, geh. Gebongt. - Aber sind Laute nicht mehr? Kann man sie nicht zum Ausdruck spontaner Gefuehle benutzen? Der Ueberraschung, des Vergnuegens usw, und jeder Affe kann sie verstehen, ohne eine Sprache zu sprechen.

1. VOKALE SIND LAUTE, DIE MAN HOEREN KANN, AUCH WENN SIE ALLEIN STEHEN.

Ich bin allein. Fuerchterlich allein. Ich kenne hier keine Menschenseele. Es faellt mir schwer, mit Leuten Kontakt aufzunehmen, deren Sprache ich nicht verstehe. Man kann mich nicht hoeren. Man kann meinen unertraeglichen Schmerz nicht hoeren. Ich kann mich den Leuten nicht verstaendlich machen. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob die Laute, die sie von sich geben, eine Sprache darstellen.

2. DIE SILBE IST EIN EINHEITLICHER SPRECHVORGANG, DER AUS EINEM ODER MEHREREN LAUTEN BESTEHT, VON DENEN EINER EIN VOKAL SEIN MUSS.

Schon wieder Vokale. Ich bin wohl eher Konsonant. Ein Mitlaeufer, der nur durch einen Vokal sich zum Klingen bringen laesst. Im Moment ist ein Vokal nicht verfuegbar. Der letzte, der mich zum Klingen gebracht hat, war mein Schlepper. Der Bundesgrenzschutz und die Beamten der Auslaenderpolizei haben das ihre getan. Aber vergeblich. Mein Vermieter versucht, sein Portemonnaie zum Klingeln zu bringen. Er ist zum Verzweifeln mit seinen unmaessigen Forderungen.

Wie soll ich zu Geld kommen, wenn ich eure Sprache nicht spreche?

DIE SILBE HAT KEINE EIGENE BEDEUTUNG.

Was hat schon Bedeutung? Menschen jedenfalls nicht. Weder die, die sich eine anmassen, noch die anderen, denen jegliche abgesprochen wird.

3. DAS KLEINSTE SPRACHLICHE GEBILDE MIT SINNVOLLER BEDEUTUNG IST DAS WORT

Tau, Gras, Schnee, Ernst..... Abschiebehafft
Rueckkehr, Waschschuessel, Vorgang
babbeln, Backenbart, Vorschrift
melancholisch, Stroh, Strychnin, Dachstuhl
Meldestelle, Meltau, Verachtung, Stumpfsinn,
Eckzahn, Stosszahn, Edelmut

II. Die Wortlehre

Der Schmerz laesst nach. Nur ein Fluestern scheint von mir uebrig zu sein. Worte mit widerspruechlichen Bedeutungen rauschen ueber mich hinweg. Ich liege auf meiner Matraze und schaue mir das Spinnengewebe in der

Ecke an. Ich habe viel Zeit. Es gibt wenig zu tun. Ich versuche, ihre Sprache zu lernen; aber es klappt nicht. Entweder die Deutschen ticken anders als ich, ich meine, verstandesmaessig, so dass ihre Erklaerungsversuche an mir abperlen wie Regen an einem alten Plastiksack; oder es haengt mit dem Koffer zusammen, den ich gefunden habe. Von dem ein seltsames Droehnen ausgeht, wannimmer ich mich auf ihre Sprache konzentrieren will.

Der Koffer ist mir am Bahnhof in die Haende gefallen. Stand mutterseelenallein dort herum. Stundenlang hat sich niemand um ihn gekuemmert. Ausser mir. Ich habe ihn nicht aus den Augen gelassen. Ich habe bewusst den Eindruck vermittelt, wir gehoeren zusammen, der Koffer und ich, und warten auf etwas. Ich habe tatsaechlich gewartet. Bis ich mir sicher war, dass sein Besitzer nicht zurueckkommt, habe ich gewartet, und ihn mir dann geschnappt.

Er ist sehr schwer, der Koffer. Ein schoenes Stueck Arbeit, ihn heimzuschleppen. Ein schoener, stabiler Schalenkoffer. Nicht mehr neu, aber stabil. Als haette er schon einige Fahrten mitgemacht. Keine Weltreisen in Flugzeugen. Eher Bahnfahrten 2. Klasse, nach den Stickern zu urteilen. Lueneburg, Castrop-Rauxel, Augsburg, Jena. Aber auch Berlin, Moskau, Leningrad. Immerhin. Ich weiss nicht, was drin ist. Ich kann auch nicht nachsehen. Er ist verschlossen. Stabil verschlossen. Natuerlich weiss ich auch nicht, wer den Schluessel hat. Der Besitzer vermutlich. Ich weiss nur, dass er ziemlich schwer ist.

1. VIELE WOERTER LASSEN SICH FLEKTIEREN. ANDERE SIND UNVERAENDERLICH.

Ich bin auch flektierbar. Sonst waere ich schon laengst zerbrochen. Was, glauben Sie, hat man mit mir alles angestellt!

Man hat mich in kleinen Kammern transportiert.

Man hat mich hungern lassen.

Man hat mich durch Fluesse geschleift.

Man hat mich gefasst und verhoert.

Man hat mich angeschnauzt.

Man hat mich unterschreiben lassen.

tragen - trug - getragen (meine Last; den Koffer, der schwer ist)

Dummerweise (unveraenderlich) habe ich ihn mitgenommen. Inzwischen bereue ich es. Zumindest teilweise. Was soll ich mit einem Koffer, den ich nicht zu oeffnen wage. Ich mache mich doch nur verdaechtig. Wenn sie ihn bei mir finden, meine ich.

2. SUBSTANTIVE SIND MAENNLICH, WEIBLICH ODER SAECHLICH.

der Knecht ... das bin ich

der Eingang ... in das Land, wo die Milch und der Honig fliessen.

Mein Grossvater dachte sich alles, die ganze Natur, beseelt und von lebenden Wesen erfuehlt. Alles, was gross und stark, trotzig und kaempferisch war, bezeichnete er als maennlich. Das Gegenteil (aber auch das fruchtspendende, naehrende und waermende) als weiblich. Ich waere auch gern stark und kaempferisch. Andererseits, ehrlich gesagt, wuerde ich damit hier genausowenig weiterkommen.

VOR JEDES SUBSTANTIV LAESST SICH EIN, BESTIMMTES ODER UNBESTIMMTES, GESCHLECHTSWORT SETZEN.

Fragen Sie mich nicht, wann ich zuletzt mit einer Frau geschlafen habe. Es ist sehr lange her. Bei uns im Wohnheim gibt es keine Frauen. Nur Ahmed erhaelt manchmal Besuch von seinen Schwestern; aber die sind Muslime. Also Tabu. An die deutschen Frauen komme ich nicht heran. Ich meine, versucht habe ich es schon. Treibe mich manchmal an der Diskothek beim Hafen herum. DORT AESEN DES OEFTEREN REHE. Ich kenne auch ein, zwei von uns, die in dieser Hinsicht recht erfolgreich sind. Ich nicht.

Unser Heim ist kuerzlich, gewissermassen, privatisiert worden. Der neue Herr ist genauso unberechenbar wie der alte.

3. ZUR BEZEICHNUNG EINER VIELHEIT STEHEN SUBSTANTIVE IM PLURAL.

Vielheit ist subjektiv. So eng ist es bei uns, dass wir uns staendig auf den Fuessen stehen. Ein voller Koffer kann zuviel oder zuwenig sein, je nachdem, was er enthaelt.

die Lust - die Lueste. Also, dieses Thema lassen wir jetzt.

das Fenster - die Fenster. Als Fenster kann man das nicht bezeichnen, durch was bei mir das Taglicht faellt.

Furcht - Befuerchtungen. Eine Furcht kann eine ganze Menge sein. Eine Menge, von der man erdrueckt wird. So dass man keine Luft kriegt vor Angst. Furcht, dass das Loch, in welches man gefallen ist, kein Ende hat. Dass es immer noch weiter nach unten geht, und man nie wieder herauskommt.

Glueck - Gluecke. Was ist das?

Warm - Waerme. Die deutschen Winter sind kalt. Die deutschen Oelofen warm.

Erbe - Erbschaften. Was ich zu erben hatte, haette gut in einen Koffer gepasst. Nun habe ich einen Koffer geerbt.

Pein - Peiniger. Der groesste von allen ist unser Vermieter.

Im Ernst. Ich habe auf meinen Fahrten, von denen ich, vielleicht, meinen Kindern erzählen werde, einiges erlebt. Aber keiner von denen, die ich kennengelernt habe, kann es an Herzlosigkeit mit ihm aufnehmen. Er ist ein wahrhaft unerbittlicher Geizhals.

Zank - Zaenke. Habe ich auch genug von erlebt, keine Bange. Am schlimmsten ist es, wenn wir uns hier, in diesem beengten Maeusekaefig, streiten. Waehrend die Raten um uns herum schleichen.

Geld - Gelder. Unser Vermieter ist ganz heiss darauf. Jeden Cent, den wir von der Behoerde ausgehaendigt kriegen, wuerde er uns am liebsten sofort abnehmen. Das heisst, wenn sie uns ueberhaupt etwas geben. Zur Zeit ist er besonders ungeniessbar. Er sucht etwas. Ihm geht etwas ab. Ihm geht ein Koffer ab. Ihm geht ein Koffer derart ab, dass man glauben koennte ... Ich habe mich schon gefragt, ob es vielleicht der ist, den ich im Bahnhof gefunden habe. So viele Koffer gehen schliesslich nicht verloren, oder?

Messer, Gabel, Loeffel, Lumpen.

Doktoren und Inspektoren.

Matejalien.

4. NACH DER AUFGABE, DIE DAS SUBSTANTIV ALS GLIED DES SATZES ERFUELLT, RICHTET SICH SEINE BEUGUNG(DEKLINATION).

NOMINATIV Alle wollen wissen, woher ich komme, aber keiner fragt nach meinem Namen. Und wenn ich erst wieder weg bin, werden sie gar nichts mehr von mir wissen wollen. Der Hase wird geschossen. Es nutzt ihm null-komma-nichts, dass er im Nominativ steht.

GENITIV ... ausser, wessen Koffer das ist, den ich da unter meinem Bett versteckt habe. Der Wert eines Koffers ist schwer zu schätzen, wenn man den Inhalt nicht kennt. Des Habs und Gut. (Besitz ich nicht. Ich besitze ueberhaupt nichts.) Die Dramen Heinrichs von Kleist. Damit kann ich auch nicht dienen.

DATIV UND AKKUSATIV Ich werde den Koffer nicht rausruecken. Vertraue den Fremden nicht! Sie werden dich anklagen.

SAEMTLICHE FEMININA SIND IM SINGULAR ENDUNGSLOS. Nicht schon wieder anzueglich werden.

5. DAS ADJEKTIV BEZEICHNET EIGENSCHAFT ODER ZUSTAND EINES DINGES.

ein gediegener Koffer

ein verschlossener Koffer

ein sehr gut verschlossener Koffer

Ein graufarbener, jedoch verlorener Pass. - Was man mir nicht abgenommen hat. Aber, ich meine, ein auf einer dunklen Feuchtwiese zwischen Kuhfladen weg geworfener Pass ist nunmal ein verlorener Pass. Man braucht da gar nicht zu luegen. Man braucht nur nicht alles erzaehlen. So gut sind meine Sprachkenntnisse nicht, dass ich ueber solche Spitzfindigkeiten stolpern wuerde. Sie haben ohnehin herausgefunden, woher ich komme. Danach war mir alles egal, und nachdem ich mich aussagewillig zeigte, und meinen Antrag gestellt hatte, haben sich mich in diese Butze gesteckt. Alles, nur nicht Abschiebehafft.

6. DAS ADJEKTIV KANN GESTEIGERT WERDEN.

die hoechste Not

Die hoehere Schule laesst sich mit einer hohen Schule zwar nicht vergleichen, aber eine juengere Dame ist aelter als eine junge Dame. Die Sozialhelferin ist eine juengere Dame. Die Auslaenderbeauftragte ist nicht einmal mehr eine juengere Dame. Ein tapfererer Mensch als ich.

7. PARTIZIPIEN ALS AUS VERBEN GEBILDETE ADJEKTIVE

immer mehr verloren gehende Sprache

Der groesste Aufkleber auf dem Koffer ist aus Jena. Und der Absender, dessen Name unleserlich, muss aus Weimar kommen. Ich weiss, ich habe bisher nichts von einem Absender erwaehnt. Aber wenn man einen gefundenen Gegenstand nicht zurueckgeben will, kuemmert man sich nicht um Namen, die daraufstehen oder nicht daraufstehen. Unleserlich oder nicht.

Ich habe mir eine Karte besorgt. Die beiden Staedte liegen ganz nah zusammen. Ein Katzensprung. Welcher Weimarianer klebt sich einen Sticker aus Jena auf seinen Koffer? Und umgekehrt. Moskau schon eher. ein verschwiegener Freund

Der eine ist beruehmt geworden. Er ist gepriesen worden. Er ist gefeiert worden. Der andere ist entlassen worden. Er ist erschlagen worden. Er ist zertreten worden. Ein dritter hat nicht gesollt. Ein vierter nicht gewollt.

An einer Gesamtschule des Leben koennten schwaechere Menschen zwischen verschiedenen Zweigen wechseln. Das Leben ist aber keine Gesamtschule.

8. AUCH ADJEKTIVE WERDEN DEKLINIERT.

Diese Regel ist so kompliziert, ich werde sie nie begreifen. Die meisten Freunde, die ich kenne (hier kennengelernt habe. Wenn man von

Freundschaft ueberhaupt reden kann. Es ist eher eine Art beruflicher Kontakt, aus Not geboren, wenn auch durchaus mit einer freundschaftlichen Komponente.) verstehen sie nicht, und kommen trotzdem ganz gut zurecht. Einer ist sogar dabei, der Unternehmer werden will. Import-Export. Dafuer reicht es, die Grundformen zu beherrschen. Um einen guten Gewinn zu machen, muss niemand wie Goethe daherreden.

nach langem, tiefem erquickendem Schlaf

in einer einzigen Nacht

9. ADJEKTIVE KOENNEN EINEM SUBSTANTIV, EINEM ANDEREN ADJEKTIV ODER EINEM VERB ZUGEORDNET SEIN.

Ich bin in einer schwierigen Situation. Das hat sogar mein Kontaktbeamter konzediert, dass ich in einer schwierigen Situation bin. Ob der Besitzer des Koffers durch den Verlust in einer aehnlich schwierigen Situation ist? Sicher in keiner aehnlichen Situation. Trotzdem glaube ich, meine Not ist groesser als seine.

typisch deutsch.

Goethische Gedichte.

Der Wissenschaftler macht sich anheischig.

Ich bin es leid, in einer schwierigen Situation zu sein. Mir alles gefallen lassen zu muessen. Dass andere ueber mein Schicksal entscheiden. Trotzdem werde ich mir bis auf weiteres alles gefallen lassen. Ich bin zu schwach, mich selbst aus dem Sumpf zu ziehen.

fehl am Platze

kopfueber in die Kacke

Ich irrte umher. Ich irre noch immer umher. Zuerst auf Feuchtwiesen, und nun in einer grossen fremden Stadt. Ich frage mich manchmal, was ich hier suche. Frage ich mich manchmal, was ich hier suche?

10. ADJEKTIVE KOENNEN SUBSTANTIVIERT WERDEN.

nicht substantiiert, wohlgermerkt.

ich bin arm - Der Arme.

Echte Adverbien, bitteschoen, nicht adjektivisch gebrauchen!

Der zue Koffer aergert mich einfach. Er hat kein Recht, zu zu sein, nachdem er schon tagelang unter meinem Bett liegt.

Was wohl drin ist? Wenn es etwas Verderbliches waere? Gar eine Bombe? Aber er riecht nicht nach Bombe. Er riecht ueberhaupt nicht. Den meisten Dingen kann man ihre Natur anriechen, und was ihre Bestimmung ist. Der Koffer riecht gar nicht. Es koennte auch eine Pornosammlung sein. Schwer genug ist er ja. Ob dann ein Wissenschaftler nach ihm suchen wuerde?

11. MIT DEM PERSONALPRONOMEN DRUECKT DER REDENDE AUS, WIE ER DIE DINGE VON SEINEM STANDPUNKT SIEHT.

Wenn ich das nur koennte. Meinen Standpunkt vertreten, meine ich. Ich kann zwar 'ich' sagen und mich auch wie ein Ich benehmen. Aber vom Standpunkt der Deutschen bin ich ein unwichtiges, stoerendes, hoechstens durch den Umstand der Stoerung bedeutsames, und folglich zu eliminierendes Ich. Sie interessieren sich nicht dafuer, wie sie mir helfen koennen, oder was ich von ihren rueden Umgangsformen und fragwuerdigen Verordnungen halte. Ihr Ziel ist einzig und allein, ihre Gesetze und Vorschriften moeglichst effektiv auf mich zur Anwendung zu bringen. Um moeglichst wenig Arbeit mit mir zu haben. Wehe aber, wenn sie feststellten, dass gar keine Vorschrift existiert, die sich auf mich anwenden laesst. Dass mein Fall sich von ihren Rastern und Prozeduren nicht erfassen laesst. Dann rasten sie aus. Koennen sich kaum zurueck halten. Halten sich auch nur zurueck, weil es gegen Nichtzurueckhaltung Gesetze gibt.

12. MIT DEM POSSESIVPRONOMEN STELLT DER REDENDE KLAR, WEM EIN BESITZ GEHOERT.

Das haben sie schon laengst klargestellt, dass mir gar nichts gehoert. Oh, sie haben eine genaue, von jedermann kochenernst zu nehmende Einteilung in mein und dein. Wehe, jemand verstoesst gegen diese Einteilung. Diebstahl ist ihnen anscheinend das erste Gebot. Nur wenn sich kein Eigentuerer melden wuerde, koennte ich den Koffer behalten. Nun, es wuerde sich bestimmt einer finden. Wenn. Wo kein Fund, da kein Besitzer, sage ich nur.

13. DAS RELATIVPRONOMEN BEZIEHT SICH AUF EIN VORHER GEHENDES WORT UND VERKNUEPFT DADURCH HAUPT- UND GLIEDSATZ.

Der Asylsuchende, der den Koffer nicht zurueckgab, wurde bald darauf ausgewiesen.

Der Fuchs, der das Huhn gepackt hatte, entwischte.

14. INTERROGATIVPRONOMEN

Warum bist du hier?
 Warum bist du nicht in Indien geblieben?
 Was hast du mit dem Koffer gemacht?
 Was war in dem Koffer?
 Wer hat dir geholfen?
 Wieviel hast du ihm dafuer bezahlt?
 Mit wem hast du darueber geredet?
 Teilweise sinnlos, die Fragen.

15. INDEFINITIVPRONOMEN

Irgendwer hat mich hergebracht.
 Keiner haette es da ausgehalten.
 Nichts.
 Ich sage jetzt nichts mehr.

'ETWAS' IST EINERSEITS INDEFINITPRONOMEN, ANDERERSEITS ZAHLWORT

Hilf mir. Ich gehe hier ein. Gib mir etwas von deinem Reichtum ab. Nur ein kleines bisschen. Wo kaemen wir hin! Wir kaemen ins Hundertste und Tausendste. Und immer mehr von euch wuerden nachkommen. Es wuerde kein Ende nehmen, weil ihr euch wie die Karnickel vermehrt, und wir muessten euch alle verkoestigen. Nur einzelne, nur die besten werden auserwaehlt.

Die Bewerber marschierten in Reihen zu vieren, wie es die Anstaltsleitungen befohlen hatte.

Zu viert versuchten sie zu tuermen.

16. DAS VERB ODER TU-WORT

Ich habe den Koffer aufgestemmt. Ich habe den Keil in die Ritze gefuehrt und mit dem Hammer ordentlich draufgeschlagen. Da ist der Deckel wie von selbst aufgesprungen.

Leider ist der Verschluss jetzt kaputt; und ich fuerchte, er laesst sich auch nicht reparieren. Weil ein Plastiknippel bei dem Schlag in mehrere Teile zersprungen ist. Billige Konstruktion das. Jetzt kann ich endgueltig nicht mehr zurueck. Bisher haette ich mich immer noch herausreden koennen, ich wollte den Koffer zurueckgeben, ganz bestimmt. Damit ist es jetzt vorbei. Ich habe mich endgueltig strafbar gemacht. Eine Straftat ist ein Ausweisungsgrund, soviel habe ich immerhin schon verstanden.

Ich muss sagen, der Inhalt des Koffers hat mich fuer diese miese Aussicht nicht gerade entschaedigt. Nur Papier drin. Keine Geldscheine, wo denken Sie hin, nur handbeschriebenes Papier. Billets und Manskripte. Schoen gebunden zwar. Aber nichts wert, fuerchte ich.

Die Manskripte liegen auf dem Tisch.

Was tun sie dort?

Sie entfalten ihre Wirksamkeit.

17. NACH DER ART IHRER KONJUGATION UNTERSCHIEDET MAN STARKE

Ich trug den Koffer.

UND SCHWACHE VERBEN.

Sie fragten mich aus.

Er mied die Grenzbefestigungen. (hat ihm trotzdem nichts genuetzt)

Er lief vor den Haeschern davon. (Aber keine Schongs. Gegen Nachtsichtgeraete hast du keine Schongs.)

"Wo ist dein Pass. Ohne Pass kannst du nicht einreisen."

"Ich truege einen Pass bei mir, wenn man mir nicht empfohlen haette, ihn wegzuerfen."

Das konnte ich natuerlich damals nicht sagen. Weil ich kein Deutsch verstand. Ich verstand ueberhaupt keine Sprache ausser meiner eigenen. Also machte ich "Hoeh?" Das verstanden sie, das versteht jeder, und brachten mich in einen vergitterten Wagen. Obwohl ich bestimmt kein anderes Verbrechen begangen habe, als nachts ueber eine feuchte Wiese zu wandern.

Also eigentlich, wo gibts denn sowas, was massen die sich an. Das ist ja wie im Mittelalter. Also, dieser Boden gehoert ihnen? Aber wie? Wie soll das laufen. Welche Bestimmung ist in dem Boden vorhanden, dass eine Person oder Gruppe einer anderen den Zutritt verbieten kann. A priori ist der Boden nur Boden.

Ein Kind wird geboren. Waechst zu einem Menschen heran. Und hoert ploetzlich, da darfst du nicht hin, da auch nicht. Privatgrundstueck. Ich raffe. Du raffst. Er rafft.

Ich druecke. Du drueckst. Er drueckt.

Zum Glueck haben wir unseren Geburtendruck. Die andern koennen sich ausrechnen, wann sie aussterben. Mit oder ohne Beamtenstatus.

TRANSITIV Der Beamte befragt den Asylanwaerter.

INTRANSITIV Der Asylant begegnet dem BGS-Beamten mit Skepsis.

19. HILFSVERBEN ZUR BILDUNG VON ZUSAMMENGESetzten VERBALFORMEN

Ich kann nicht schlafen.

Ich musste meinen Guertel abgeben.

20. REFLEXIVE VERBEN

Ich erinnere mich. Einmal als Kind hatte ich mich beim Essen verschluckt. Im selben Moment droehnte ein Flugzeug im Tiefflug ueber mich hinweg. Ich hatte bis zu dem Zeitpunkt noch nie ein Flugzeug gesehen, und habe mich wahnsinnig erschreckt. Seit der Zeit assoziiere ich Schluckauf mit Flugzeuglaerm. Immer wenn ich ein Flugzeug hoere, kriege ich einen Schluckauf.

21. ALS AUSDRUCK DES ZEITGESCHEHENS STEHEN SECHS ZEITFORMEN ZUR VERFUEGUNG.

Wem die Glocke laeuten wird, dem muss nicht unbedingt die Stunde schlagen.

Ich glaube nicht, dass ich in meinem Leben noch viel zu erwarten habe. Zuviel falsch gemacht. Das Hiersein ist mir vergaellt. Zurueckgehen hat aber genauso wenig Sinn. Also schicksalsergeben abwarten, was sie mit mir anstellen werden. Eine maechtige Buerokratie, die sich der Antragsteller bedient, um in immer schneller kreisenden Bewegungen sich auszudehnen. Sie dehnt sich um so mehr aus, je effektiver sie wird. Was durchaus kein Widerspruch ist. Ich habe am eigenen Leib erfahren, dass das kein Widerspruch ist. Lager um Lager, Stadt um Stadt werden von ihr erfasst. Und im Zentrum dieses Hurrikans sitzt der Amtsleiter. Der Bundesamtsleiter. Oberbundesamtsdirektorpraesident, den ich, als einfacher Asylbewerber, normal nie zu sehen kriege. Hoechstens die fortgeschrittenen Oberasylanten, die haben eine, wenn auch nur theoretische Chance, ihn zu sehen zu kriegen. Am liebsten aber bespricht er sich mit seinen Unteramtsleitern. Die wissen schon, wie mit uns umzugehen ist.

22. EINE PERSON ODER SACHE KANN TAETIG SEIN, ODER ETWAS ERLEIDEN.

Im einen Fall ist sie aktiv, im anderen passiv.

Von einem Mann wird ein anderer Mann angesprochen.

Manche muessen zu ihrem Glueck getragen werden.

Einem Schlepper tausend Rupien in die Hand zu druecken, ist keine erhebende Aktivitaet. Die Folgen koennen gewaltig sein, oder auch nicht, je nach Fall und Standpunkt.

Eine Aktivitaet, die zum Leiden fuehrt.

Er ging ueber die Strasse und wurde ueberfahren.

Er hat Pech gehabt. Warum sind Sie ueber die Strasse gegangen, fragt mich unaufhoerlich mein Ausweisungsbeamter. Ich weiss es selbst nicht. Nicht mehr. Frueher wusste ich es. Tja, wenn ich gewusst haette.

Der Stein zerspringt, wenn man mit dem Hammer lange genug auf ihm herumklopft. Der Stein ist gesprengt worden.

Sein oder Haben. Das muttu einfach im Gefuehl sein.

23. MAN UNTERSCHIEDET DREI MODI VON VERBEN. NEBEN DER INDIKATIVFORM GIBT ES DIE MOEGlichKEITSFORM UND DIE BEFEHLSFORM.

Steh auf!

- a) Maennchen
- b) Wenn du kein Deutscher bist
- c) Hoer auf zu flennen.

DIE MOEGlichKEITSFORM DRUECKT AUS, WAS MOEGlich IST. ABER AUCH, WAS NICHT MOEGlich UND UNWIRKLICH IST.

Wenn etwas zugleich wirklich und moeglich ist, kann man sich darauf verlassen. Dass ein Beamter puenktlich mit seiner Arbeit beginnt, darauf kann man sich verlassen. Wenn etwas wirklich, aber nicht moeglich ist, muss man es bereinigen. Es kann doch nicht sein, dass. Kein Problem. Der Beamte ist, von zu Hause, an ganz andere Schwierigkeiten gewoehnt. Sich auf Paragraphen zu verlassen, ist noch die leichtere Uebung.

Er ist mit Lust gewandelt.

Ich haette ihn am liebsten geohrfeigt, als ich gesehen habe, dass er den Abwasch, fuer den er sonntags zustaendig ist, wieder nicht gemacht hat.

Meine Frau wuerde nie wagen, mich zu schlagen. Ausser in ihrer (Wunsch)vorstellung. Oder wenn sie stark betrunken ist.

Lesende Asylanter. Etwas, was nicht vorkommen sollte, aber seit neuestem vorkommt. Seit sie Koffer finden und man ihnen bereits vor der Anerkennung Sprachkurse gibt. Die Tanten vom Goetheinstitut haben anscheinend nichts besseres zu tun. Aber bitte. Dann soll man sich nicht

wundern, dass ploetzlich Brecht-Manuskripte bei ihm auf dem Tisch liegen. Er hat uns glaubhaft versichert, dass man sie ihm auf der Strasse angedreht hat. Fast geschenkt. Aber bitte. Brecht steht darauf. Brecht steht nicht auf unserer Liste. Ich stehe nicht auf Brecht, wahrlich nicht. Wo Brecht draufsteht, muss nicht unbedingt Brecht drin sein. Brecht kommt zwar hier aus der Gegend, und es wird, immer noch, eine Menge Brimborium um den Kerl gemacht. Ich meine, sie veranstalten alle moeglichen Festivitaeten zu seinen Geburts- und Todestagen, aber ich habe ihn schon immer langweilig gefunden, da konnte mein Deutschlehrer noch so viel quatschen. Der ist sowieso jetzt in Rente, und sein Nachfolger interessiert sich fuer ganz andere Stoffe. Jaha.

Wenn ich nicht von der Schule haette abgehen muessen, haette ich Abitur gemacht und saesse heute nicht hier und muesste mich nicht mit diesen Idioten herumschlagen.

24. PRAEPOSITIONEN DRUECKEN AUS, IN WELCHEM VERHAELTNIS DINGE ZUEINANDER STEHEN.

Auf dem Weg ins gelobte Land wurden ihm zwei Buesche am Fluss zum Verhaengnis. Er kannte die Maenner, die aus dem Schatten traten, nicht. Sie nahmen ihn in ihre Mitte und fuehrten ihn den Weg entlang. Wir fuhren in vom Staube grauen Wagen.

Alles war vorbereitet.

Im Sprachkurs sitzen wir gemuetlich zusammen und fuehlen uns wohl. Zwei Stunden, wo man des Frustes ledig ist. Der Depressionen, die sich bei mir unweigerlich einstellen, wenn ich nichts zu tun und auch sonst keine Ansprache habe. Meine Familie und Freunde von frueher sind alle weit weg. Es ist mir schon immer schwer gefallen, neue Bekanntschaften zu schliessen. Zumal wenn man die Leute nicht versteht und ihren kulturellen Background nicht kennt. Die Lehrerinnen sind richtig nett. Das heisst, bis auf eine, die Haare auf den Zaehnen hat. Wir sitzen zusammen und versuchen, ein paar deutsche Saetze zu radebrechen. Fuer von der Gerichtsbarkeit an ihn gerichtete Briefe uebernehmen wir keine Haftung.

25. DIE KONJUNKTION - DAS BINDEWORT

Konjunktionen, Bindungen - - datt isset, watt Ihnen hier fehlt. Ohne Freunde bissu Bettler.

26. WOERTER SIND WIE BAEUME. AUS EINER WURZEL ENTSPRINGT DER STAMM. AUS DEM STAMM SPRIESSEN AESTE UND ZWEIGE.

Deine Freunde koennen die Woerter nicht sein. Auch Saetze nicht. Du kannst sie lieben und ehren, doch erwarte nicht, dass sie dir mehr zurueck geben als blosse Reflexe deiner Anschauungen.

binden - band - gebunden

Unverbindlichkeit - Armband - Buendnis

Und doch ist die Gesamtheit der Woerter und Saetze deine Sprache, deine Heimat, woran die meisten lebenslang gebunden sind. Nur wenigen Dichtern gelingt es, in fremder Sprache zu schreiben. Brecht war ein deutscher Dichter. Gebunden und verbunden.

WOERTER MIT GEMEINSAMER WURZEL BILDEN EINE SPRACHFAMILIE. DER GEMEINSAME URSPRUNG, DIE WURZEL, IST HEUTE IN VIELEN FAELLEN NICHT MEHR OHNE WEITERES FESTZUSTELLEN. JEDENFALLS NICHT VON LAIEN.

Die Familie. An die denke ich gern zurueck. Ich habe als Kind manchmal gehungert und bin ungerecht behandelt worden. Oft hatte ich Durchfall. Trotzdem denke ich gern an die Vergangenheit. Sie ist die Wurzel von allem, was ich bin.

Wieviele Freunde hatte Brecht, als er ins Exil ging. Reichlich. Solche Leute haben ueberall Freunde. Er konnte sogar seinen gesammelten Harem mitnehmen. Trotzdem, auch fuer solche Leute ist auswandern kein Zuckerschlecken. Brecht war damals nicht mehr der juengste. Nicht mehr voll auf der Hoehe. Hat nicht mehr alles voll kontrolliert. Hat den Koffer mit der Arbeit mehrerer Jahre aus den Augen verloren.

Ob meine Lehrerinnen so ganz auf der Hoehe sind, weiss ich nicht. Sie haetten ruhig bemerken koennen, dass ich im Besitz dieses Wunderkoffers bin. Der Vermieter jedenfalls hat was gemerkt. Er hat das Ding fuer den Schwarzgeldkoffer gehalten, der ihm kurz vor der deutsch-schweizer Grenze abhanden gekommen war. Ich bitte Sie. Ich war nie an der deutsch-schweizer Grenze. Ich bin ganz woanders aufgelesen worden. Es sei denn, der Koffer haette einen doppelten Boden. Fuer die Manuskripte koennte man garantiert ein huebsches Suemmchen herausholen. Aber das hat mein Vermieter nicht geschnallt. Soweit reicht sein Verstand nicht. Hat sie fuer Altpapier gehalten und nicht weiter beachtet. Weg damit. In seiner Wut wollte er mich zwingen, sie wegzuschmeissen. Haette sie fast selbst auf den Muell geworfen. Aber da ist er an den falschen geraten. Mein Koffer, habe ich gesagt, und das hat er verstanden. Mit Besitzverhaeltnissen kennt der Raffzahn sich aus. Da macht ihm auch der Oberanstaaltspraesident nichts vor, der sich darin gewiss gut auskennt und mit Frau und Kindern in einer echten Komfortgegend wohnt. Eigenheim, wohlgemerkt. Aber mein Vermieter kennt sich noch besser aus, weil, er ist haerter dran an der Realitaet. Ich will 100 Euro mehr, sagt er, pro Bettplatz, versteht sich, und wenn er mit Kuendigung droht, nicken die Beamten ganz schnell, und der

Amtsleiter unterschreibt ohne hinzusehen. Der Oberanstaaltspraesident und seine Frau sitzen auf wohligen Polstermoebeln, liegen in wohligen Betten, stehen vor reichlich schnitzwerk-verzierten Schraenken. In Alis Heimat lagern 21 Prozent der Welterdoelreserven. Der amerikanische Praesident kuemmert sich um den Oberanstaaltspraesidenten, indem er sich um die Welterdoelreserven kuemmert, damit es der Oberanstaaltspraesident und seine Gattin schoen warm in ihrer Villa haben. Mit dem Besitz ist es so eine Sache. Man kann ihn bei sich tragen, oder auf ihm leben. Ein Seegrundstueck. Unbefugten ist der Zutritt verboten. Oder, wenn man etwas weiter entferntes benoetigt, muss man den Begriff des Besitzes ausdehnen zur Einflussphaere. Nur ich bin immer der angeschmierte. Ich sitze hier fest, mit oder ohne Manuskripte. Ich spuere zwar die Macht der Rede, die aus dem Koffer kommt; aber im Moment ist die Macht des Faktischen staerker. Was hat der Oberanstaaltspraesident, was ich nicht habe? Ich meine, mental. Vielleicht, weil er arbeitet, waehrend ich faulenze. Ich waere auch gern Oberanstaaltspraesident. Aber klar, nicht jeder kann Oberanstaaltspraesident sein. Einige muessen schliesslich den Garten machen und den Balkon renovieren, und andere muessen bloede herumhocken. So ist das Leben.

III. Die Satzlehre

Sprache ist alt. Sprache ist Herbst. Die herbstlichen Blaetter unserer Wortflora fallen auf ein weites Feld. Dort wechselwirken sie mit den Feldern anderer Worte. Sie fuegen sich zu Inhaltsstrukturen zusammen. DER SATZ IST DIE FINITE AUSPRAEGUNG EINES VERBALEN SYNTAGMAS.

Ein neuer Schmerz ist da, der Schmerz der wohlwollenden Ueberlegenheit. Die Welt ist mir viel zu logisch. Fremder Mann findet verschlossenen Koffer. Traut sich, nach langem Hin und Her, ihn aufzumachen. Ist zwar nur Papier drin, nichts als Papier. Aber ploetzlich kann er die Sprache, die ihm vorher soviel Probleme gemacht hat. Er beherrscht die Sprache besser als jeder Literaturprofessor. Eine ganz einfache Geschichte, die nie aufhoeren wird, wenn er den Koffer nicht hergibt.

Der Literaturprofessor war bei mir. Einheimisches, schmaechtiges Kerlchen. Vor dem muss ich keine Angst haben. Zumindest koerperlich nicht. Geistig schon eher. Wissenschaftler. Sehr logisch. Hat den Koffer gesucht. War so fanatisch hinter ihm her, dass ich, in heller Panik, alles abgeleugnet habe. Ich wusste ja nicht, was passieren wuerde, wenn ich ihm die Geschichte erzaehle. Fragen Sie mich nicht, wie er mir auf die Schliche gekommen ist. Wissenschaftler sind eben so. Schlau, auch wenn sie sprachlos sind. Er war ziemlich sprachlos. Vielleicht hat man mich gesehen, als ich das Trumm ins

Haus geschleppt habe. Der Koffer passt nicht zu mir. Mit so einem Koffer faellt einer wie ich auf.

Er ist logisch, aber auch zaenkisch. Man muss zwar keine Angst vor ihm haben, wie vor den tumben Kleiderschraenken von Grenz-, Justiz- und sonstigen Behoerden, aber es ist nicht leicht mit ihm umzugehen. Er ist logisch, aber ein schlechter Redner. Ziemlich unverstaendlich, was er mir erzaehlt hat. Ich habe den Eindruck, die Deutschen beherrschen ihre Sprache von Tag zu Tag schlechter. Vielleicht sollte ich sie mal meine Brechtschen Billets zu lesen geben. Wobei ich denke, die meisten sind mehr auf eine Gehaltserhoehung als auf diese ollen Zettels aus. Da stehen Sachen drauf, fuer die sich heute kein Mensch mehr interessiert. Hoechstens Literaturexperten. Andererseits, was wollen Sie mit einer Gehaltserhoehung? Sie haben doch schon alles. Was wollen Sie denn noch?

Es leuchtet ein, dass der Satz 'Thomas Mann schrieb zahlreiche Romane' sich nicht auf die selbstverstaendliche Faehigkeit des Mannes bezieht, Schrift zu produzieren.

Er war noch einmal da. Hat mich eindringlich gebeten. Wichtige Manuskripte eines namhaften deutschen Schriftstellers. Ich habe mich dumm gestellt und gefragt, was Manuskripte sind. Nichts gefaehrliches, hat er gesagt, und mich beruhigt und immer mehr eingelullt mit seinen Beruhigungen, und keine Ruhe gegeben, bis ich den Koffer herausgerueckt habe. Ich meine, nachdem er die Polizei aussen vor gelassen hat, und ganz hoeflich herumgekrochen ist. Nicht einmal in diesem forschen Tonfall der Asylbeamten oder Hausbesitzer, sondern in einer Sprache, wie ich sie spreche, devot eben, wenig selbstbewusst. Es muss ihn an manchem gemangelt haben, ohne den Koffer. Da konnte ich schlecht 'nein' sagen.

1. MAN UNTERSCHIEDET DREI SATZARTEN

FRAGESATZ: Wo ist der Koffer?

AUSSAGESAETZE: Ich habe ihnen schon mehrmals gesagt, dass ich keinen Koffer besitze.

AUFFORDERUNGSSAETZE: Bitte steh auf (Obwohl ich keine Lust habe, erhebe ich mich von meinem Lager. Wer faulenz, wird leicht schlaefrig.) und zeige mir den Koffer.

2. SUBJEKT, PRAEDIKAT

Ich bleibe.

Ich gehe.

Ich laufe.

...UND OBJEKT

Der Richter weist den Mann aus.

Der Professor nimmt den Koffer an sich.

Die Dozentin ist launisch.

Es stehen Maenner draussen.

Ich traue mich, mit dem Koffer zu tuermen.

Die Polizei fasste den Asylerschleicher.

Der Asylerschleicher waere von den Polizisten gefasst worden, wenn die Mauer ihnen nicht die Sicht versperrt haette.

3. DIE UMSTANDSBESTIMMUNG KANN IM SATZ AUFTRETEN ALS SINN-NOTWENDIGE ERGAENZUNG ODER ALS ERWEITERUNG.

Er weinte vor Verzweiflung.

Niemand kam ihm zu Hilfe.

Er lief trotz des Regens.

Seine Erregung eskalierte.

Bei grosserer Vorsicht waere er ihnen nicht entkommen.

Der Oberanstaaltsleiter ist gestern mit seiner Frau zwei Wochen zur Erholung nach Bali geflogen. Der Vorsitzende der dritten Strafkammer hat sich ihnen angeschlossen.

Ich sehe deinen Fall als verloren, unkte der Anwalt. Du haettest dich besser vorsehen sollen, mein Junge.

Er hiess seinen Richter einen Dummkopf; doch jener verstand ihn nicht.

Er rannte. Das Laub faerbte sich gelb.

Der Unterricht laeuft gewoehnlich folgendermassen ab. Begruessung durch die Dozentin. Das Buch wird aufgeschlagen. Ein Text wird gelesen. Eine Uebung gemacht.

Die Furcht vor der Ausweisung verleitete den ...

Die Furcht, ausgewiesen zu werden, verleitete den ...

Die Furcht, dass er ausgewiesen werde, verleitete den ...

Die Furcht, er koenne ausgewiesen werden, verleitete den ...

Der Beschuldigte reiste am Montag, den 14. April, nach Koeln.

4. EIN SATZGLIED, DAS FORMAL NICHT UNBEDINGT NOETIG IST, NENNT MAN ERWEITERUNG. AUS SAETZEN ENTSTEHEN SATZGERUESTE, WENN MAN IHRE ERWEITERUNGEN WEGLAESST.

Er wohnte im Heim.

Er wohnte.

Der Wegweiser am Ende des Dorfes war umgefallen. Vielleicht haette er sonst zurueckgefunden.

Das Boot ist voll.

Den Koffer hat Brecht in Moskau zurueckgelassen. Eine der Frauen, die ihn gewoehnlich begleiteten, sollte ihn nach Skandinavien bringen, wo sich der Dichter mit dem Rest seines Trosses aufhielt. Bevor sie ihre Zusage einloesen konnte, wurde sie verhaftet und deportiert. Ueber das Schicksal des Koffers war nichts bekannt, bis ich in einem russischen Archiv eine Notiz fand. Diese fuehrte mich in das ehemalige Institut fuer sozialistische Literaturgeschichte und von dort zu einem dubiosen Kunsthaendler, bei dem der Koffer aber nie angekommen ist, weil ihn die Kuriere auf dem Bahnhof verloren haben.

5. JEDE SPRACHE BESITZT EINE UEBERSCHAUBARE ANZAHL VON SATZBAUPLAENEN (SYNTAKTISCHEN STRUKTUREN), NACH DEREN MUSTER SICH ALLE SAETZE VOLLZIEHEN.

Die Endlichkeit der Sprache ist die Endlichkeit des Sprechenden ist die Grenze unserer Aufnahmefaehigkeit ist erschoeptf.

Die Linguisten ruehmen die Sprache fuer ihre Endlichkeit, weil sie - trotz Endlichkeit - eine Unmenge von Kombinationen erlaubt. Ich meine, die Menschheit sollte sich nicht zu viel einbilden. Eigenlob stinkt. Besser fragen, welche Faehigkeiten sie NICHT besitzt. Das waere viel interessanter. Und schwieriger.

6. DAS WESEN DER WORTREIHE

verliebt, verlobt, verheiratet, geschieden.

ersehnt, hingefahren, eingereist, Sprache gelernt, ausgewiesen, verurteilt, abgeschoben.

Als mein Antrag abgelehnt wurde, war ich im ersten Moment sprachlos. Das heisst, gegenueber dem Richter bin ich waehrend des ganzen Verfahrens sprachlos gewesen. Der Richter hat eine Sprache gesprochen, von der ich den Eindruck hatte: der versteht selber nicht, was er sagt. Der benutzt Worthuelsen als Versatzstuecke fuer eine Scheinlogik. Wie bei gewissen mathematischen Konstruktionen, wo die Axiome untereinander widerspruechlich sind. Trotzdem wagen sich immer wieder Leute aufs Glatteis. In diesem Fall ist es nicht der Richter, der einbrechen wird.

7. DAS WESEN DER SATZREIHE

Der Mann packt seine Sachen. Er haelt den Kopf gesenkt und packt seine Sachen. Fast moechte man meinen, er weint. Dabei ist er nur muede.

DAS GEDANKENVERHAELTNIS DER SAETZE EINER SATZREIHE KANN KOPULATIV

In Koeln hat es geregnet und die Strassen sind feucht.

ADVERSATIV

Der Einsatz war gross; gering der Gewinn.

KAUSAL

Er wurde bestraft; er hatte gegen die Gesetze der BRD verstossen.

ODER KONSEKUTIV SEIN

Er versties gegen die Gesetze der BRD; er wurde bestraft.

8. DIE TEMPORA

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gehen mir alle in eins. Zeit bedeutet mir nichts mehr.

DAS PRAESENZ DRUECKT AUS, DASS DIE HANDLUNG, DER VORGANG ODER ZUSTAND IN DER GEGENWART ANDAUERT ODER ALLGEMEINGUELTIG IST.

Bei grosser Hitze flimmert die Luft.

Ein Knall. Oder hatte er sich den nur eingebildet? Sein Herz begann, wild zu klopfen. Er schiebt sich vorsichtig vor. Alles ruhig. Nur sein Herz hoert er klopfen. Aber da, eine Bewegung. Und ploetzlich ... die Zielperson schiesst. Mensch, dachte er und duckte sich hinter die Mauer.

DAS PERFEKT

Mit dem Perfekt hat man abgeschlossen.

Er hat keine Chance mehr gesehen fuer seinen Prozess, keinen Ausweg.

DAS PRAETERITUM

Es war einmal. Was sollte ihm der Koffer. Die grosse Ironie bestand darin, dass der Dozent den falschen Koffer mitgenommen hatte. Ob sich der Vermieter mit ihm raufen wuerde? Moeglich wars. Moeglich war alles. Absurd ist das Leben. Aber nur, wenn man es mit dem Leben anderer, weniger ramponierter Zeitgenossen vergleicht.

9. DER RELATIVSATZ

Ich weiss, oder kann mir wenigstens denken, was du beabsichtigst.

10. DER INDIREKTE FRAGESATZ

Der Richter soll untersuchen, wie der Vorfall abgelaufen ist und sich nicht mit sinnlosen Spekulationen aufhalten.

Niemand weiss, wann ihm die Stunde schlaegt.

Ein Mann bat um Hilfe.

Wer hat den Mann bei seiner Tat beobachtet?

11. DER KONSEKUTIVSATZ

Der Jaeger schoss auf den Hasen, ohne dass er ihn traf.

Die Luft war so klar, man konnte kilometerweit sehen.

Es haette klappen muessen, wenn der Jaeger keine solche Flasche gewesen waere.

Irgendwann raecht sich jeder Groessenwahn.

12. DER TEMPORALSATZ

Wenn die Tage kuerzer werden und der Sommer uns verlaesst, beginnt der Herbst.

Nachdem der Antrag abgelehnt ist, wird man abgeschoben.

Es sei denn, dass.

Seit es Menschen gibt, gibt es auch Nullen.

Diese sorgen fuer den Unverstand, das Vorurteil und den reibungslosen Ablauf des Staatswesens.

Seit er seine Heimat verlassen hat, ist er in keinem festen Beruf mehr taetig. Den Wohnsitz hat er seit seiner Flucht auch aufgegeben.

Als es dunkel wurde, machte er sich davon.

Als er mit der Bahn fuhr, sahen ihn alle an. Vermutlich wegen der Hautfarbe. Niemand ahnte etwas.

13. DER KAUSALSATZ

Die Behauptung, der Mann sei zum Verbrecher geworden, weil wir ihn misshandelt haetten, wird von meiner Behoerde entschieden zurueck gewiesen.

14. DER KONDITIONALSATZ

Wenn ich in Madras geblieben waere, ginge es mir jetzt besser.

Wenn ich Geld haette, wuerde ich den Koffer nicht verkaufen.

15. DER KONZESSIVSATZ

Obwohl er standhaft bei seiner Behauptung blieb, glaubte man ihm nicht.

16. DER MODALSATZ

Die Katze faengt die Maus, indem sie sie mit aeusserster Vorsicht anschleicht.

17. DER FINALSATZ

Die Frage der Mittel.

Der Massnahme ihr Ziel.

Damit man ihn hereinliesse, wollte er mit dem Koffer zahlen.

Der Richter lehnte ab.

Wir muessen wachsam sein.

Wir sind bestellt, um wachsam zu sein.

Wir muessen Vorsorge treffen, dass Deutschland keinen Schaden nimmt.

Er wollte sich verstecken, um nicht abgeschoben zu werden. Dabei wurde er in ein schreckliches Verbrechen verwickelt.

18. ANAKOLUTH - DER SATZBRUCH - VERRAET MANGELNDES DENKVERMOEGEN

Wenn er denn unschuldig ist. Nun, er haette sich melden muessen.

Ich traemte, die Bekanntschaft eines alten Mannes gemacht zu haben, welcher, wenn ich nicht gewusst haette, dass es Brecht ist, der, nach eigener Aussage, gleich hinter Goethe kommt, und auch dennoch hat er keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht.

Mit dieser Moeglichkeit muessen wir bei unseren Bewerbern immer rechnen.

19. DER SATZABSCHNITT, EINE ART UMSTANDSBESTIMMUNG

Die Hunnen stuermt her, ueber die Maehnen ihrer Pferde gebeugt, die Faust an gespannter Sehne.

Stehengeblieben! Ha! Haben wir, du Verbrecher, dich endlich.

20. MIT DEM KONJUNKTIV LAESST SICH EINE MOEGELICHKEIT ODER WAHRSCHEINLICHKEIT AUSDRUECKEN ODER, DASS DER SPRECHENDE ETWAS WIRKLICHES SICH ANDERS WUENSCHT.

Ich wuenschte, die Welt waere anders, als sie ist.

Ich wuenschte, ich koennte mich frei in ihr bewegen.

Ich wuenschte, ich muesste vor niemand mein Haupt beugen.

Ich wuensche mir eine Welt voller Freunde und Brueder.

(Das morsche Holz der Utopie. Schwere Last Hoffnung.)

21. DIE INDIREKTE REDE IST DIE WIEDERGABE VON AUSSAGEN EINES DRITTEN. BEI DER INDIREKTEN REDE STEHT DAS VERB IM KONJUNKTIV.

... der Leser frage sich unwillkuerlich, ob er der Berichterstattung noch trauen koenne. Es koenne auch alles ganz anders gewesen sein. Der Arbeiter erzaehlte, er habe das Unglueck hautnah miterlebt, er habe sich aber rechtzeitig in Sicherheit gebracht. Die Feuerwehr wurde zurecht gefragt, wie das geschehen konnte. Warum sie keine Vorkehrungen getroffen habe. Ein Ermittlungsverfahren wurde eingeleitet.

22. DIE NEGATION

Ich denke nicht daran, weg zu gehen.

Diesen Stress beabsichtige ich nicht, mir noch einmal anzutun.

Die Negation ist natuerlich das staerkste, was wir haben. Die hoechste und vollkommene Form des Widerstandes. Sie wird aber keineswegs um so besser, je abstrakter sie ist. Im Gegenteil. Die reine, abstrakte Negation ist das Boese. Erst wenn wir sie mit qualifizierten Argumenten fuellen, also z.B., warum wir dagegen sind, dass Heimat- und Staatenlose einfach abgeschoben werden, entziehen wir uns seiner Anziehungskraft.

23. SATZPLAENE: UNTER DEN HAUPTPLAENEN GIBT ES DEN GRUNDPLAN, DEN SEITENPLAN UND DEN UMKEHRPLAN

...letzteren, wenn man nicht weiterweiss (nehme ich an).

Weiter weiss ich nicht mehr.

In die Anstalt schlug der Blitz ein.

ALSO, ICH WERDE JETZT MAL TACHELES REDEN. SCHLUSS MIT DEM GEDOENS.

NICHT BESPROCHEN HABEN WIR DIE NEBENPLAENE. DIE HABEN ES IN SICH. BESONDERS DIE MIT PERTINENZDATIV.

Er suchte den Freund.

Der Regen lief ihm in die Schuhe.

Man stiess ihn in die Seite.

Man boxte ihm in den Magen.

Man haute ihm ins Gesicht.

Er haette sich gern eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Stattdessen hat er sich Tinte ueber die Hose gegossen.

Er waere, da es regnete, gern zu Hause geblieben.

Als er das Zimmer verlaesst, das er einige Wochen bewohnt hat, beginnt er zu weinen.